STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Aus dem Exil

von

Ludwig Simon.

Erster Band.

Motto:

„In diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben
Der täglich sie erobern muß."

Faust, 2. Theil.

Gesellschaft für christlich
jüdische Zusammenarbeit e.V.
Geschäftsstelle
8 München 19 - Ysenburgstr. 9/0

Gießen, 1855.
J. Ricker'sche Buchhandlung.

☞ Beschmutzte und oben oder an den Seiten aufgeschn
Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Aus dem Exil.

Marie Palmann.

Aus dem Exil

von

Ludwig Simon.

Erſter Band.

Motto:

„In dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben
Der täglich ſie erobern muß."

Fauſt, 2. Theil.

Gesellschaft für christlich
jüdische Zusammenarbeit e.V.
Geschäftsstelle
8 München 19 - Ysenburgstr. 9/2

Gießen, 1855.
J. Ricker'ſche Buchhandlung.

L. 930

CT158
S56
v.1

Vorrede.

„In dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben
Der täglich ſie erobern muß."

Faust, 2. Theil.

Dieſe Verſe, welche ich im Jahre 1848 in manches mir vorgelegte Gedenkblatt geſchrieben habe, haben mich nun während ſechs Jahren ununterbrochen dermaßen unter ihr Geſetz genommen, daß ich das Zugeſtändniß machen muß, die Ruhe habe auch ihre Berechtigung. Sagt doch ſelbſt Göthe anderwärts:

„Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreu'n."

Elegieen.

Darauf mache ich nun noch keinen Anſpruch; aber ich habe das unſtete Leben ſatt, und mir verlangt nach einem ruhigen, lebenſichernden Wirkungskreiſe.

Die folgenden Blätter ſind keine »libri tristium ex Ponto«. Bricht auch manchmal die Wehmuth durch, ſo iſt und bleibt die Wehmuth doch ſtets ein Muth, und dieſer war bei mir ſtets herrſchſam über das Wehe. Auch hoffe ich, es ſoll ſich noch immer Kraft genug darin vorfinden, um mich vor jeder Art von Mitleid zu bewahren. Ich gebe mich grade wie ich bin, nicht

ſtärker und nicht ſchwächer. Ueberhaupt ſage ich in Allem nur die reine Wahrheit, wenn auch nicht immer die ganze Wahrheit. Manches wurde durch freie Selbſtcenſur, Manches aus nothwendiger Rückſicht auf die heimiſchen Preßzuſtände unterdrückt. Wer ſich auf Menſchen und Dinge dieſer Welt verſteht, wird das Eine wie das Andere meiſt herzuſtellen vermögen.

Memoiren pflegt man erſt in reiferem Alter oder am Abende des Lebens zu ſchreiben. Aber ich habe das Bedürfniß, mich auf irgend eine Weiſe zu bethätigen und — warum ſoll ich's nicht frei herausſagen? — von meiner Thätigkeit zu leben. Auch ſind die nachfolgenden Blätter keine bloßen Memoiren. Ich habe ihnen häufige Naturbeſchreibungen und manches Wiſſenswerthe hinzugefügt. Und was dann mein eigenes Leben und die übrigen Mittheilungen »aus dem Exile« betrifft, ſo können ſie doch nicht ganz ohne Intereſſe für Euch ſein. Wir befanden uns auf demſelben Schiffe, Alle, die Einen auf dem Vorder- die Anderen auf dem Hintertheile. Es war Sturm. Ihr habt Euch gerettet, der Eine ſo, der Andere anders. Wir wurden verſchlagen. Einige von uns ſind wieder unter Dach und Fach gekommen; Andere irren noch obdachlos und kämpfend umher; noch Andere ſind bereits unterlegen. Gleichviel! Ihr könnt uns nicht völlig ignoriren. Unſere Schickſale gehören mit zu Eurer Geſchichte, und tragen zu deren vollem Verſtändniſſe bei.

So geb' ich ſie denn getroſt hin dieſe Blätter, Freunden und Feinden, nicht gleichgültig, aber unbekümmert in Abſicht auf Lob und Tadel; vor Allem der Wahrheit, wie ich ſie erkannt habe, die Ehre gebend.

Nizza den 18. Juni 1855.

Ludwig Simon.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Seite

Zueignung. Vorrede.

1. Letzte Tage in Deutschland.

Erstes Kapitel: Rückblick auf die Sprengung des Parlamentes in Stuttgart. — Nach Baden. — Ein Tübinger Student. — Freiburg. — Reichskommissariat in den Schwarzwald. — Uebertritt in die Schweiz 1

2. Mein Aufenthalt in der deutschen Schweiz.

Zweites Kapitel: Bad Horn. Der Tübinger Student. Mayer von Eßlingen, Becher, Hausmann und der Reutlinger Prozeß. — Appenzell. Wie man Demarkationslinien zieht. Individualismus als Basis der Freiheit. Allgemeines Stimmrecht. Weisbad. Schweizeroffiziere. Badische Artilleristen. Fallmerayer. Das Russenthum und die europäische Civilisation. Auf die Ebenalp. Alpenrose. Ueber den Kamor durch's Reinthal bis Sarganz. Wallenstädter und Züricher See. Zürich. Uetli. Eidgenössisches Militairaufgebot. Soldatenstand und Weltfriede 12

Drittes Kapitel: Bern. Das Vogt'sche Haus. Die Berner Alpen. Sage von der Blümli's-Alp. — Raveaux und Itzstein in Thierachern. Die Nachricht von Trützschler's Erschießung. Zur Charakteristik Trützschler's. Culturanarchie und Demokratie. Humoristische Grundrechte. Zur Charakteristik Raveaux's 40

Digitized by Google

Seite

Viertes Kapitel: Das Berner Oberland. Interlaken. Bönigen. Aenneli und Marianneli. Mürren und das Lauterbrunnen-Thal. Das Brienzer Rothhorn. Apollo und andere Schmetterlinge. Das Ende des ungarischen Kampfs. Görgei und Koſſuth . . . 61

Fünftes Kapitel: Winterquartiere. — Johann Jacobi von Königsberg und die im Großherzogthume Baden ſtandrechtlich Hingerichteten. — Das Berner Centralcomité zur Unterſtützung der Flüchtlinge. — Flüchtlingsleben in Bern. Der Kornhausboden als Flüchtlingskaſerne. Kleiderkiſten aus Deutſchland. Flüchtlingsunterricht. Revolutionaire Hoffnungen. Anfeindungen der „Parlamenter". Der Frankfurter Donnersberg und die Berliner Linke. Unterſchriften aus dem Parlamente 79

Sechſtes Kapitel: Robespierre und die Bourgeoiſie. — Verhalten der Schweizerbehörden gegenüber den Flüchtlingen. Ueber das Aſylrecht. — Stimmung des ſchweizeriſchen Volkes gegenüber den Flüchtlingen. Die angeblichen Auflöſungstendenzen eines künftigen Deutſchlands gegen die Schweiz. — Der ſchweizeriſche Republikanismus 103

Siebentes Kapitel: Profeſſionelles Revolutioniren. — Die deutſche Monatsſchrift. — Die deutſchen Regierungen und die Partei Herrn v. Gagern's gegenüber der Bewegung des Jahres 1848. — Die Stadt Bern. Schweizeriſches Kadettenweſen. — Eine Flüchtlingsfamilie in „Wabern". Alpenglühen. — Zeichen der Sympathie aus dem Vaterlande. — Zwei Univerſitätsfreunde. — Meine Verurtheilung als Deſerteur. Amtseid, Treu und Glauben. — Neuenburg und deſſen Verhältniß zu Preußen. — Die Berner Maiwahlen. Die Partei Stämpfli und deren politiſche Gegner 120

3. Reiſebericht aus den Urcantonen, aus der italieniſchen Schweiz und aus den Monte-Roſa-Thälern.

Achtes Kapitel: Reiſe mit Loewe und Caspary in die Urcantone, nach Graubünden und Teſſin. Reiſeplan. Der Suwarow'ſche Zug. Beſuch bei Heinrich Simon und Rappard auf ihrem Gute am Züricher See. Rappard's mikroſcopiſches Unternehmen. Frau Trendelenburg, ſpäter Frau Loewe. Alpſtock und Wirthshauspreiſe. — In's Linththal. Die Schlacht bei Nafels und die ſchweizeriſche Unabhängigkeit. Das Klönthal. Ziegen und „Schabziger". Ueber den Pragel in's Muottathal. Alpenflora und eine ruſſiſche Laffette. Muotta. Die Urcantone, der Ultramontanismus und die Freiheit. Ankunft Suwarow's über den „Kinzigkulm", Gefechte im Muottathale, Abzug über den Pragel

Seite

in's Linththal und von da durch das Sernfthal über den Panixer Paß in's Rheinthal. Rückkehr nach Rußland und Tod desſelben. Die Revolution von 1789, der Schrecken und die auswärtigen Kriege. Die Revolution von 1848, die Juniſchlacht und die Wiederauflage des Bonapartismus. Clauſewitz'ſche Kritik des Ueberganges über den Kinzigkulm. Klauſenpaß und Glarnalp. Unſer Führer und der Sonderbundsfeldzug. Wohlriechende Vergißmeinnicht. Ueber den Urnerboden nach Linththal. Der Canton Glarus. Ueber den Wallenſee in's Rheinthal 154

Neuntes Kapitel: Bad im Wallenſee. Von Weſen über den Wallenſee nach Wallenſtadt, von da in's Rheinthal nach Ragatz. Ragatz, Pfäffers und deſſen heiße Quellen. Die Taminaſchlucht. Stimmung der deutſchen Bourgeoiſie. — Zur Geſchichte Graubündens. Miſchung der Sprachen und Glaubensbekenntniſſe. Das Romaniſche. Das Rheinthal bis zum Urſprunge des Hinterrheins. Reichenau und Louis Philippe. Deutſche Romantik bis Thuſis. Die »Via mala«. — Zur Befreiungsgeſchichte des Schamſer Thals. Der Urſprung des Hinterrheins. Ueber den Bernardin in's Miſoccothal. Heinrich Simon und die Burg von Miſocco. Der Buffalorobach. Der Canton Teſſin und die italieniſchen Seeen. Der Monte Salvadore. Ein Bad im Luganer See. Das ehemalige Unterthanenverhältniß der Teſſiner zu den Urcantonen. Die großen Alpenſtraßen 179

Zehntes Kapitel: Aus dem Süden in die Urſchweiz. Die Gotthardſtraße. Die Schlucht des Dazio Grande. Ticino, Reuß und Rhein. Der erſte Theil des Suwarow'ſchen Marſches. Der Gotthardberg. Das Urſernthal. General Lecourbe. Das Urnerloch, die Teufelsbrücke und das Krachenthal. Bürglen, Altorf, Geßler und Tell. Die Urner Landsgemeinde. Herr v. Radowitz und die Demokratie. Der Vierwaldſtätter-See. Tell's Platte und das Rütli. Luzern und der Sonderbund. Der Rigi. — Von Winkel nach Stanzſtad und Stanz. Winkelried, Nicolaus von der Flüe und der Stanzer Heldenmuth im Jahre 1798. — Der ſterbende Löwe zu Luzern 201

Eilftes Kapitel: Von Luzern zurück nach Andermatt. Ueber Furca und Grimſel in's Berner Oberland. Der Rhonegletſcher. Das Grimſelhospiz. Die Sage von der Handeck. Die Schwaben in Bönigen. Naivität und Bewußtſein. Das Kanderthal und das Schneedreieck der Altels. Am Oeſchinenſee. Maler Ulrich aus Zürich. Ueber die Gemmi. Alpenflora. Ausſicht auf die Poeniniſchen Alpen. Hinab nach den Lenker Bädern. Das Dalathal, die Leitern und das Torrenthorn 226

Seite

Zwölftes Kapitel: Blick in's Rhonethal. Rhoneaufwärts nach Visp. Das Vispthal und seine Verzweigung. Das Saaser Vispthal. Der Feegletscher. Pfarrer Imseng von Saas. Uebergang über den Allelingletscher. Felsblöcke am Mattmarksee. Ein Kolibri. Das Zermatter Vispthal und seine Berganfichten. Der Herr Pfarrer in Randa. Unglückskreuze. Vegetation, Wasserfälle und Schmetterlinge. Besteigung des Monte-Moro. Verhüllte Schönheit. — Eingeregnet in Zermatt. Der Gornergletscher und das große Matterhorn. Ueber das Fort- und Rückschreiten der Gletscher. Zurück nach Visp. — Ober- und Unterwallis. Die Rhoneniederungen. Die Studer'sche Karte der südlichen Nebenthäler des Wallis. Der Pont de Trient und die neue Schweiz. Die Pissevache. Die Brücke bei St. Maurice. Contrast zwischen Wallis und Waadtland. Katholisches Feuer unter der Asche in Lutry. Der Genfer See . 241

Zueignung.

An Frau S.

Die erſten Blüthen dieſes Lebens,
Das pflegend Du mit zarter Hand
Gerettet von des Grabes Rand,
Sie ſey'n voll heißen Dankesſtrebens
Dir, theure Freundinn, zugewandt.

Sei gnädig dieſen ſchwachen Trieben,
Nach ſolcher Leiden ſtrenger Haft!
Nur 'mählig rauſcht empor die Kraft
Zu ſcharfem Denken, warmem Lieben
Und aller guten Leidenſchaft.

Doch Du verlieh'ſt ihr neue Weihe,
Denn Du warſt „edel, hülfreich, gut“!
So blühe denn aus Deiner Hut,
Daß manches Tagwerk noch gedeihe,
Empor ſie mit erneuter Gluth! —

Nizza im Sommer 1855.

Ludwig Simon.

Gesellschaft für christlich
jüdische Zusammenarbeit e.V.
Geschäftsstelle
8 München 19 - Ysenburgstr. 9/0

1. Letzte Tage in Deutſchland.

— Juni 1849. —

Erſtes Kapitel.

Rückblick auf die Sprengung des Parlamentes in Stuttgart. — Nach Baden. — Ein Tübinger Student. — Freiburg. — Reichskommiſſariat in den Schwarzwald. — Uebertritt in die Schweiz.

Dieſen Sommer ſind es nun ſchon ſechs Jahre, daß mich das Dampfboot als Flüchtling von Conſtanz nach dem thurgauiſchen Bade Horn hinübertrug. Ich kann daran nicht zurückdenken, ohne daß auch die unmittelbar vorhergegangenen Ereigniſſe in meinem Gedächtniſſe wieder lebhaft erwachen. Daraus hebe ich Einiges hervor, was bisher wenig oder gar nicht bekannt geworden iſt und gleichwohl der Geſchichte aufbewahrt zu werden verdient. Am 18. Juni, dem Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance, waren alſo die letzten Hundert der deutſchen Nationalverſammlung in Stuttgart geſprengt worden, und zwar, — fabelhaft aber wahr! — nicht ohne eine ehrerbietige Verbeugung vor ihrem fortdauernden Rechtsbeſtande als ſouveraines Parlament deutſcher Nation. Dieſer Rechtsbeſtand iſt in dem uns mit bewaffnetem Einſchreiten be-

drohenden Schreiben der würtembergiſchen Regierung ausdrücklich anerkannt. Es wurde uns freigeſtellt, die Souverainetät deutſcher Nation fortzuſetzen, wo es uns behage, nur nicht auf deutſchem Boden. Insbeſondere ſei unſere Anweſenheit im Königreiche Würtemberg mit deſſen Ruhe und Ordnung nicht verträglich. — Ich will damit keineswegs unſer wirkliches Recht beweiſen; das liegt mir jetzt grade nicht am Herzen. Auch ſprach man ſehr wahr, indem man unſer ferneres Tagen in Stuttgart mit der Ruhe und Ordnung des Königreichs Würtemberg für unverträglich erklärte. In der That, wäre es nicht gelungen, uns zum Weichen zu bringen, ſo wäre auch das Land Würtemberg mit ſeinen geordneten und ungeordneten Kräften in die bewaffnete Erhebung für die deutſche Reichsverfaſſung hineingefallen. Es kommt mir nur darauf an, einen Beitrag zur Geſchichte deutſchen Geiſtes zu liefern. Wahrlich! dieſe vollſtändige Emancipation der Theorie von der Realität, dieſe Unabhängigkeitserklärung einer unſterblichen Rechtsſeele von jeder materiellen Baſis, dieſe Verweiſung von der grauen Erde in den blauen Aether, — iſt das nicht echt deutſch? — Wir aber verläugneten dieſen Grundzug deutſchen Weſens; wir wollten uns den Boden dieſer ſündig-ſchönen Erde nicht unter den Füßen wegziehen laſſen, war auch unſer letzter Zufluchtsort nur eine armſelige Reitbahn! Und hier hebe ich einen zweiten Punkt hervor, der wohl noch gar nicht bekannt iſt. Mehrere Bürgerwehr-Abtheilungen Stuttgarts, darunter auch die Bürgerwehr-Artillerie, hatten dem Parlamente, während ſeiner Conflicte mit dem würtembergiſchen Miniſterium, in herzlichen Adreſſen ihren Schutz angeboten. Dieſes Anerbieten wurde nun angenommen; insbeſondere erging von Seiten des Büreau's eine ausdrückliche Aufforderung an die Bürgerwehr-Artillerie, mit ihren Kanonen vor unſerem Sitzungslocale vorzufahren, um uns den Eingang frei zu erhalten. Doch als die guten Leute ſich nach ihren Kanonen umſahen, hatte die Regierung dieſelben bereits unter Verwahrung genommen. — In Berlin war die Bürgerwehr zu thatſächlichem Vorgehen bereit, ihr

Schutz wurde abgelehnt; in Stuttgart wurde sie um thatsächlichen Schutz ersucht und befand sich nicht mehr in der Lage, denselben zu leisten. Du zuckst die Achsel, Leser? — Thu' das nicht, sondern laß mich meine Erzählung beenden. Gegen Mittag setzte sich unser Zug nach dem Sitzungslocale in Bewegung. An der Spitze ging der rüstige Präsident Loewe, zwei würdige Greise hatten ihn in ihre Mitte genommen, Ludwig Uhland und Albert Schott, der Erstere Freund, der Letztere Schwiegervater des Ministers, auf dessen Befehl jetzt bewaffnete Macht uns den Eingang verwehrte. Ich ging, Arm in Arm mit Moritz Hartmann, unter den Ersten hinter dem Präsidenten, bin also ein geeigneter Zeuge der folgenden Vorgänge. In der Nähe unseres Locales angelangt fanden wir den Zugang durch eine Front Infanterie abgesperrt, dahinter zu Pferde den General Miller nebst anderen Offizieren und den Regierungscommissair Camerer. Dieser Letztere trat hervor und forderte uns im Namen des Gesetzes auf, uns zurückzuziehen. Loewe aber schritt vorwärts und verlangte mit fester klangvoller Stimme: „Raum für die deutsche Nationalversammlung!“ — Darauf Tambour und „Fällt's Bajonett!“ d. h. die Soldaten sollten das Bajonett fällen, aber sie thaten's nicht, oder doch nur halb, kurz! es war ihnen gar nicht recht um's Herz. Ich habe ihnen von Angesicht zu Angesicht in die Augen geblickt, während der Zug vorwärts drängte; sie schauten durchweg gar nicht feindlich drein und verriethen gar keine Lust, uns ein Leid zuzufügen. Wir wären sicher in unser Local gelangt, wäre nicht, auf gegebenen Befehl, ein, in einer Seitenstraße aufgestelltes Cavalerie-Detachement nun herangesprengt, um uns hinwegzureiten. Selbst diese Action wurde nicht mit soldatischem Eifer ausgeführt, und vergeblich bemühte sich ein Unteroffizier, die Leute zu energischerem Trabe anzufeuern. Günther, Blum's Schwager, riß die Brust auf, daß die Knöpfe davon fuhren, und rief: „Stecht zu!“ — aber Niemand wollte zustechen. Doch wurde der Eine und Andere zu Boden und der ganze Zug allmählig hinweggeritten.

Hatte man etwa gerade die freisinnigsten und weichsten Soldaten ausgewählt, um sie uns entgegenzustellen? — Gewiß nicht! Die ganze Garnison Stuttgarts mag demnach nicht sehr blutgierig gewesen sein, und das Erscheinen wenn auch nur eines Theiles der Bürgerwehr zu unserem Schutze hätte daher von weitreichenden Folgen sein können.

Noch einmal! ich vertrete hier weder das positive Recht noch die politische Weisheit unserer Handlungsweise. Die Einen mögen uns Verbrecher, die Anderen Unvernünftige heißen. Ich berichte bloß Thatsachen, die mir der Aufbewahrung werth scheinen; höchstens appellire ich noch an den guten Geschmack, indem ich behaupte, daß das Blatt, auf welchem unsere letzten Tage in Stuttgart verzeichnet stehen, kein unehrenvolles in deutscher Geschichte sei, und daß unser Verhalten das Leben der ersten deutschen Nationalversammlung, nach dem Standpunkte, den sie nun einmal von Anfang an eingenommen hatte, würdiger beschließe als der Reichstag zu Erfurt.

Bald nach der Sprengung des Parlamentes erhielten auch die einzelnen Reichstagsmitglieder, welche nicht dem würtembergischen Staate angehörten, die Weisung, sofort das Land zu verlassen. Doch bewilligte man, auf triftige Gründe hin, billigen Aufschub. Ja in einer Versammlung, worin die Zurückgebliebenen über diese Ausweisungsmaßregel beriethen, wurde sogar Denjenigen, welche etwa des Reisegeldes ermangelten, durch dritte Hand die Schatulle Sr. Majestät zur Verfügung gestellt. Es versteht sich von selbst, daß Niemand von diesem Anerbieten Gebrauch machte. Ja, ich erinnere mich sogar, daß ich und mehrere Andere uns gegen jede Voraussetzung einer möglichen Annahme eines solchen Anerbietens, als gegen einen unverdienten Schimpf, lebhaft erhitzten. Du kennst doch, Leser, die folgende Strophe:

„Doch das Volk blieb unbekehrt, —
Von poln'schen Juden aufempört,
Von Litteraten und Barbieren,
Die gar Nichts hatten zu verlieren!"

Wurden auch wir zu dieſen »Litteraten und Barbieren« gezählt, deren Tapferkeit im Dienſte der Freiheit man mit einem guten Stücke Geldes am Beſten überwinde? — Einige Schweizer, denen ich die Geſchichte ſpäter erzählte, gaben mir ſehr Unrecht. Das Parlament ſei ja bereits geſprengt geweſen; zu einer Einwirkung auf unſere Geſinnung habe alſo gar kein Grund mehr vorgelegen. Zum Lande habe der König uns gewiß gerne hinaus gehabt; aber da er dieſen Erfolg nach ſeinem vollſtändigen Siege über uns ebenſogut und ohne alle Gefahr durch rückſichtloſes Einſchreiten der Polizei hätte erreichen können, ſo ſtelle das uns gemachte Anerbieten offenbar einen reinen Act der Humanität dar. . . . »S'iſch doch noch der ordentliſchſt von Alle!« meinte der Redner. Ich könnte noch Mehr erzählen; doch wo der Tadel unſtatthaft iſt, hat auch das Lob keinen Werth.

Einige Tage nach der Sprengung ſchlugen unſerer Mehrere über Hirſchau, Wildbad und Gernsbach den Weg nach dem Badeorte Baden ein, um zu dem letzten Verſammlungs-Verſuche der Geſprengten im badiſchen Lande, wohin uns der Präſident und das Büreau bereits vorangegangen waren, mitzuwirken. Unterdeſſen war auch an einzelnen Orten des würtembergiſchen Schwarzwaldes der Unmuth zum Ausbruch gekommen. Ein Häuflein Tübinger Studenten war als »ſchwäbiſche Legion« ausgezogen, darunter wahrſcheinlich der Sohn eines unſerer Reiſegenoſſen. Die Mutter lebte in tödtlicher Unſicherheit, und hatte ihrem Manne heiß auf's Herz gebunden, ſich doch ja nach dem lieben Jungen umzuſehen. Die Sprengung des Parlamentes hatte auch in den Bürgerwehren von Horb, Freudenſtadt und anderen Ortſchaften gezündet, und ſchon kreuzten uns die gegen dieſe Aufſtände ausgeſandten Militairabtheilungen. In Hirſchau, jenſeits der Nagold, beſuchten wir im Fluge die durch Uhland verewigte Ulme. Der Baum ſtand noch da, grade wie der Dichter ihn beſchrieben, tief im Grunde des alten Kloſterbaues wurzelnd und ſeine Krone friſchgrünend aus den beengenden Mauern hinaus in's Blau des Himmels erhebend.

„Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam!“

Wir ſahen uns den merkwürdigen Baum von allen Seiten an. Der Anblick hat gewiß Anregendes genug; aber die letzten Erlebniſſe laſteten ſchwer auf uns, bis Einer tiefer Athem holte und feſt einfiel:

„Zu Wittenberg im Kloſter
Wuchs auch ein ſolcher Strauß,
Und brach mit Rieſenäſten
Zum Kloſterdach hinaus!“

Warum ſollte denn nicht auch einmal aus der Paulskirche ein ſolcher Baum hervorwachſen?

Auf dem Wege von Wildbad nach Gernsbach, dieſſeits der Murg, im Walde, ſahen wir von Ferne einen Trupp Freiſchärler uns entgegenkommen. Die Sonne glitzerte auf ihren Gewehrläufen, rechts und links düſterer Tannenwald! Sie kamen näher, — blaue Blouſen, graue Filzhüte und viel ſchwarzrothgoldene Bänder! — näher und näher, — ſchlanke Taillen, zarte Hände und manch' goldner Lockenkopf! — Es waren die Tübinger Studenten, darunter der Sohn unſeres Reiſegenoſſen, von dem ich eben geſprochen. „Ei Du! Wo zieht Ihr denn hin?“ — „„In den Schwarzwald, gen Horb und Freudenſtadt!““ Noch einige Fragen hin und her, ein Händedruck, und die ſchönen Jungen zogen weiter. Der mit uns befindliche Vater des Einen aber ward plötzlich ſehr ſtille; er mochte wohl der Mutter gedenken und was ſie ihm auf's Herz gebunden. Glaubte er noch an einen möglichen Erfolg des badiſchen Aufſtandes? — Ich weiß es nicht. Die Trennung aber da oben im Tannenwalde mag ihm hart angekommen ſein! — In Gernsbach, jenſeits der Murg, befehligte Dortu eine Abtheilung Volkswehr. Ich begab mich zu ihm, um Näheres über den Ausfall des Tages von Waghäuſel zu erfahren. Aber auch er wußte nichts Beſtimmtes, jedenfalls nichts Gutes. Ich ſah Dortu dort zum erſten Male. Er war von ſchlankem, doch kräftigem Wuchſe und einnehmen-

den Geſichtszügen. Unter vielen anderen neuen Bekannten, deren Bilder mir ſeitdem wieder entſchwunden ſind, habe ich von ihm einen beſtimmten, vortheilhaften Eindruck behalten; ja mir iſt noch heute, als ſtände er leibhaftig vor mir in der vollen Blüthe des ſchönſten Jünglingsalters. Friede ſeiner Aſche! — Auf dem Wege nach Baden und in Baden ſelbſt traten uns mancherlei Spuren der Auflöſung entgegen. Auch erfuhren wir hier für beſtimmt, daß Präſident, Büreau und Regentſchaft der deutſchen Nationalverſammlung, in Folge der Niederlage bei Waghäuſel und der ihr gefolgten Ereigniſſe, ſich nach Freiburg zurückgezogen hätten. Meine Reiſegenoſſen beſchloſſen nun, nach Stuttgart zurückzukehren. Ich übernachtete in Baden, um am kommenden Morgen mit der Eiſenbahn nach Freiburg abzugehen. Wohin ſollte ich auch zurückkehren. Ich hatte meine Schiffe hinter mir verbrannt. Vorwärts! Auch konnte ich vielleicht noch einigen Nutzen ſtiften; das kann man ja immer, auch in kleinem Kreiſe, ſelbſt bei unabwendbarem Mißgeſchicke. Des anderen Morgens ging ich zum Eiſenbahnhofe; ich wußte nicht, was der Karlsruher Zug bringen werde, ob harmloſe Reiſende, ob ſiegreiche Preußen, welche ſich damals für Unſereinen grade nicht in roſigſter Stimmung befunden haben mögen! Aber es ging eine Art marthriſchen Gleichmuths durch mich, der mich Allem ruhig entgegenſehen ließ. Glücklicherweiſe gingen die Preußen nicht ſo raſch und waghalſig zu Werke; der Zug kam ohne ſie und brachte mich unangefochten nach Freiburg. Dort, im Zähringer Hofe, traf ich denn wirklich unſeren Präſidenten nebſt Büreau, die Regentſchaft und mehrere Abgeordnete der deutſchen Nationalverſammlung. Was ſie dort machten? — Im Augenblicke grade nicht Viel. Doch war die Rede davon, die Erbſchaft der proviſoriſchen Regierung Badens, welche wahrhaftig reichlich mit Schulden beladen war, noch jetzt anzutreten, um den Ereigniſſen eine beſſere Wendung zu geben oder ſie doch mit möglichſter Ordnung, Umſicht und Feſtigkeit zu Ende zu führen. Der Regentſchaft zur Seite ſtand ein früherer preußiſcher Offizier, ſpäteres Mitglied der zweiten preußiſchen Kam-

mer, damals Befehlshaber der Reſerve in Freiburg, Graf Goerz-Wrisberg, ein Mann, welcher mir durch ſeine beſonnene Ruhe und ſein geräuſchlos beſtimmtes Weſen einen ſehr günſtigen Eindruck machte. Dieſer ſagte uns, daß die Murg eine neue vortheilhafte Vertheidigungslinie biete. Noch konnte Manches geſchehen. Raveaux empfahl Hebung der Finanznoth und Zahlung des Soldes durch Verwerthung der Staatspapiere und Ausgabe des noch von der früheren badiſchen Kammer bewilligten Papiergeldes. Auch fehlte es an Waffen, und der Mangel eines geregelten Ordonnanzdienſtes machte ſich täglich fühlbarer. Sechs bis acht Bataillone im Seekreiſe ſtanden außer aller Verbindung mit der Hauptarmee. Und war auch das Schickſal nicht mehr zu wenden, ſo iſt doch ein Unterſchied zwiſchen Niederlage und Niederlage, zwiſchen Rückzug und Rückzug. Unter dieſen Umſtänden ordnete die Reichsregentſchaft ein letztes Reichscommiſſariat an. Sieben Reichscommiſſaire wurden nach allen Richtungen ausgeſandt. Mir trug man das Commiſſariat in den würtembergiſchen Schwarzwald an. Ich frug mich ernſtlich, ob man den Leuten in der jetzigen Lage der Dinge mit gutem Gewiſſen noch Etwas zumuthen könne? — Doch das Volksheer hatte an der Murg eine neue Stellung eingenommen; die proviſoriſche Regierung Badens nebſt der Conſtituante ſowie die Reichsregentſchaft behaupteten noch feſten Fuß; ich ſelbſt war noch bereit, mich allen Fährlichkeiten des mir angebotenen Auftrags zu unterziehen. Man konnte daher auch den Unterzeichnern begeiſterter Guts- und Blutsadreſſen, worunter ſich nicht wenige organiſirte Bürgerwehren befanden, noch Einiges zumuthen. Ich ſchnallte alſo meinen Ranzen und machte mich mit einem mir beigegebenen Freunde, einem ortskundigen Schwaben und trefflichen Genoſſen, auf den Weg. Nach dem finſtern Höllenthal mit ſeinen rieſigen Tannen kamen freundlichere Wälder; die Sonne ſchien ſo golden und warm, als wenn doch noch Alles auf ein gutes Ende kommen ſollte. Aus grünen Wieſen brach üppiger Blumenſchmelz und von buſchigen Halden ſchwangen ſich prächtige Schillervögel die Kreuz

und die Quer über die Straße, ſich zuweilen auf einen warmen Strich derſelben niederlaſſend, ſich ſonnend und ſpiegelnd und nicht weichend, bis der Huf der Pferde dicht zu ihnen hinangelangt war. In den Ortſchaften des Seekreiſes ward überall exercirt. Die Leute ſchienen vom beſten Willen beſeelt. Aber nach einem Hahn mit Schwanze, o! Leſer, hätteſt Du Dich vergeblich umgeſehen. Ein Königreich für einen Hahn mit einem Schwanze! Vergeblich! die Revolution hatte ſich aller Hahnenfedern bemächtigt und ſie auf die grauen Filzhüte gepflanzt. Ja, als keine Hahnenfedern mehr zu haben waren, ging man ſogar an die Eichhörnchen des Waldes, und ich habe mehr als einen Volkswehrmann geſehen, auf deſſen Heckerhut ſich der Schwanz eines Eichhörnchens in poſſierlichem Pathos auf und ab wiegte. Es war noch nicht das Drama, es war nur erſt die Romantik der Revolution. Auch damit kommt man wohl zum Märtyrerthume, aber mehr zum paſſiven als zum activen. Wir durchflogen den würtembergiſchen Schwarzwald von Tuttlingen bis gen Freudenſtadt, wo damals würtembergiſche Truppen ſtanden, — bei Tag und bei Nacht, nicht ohne Gefahr und Verhaftungsalarm. In Oberndorf machte ſogar der Kutſcher Schwierigkeiten, ſo bedenkliche Gäſte in Wald und Nacht hineinzufahren, wo es ihm gar nicht geheuer ſchien. Doch gelang es uns ſo ziemlich überall, unſere Aufträge an Mann zu bringen. Wir fanden durchſchnittlich bei den guten Schwaben, bei Bürgerwehr wie bei Volk, Achtung, Wohlwollen und freundliche Aufnahme. Aber die Leute waren durchweg ſchon viel ernüchterter und vernünftiger als wir. Nichts natürlicher! Kamen wir doch aus dem glühenden Mittelpunkte der Ereigniſſe, die ſie aus der Ferne mit größerer Unbefangenheit betrachteten. Dieſe Ernüchterung derſelben Leute, deren begeiſterte Guts- und Blutsadreſſen erſt vor Kurzem hell von unſerer Tribüne ertönt waren, brachte damals meine Geduld oft zum Reißen. An einem der Orte, die wir beſuchten, war ein Schullehrer Befehlshaber der Bürgerwehr, gewiß ein ganz braver Mann, aber von nichts weniger als martialiſchem Humor. Als wir ihm unſer Anſinnen mit-

theilten, befiel ihn ein arger Verlegenheitshuſten. „Laſſen Sie Generalmarſch ſchlagen! — ſagte ich — Wir werden ſelbſt zur Bürgerwehr ſprechen!“ — Unſer Commandant machte die Ausrede, der Trommler ſei nicht zur Hand, und huſtete ſtärker und ſtärker; — doch horch da! draußen geht ja die Trommel, die Bürgerwehr begibt ſich eben auf ihren Exercirplatz. Wir hinaus! Unſere Geduld war grade zur Neige. Rechts ſchwenkt, links ſchwenkt zum Kreiſe, Marſch! — Ich ſtellte den Leuten den Stand der Dinge wahrhaft vor Augen. Ich erinnerte ſie an ihre Guts- und Blutsadreſſe und ſchloß: „Wir verlangen nun weder Euer Blut, noch Euer Gut, wir verlangen bloß Eure Büchſen; das iſt ja nur ein kleiner Theil Eures Gutes; an Leuten, die ſie tragen werden, wird es nicht fehlen!“ Und die mit bloßen Senſen bewaffnete Arbeitercompagnie ſchrie: „Hurrah!“ — Doch umſonſt! man müſſe berathen, mit dem Gemeinderathe Rückſprache nehmen, der die Büchſen geliefert habe und dem man dafür verantwortlich ſei. — Aber das war's nicht, nicht der Verluſt von 15—20 Gulden, dem ſich jeder Beſitzer einer Büchſe durch deren Ablieferung an uns ausgeſetzt hätte! Ich glaube ſogar, es war grade dieſe Bürgerwehr, welche Tags drauf eine nicht ganz unanſehnliche Summe in das Hauptquartier des Seekreiſes einſchickte. Es war Anderes, Beſſeres, es war das Gefühl der Scham, ſich ſeiner Waffe zu entäußern. — Auf unſrer Rückreiſe erlebten wir einen Nebenumſtand, deſſen ich, als Gegenſtückes zu manchem Böſen, was man den Bewohnern des badiſchen Seekreiſes nachſagt, hiermit Erwähnung thue. Eines Abends beim Ausſteigen hatte mein Begleiter, ſich in der Dunkelheit vergreifend, dem Poſtillon, ſtatt eines Guldens, ſeinen letzten doppelten Friedrichsd'or als Trinkgeld gegeben. Der Poſtillon aber lieferte das Goldſtück auf dem nächſten Poſtamte ab, von wo wir es wieder erhielten. Er hatte es mit rechten Dingen erhalten und konnte es wahrſcheinlich ſehr gut gebrauchen; er war nicht einmal abſolut gezwungen, einen Irrthum anzunehmen; er hatte nicht die Freude, den Eindruck ſeiner Handlungsweiſe auf uns zu genießen. Und

doch lieferte er es ab, redlich, anſpruchlos und treuherzig. Das nennt man eine Kleinigkeit. Aber dieſer Kleinigkeit wohnt ein tieferes Verdienſt inne, als vielen angeblichen Großthaten, welche pomphaft als der Ausdruck hoher Tugend in die Welt hinausposaunt werden. — Wir hatten nur noch ein paar Stunden bis Freiburg, als uns früh Morgens im Walde traurige Boten entgegenkamen. Ihr Aufzug, ihre ſtumme Eile waren beredter als Worte es zu ſein vermocht hätten. Ausreißer, mit und ohne Waffenrüſtung, zu Fuß und zu Pferd, traurige Zeugen der Niederlage und Auflöſung! Auch die Stellung an der Murg war verloren, und es ging mir wieder wie in Baden; ich wußte nicht, ob ich Feind oder Freund in Freiburg treffen werde. Wir rollten zur Stadt hinein; der äußere Feind war zwar nicht da, aber der innere, die Auflöſung. Brentano war einer befürchteten Reaction zwiſchen Nacht und Nebel aus dem Wege gegangen; die Regentſchaft, deren Verhandlungen mit den Steuerleuten des ſcheiternden Schiffes zu keinem Ziele geführt hatten, war mit der Eiſenbahn nach Baſel abgereiſt. Mitten im Volksgedränge ſah ich Goegg zu Pferde; an ihm hing der Blick des Volkes wie an ſeinem letzten verantwortlichen Leiter. Ich ſah meinen Begleiter an; was zu thun? Sollten wir ohne Weiteres hinüber nach der Schweiz, nachdem wir von Anderen eben erſt neue Opfer verlangt hatten? — Ich fühlte, daß ich dies als ewige Gewiſſenslaſt nachſchleppen würde. Kein Zweifel! mein Begleiter war darin völlig mit mir einverſtanden: Wir mußten zurück, woher wir eben erſt gekommen waren. Geſagt, gethan! Wir kehrten ſofort zurück, machten am betreffenden Orte von der veränderten Sachlage Mittheilung und erklärten, daß wir, für unſere Perſonen, nun nach der Schweiz übertreten würden. Sodann ging es nach Ueberlingen, von da nach Conſtanz, und dann: Ade mein Vaterland! — Es ſind nun bald ſechs Jahre.

2. Mein Aufenthalt in der deutſchen Schweiz.

— Juli 1849 bis Juli 1850. —

Zweites Kapitel.

Bad Horn. Der Tübinger Student. Mayer von Eßlingen, Becher, Hausmann und der Reutlinger Prozeß. — Appenzell. Wie man Demarkationslinien zieht. Individualismus als Baſis der Freiheit. Allgemeines Stimmrecht. Weisbad. Schweizeroffiziere. Badiſche Artilleriſten. Fallmerayer. Das Ruſſenthum und die europäiſche Civiliſation. Auf die Ebenalp. Alpenroſe. Ueber den Kamor durch's Reinthal bis Sarganz. Wallenſtädter und Züricher See. Zürich. Uetli. Eidgenöſſiſches Militairaufgebot. Soldatenſtand und Weltfriede.

Die erſten Wochen meines Exils verbrachte ich im Bade „Horn“, der ſich in's St. Gallen'ſche vorſchiebenden Oſtſpitze des Kantons Thurgau, am ſüdlichen Ufer des Bodenſee's. Drüben die Ufer des Vaterlandes, von denen ſich, trotz Alledem und Alledem, des Auge noch nicht recht trennen wollte; dazwiſchen die endloſe blaue Fläche des See's, auf welcher der Blick träumeriſch in unſichere Weiten ſchweifte; dieſſeits fruchtbare Obſtflur und ſchön belaubte Berge; ein halbes Stündchen oſtwärts das lebendige Rorſchach mit ſeinem Hafen und ſeinem Kornmarkte, auf welchem das aus Schwaben kommende Getraide

in den Schweizerverkehr tritt; ringsum zahlreiche Höhen mit mannichfaltigen Ausſichtspunkten, und ſüdlich landeinwärts das kühl in den Sommer hineinragende Schneehaupt des »hohen Säntis«, welches uns zu weiterem Vordringen in das Land der Freiheit einlud. Doch wir folgten dieſer Einladung noch nicht. Horn mit ſeinen Umgebungen war uns grade recht. Wir bedurften der Ruhe und Sammlung und davon wirſt du durch die ſanfte Schönheit dieſer Landſchaft nicht abgeleitet. Höchſtens daß der See einmal an ſeinen Ufern aufziſcht und unwillige Wellen über die Straße ſchleudert, ohne doch ſeiner Schranken loszuwerden. Darüber freuten wir uns dann; denn auch wir litten an ohnmächtigem Unwillen. Wir ſchwammen täglich mehrmals weit in den See hinein; ach, die Kühle that ſo wohl nach vierzehnmonatlichem Brande! Wir ſuchten die ſchattigſten Stellen im Walde auf, und ich flocht Kränze, wie hübſche Mädchen in friedlicheren Zeiten es mich gelehrt hatten. Brachten wir dieſe dann mit nach Hauſe, ſo wunderte ſich ein Theil der Gäſte über dieſe idylliſchen Anwandlungen ſo blutgieriger Menſchen, während Andere verwelkte Stücke davon in Bücher legten und mit fortnahmen. Zuweilen ſprachen durchkommende Flüchtlinge bei uns vor; Hülfsbedürftigen gaben wir, was wir zu entbehren hatten. Aber das war nicht Viel, trotz eines Korbes voll Syrakuſerwein, bei deſſen Leerung wir eines Tages überraſcht wurden. Dieſen hatte uns ein reicher Freund von drüben herübergeſchickt. Wir luden die Ankömmlinge zum Mitgenuſſe ein; aber ſie wünſchten Geld. Sie vermutheten uns im Beſitze aller möglichen »Reichskaſſen«, und der koſtbare Wein war eben nicht geeignet, ihren Verdacht zum Schweigen zu bringen. »Reichskaſſen«! daß ſich Gott erbarm'! Nachdem die früheren Präſidenten, Miniſter und Unterſtaatsſecretaire der Nationalverſammlung ſich mit ihren richtig bezogenen Gehältern in den Schooß ihrer Familien zurückgezogen hatten, war uns in Stuttgart kaum das Nöthige geblieben, um unſere Lichter zu bezahlen. Vor unſerem Abgange nach Stuttgart hatte Loewe ſich um Anweiſung des üblichen Monatsbetrages für die Büreaubedürfniſſe

der Nationalverſammlung an den letzten Reichsfinanzminiſter gewendet: »Anſtändige Feindſchaft in Ehren, aber Sie werden uns doch wohl nicht aushungern wollen!« Und Herr Merk war anſtändig genug, die Anweiſung auszufertigen. Als aber das Geld flüſſig gemacht werden ſollte, hatten ſich wieder andere Einflüſſe geltend gemacht; Rothſchild hatte bereits Gegenordre erhalten. — Was hingegen unſeren Privatbeſitz betrifft, ſo hätte im Bade Horn ſchwerlich eine vereinigte Kraftanſtrengung unſerer ſämmtlichen Börſen hingereicht, den Korb Syrakuſer zu bezahlen. Eines ſchönen Tages ſprach auch einer bei uns vor, der uns nicht beargwohnte, dem wir hingegen Alles bis zum Hemde vom Leibe gegeben haben würden, wenn er es verlangt hätte. Wer das wohl war? — Kein Anderer als der Tübinger Student aus dem Schwarzwalde, den ſein Vater damals ziehen ließ und von dem die beſorgten Aeltern ſeitdem ohne alle Nachricht geblieben waren. Er war ganz ſchwarz gebrannt und ſah zerlumpt genug aus. Das war eine Freude! Ihm beiſpringen, ſofort an ſeine Aeltern ſchreiben, war Eins! Alsbald kam Antwort, er ſolle noch eine Zeit lang bei uns bleiben; — dann kehrte er zurück, jetzt iſt er daheim, vielleicht ſchon ein tüchtiger Rechtsanwalt oder Arzt. Damals frug man nicht mit verbindlichem Intereſſe: »Welcher Facultät gehören ſie an?« — Die meiſten Anderen zogen nach den größeren Städten der inneren Schweiz. Dort ſammelten ſich die Flüchtlinge in großen Maſſen, mit viel Geräuſch, unvermeidlichem des Bedürfniſſes, aber auch viel überflüſſigem der Renommage. Dem erſteren abzuhelfen fehlten uns die Mittel, zu der letzteren war Keiner von uns aufgelegt. Ruhe und Sammlung thaten mir ſehr Noth. Ich hatte, das kann ich in Wahrheit ſagen, während der vierzehn letzten Monate übermäßig gearbeitet. Aus dem Parlament in den Klub, meiſt bis tief in die Nacht hinein; aus dem Klub in's Parlament; dazwiſchen Vorbereitung und Arbeit daheim; von Schlaf war kaum mehr die Rede! Und das Alles in fieberhafter Aufregung, die ſich von Tag zu Tag ſteigerte, zwiſchen ſtets neuer Hoffnung und ſtets neuer Enttäuſchung, am Schluſſe

mit Einſetzung des Letzten! — Kein Wunder, daß auf eine ſo gewaltige Spannung eine gewaltige Abſpannung erfolgte. Mein Sinnen und Trachten, was bisher nur auf einen Punkt hingedrängt hatte, ließ nun allmählig von dieſem concentriſchen Drange nach, und Dem entſprach eine tiefe Abſpannung durch den ganzen Organismus. Ich bedurfte mehr Schlaf als gewöhnlich, auch mehr als meine Freunde. Sie machten mir die Tage oft zu lang, die Nächte zu kurz. Dann ſetzte ich ihnen die exceptio Morpheus entgegen (wie ich mich ausdrückte). Sie aber ſagten, ich ſchlafe zu viel, ſtörten mich mit ſchlechtem Geſang und polizeiwidrigem Spectakel, und das nannten ſie dann: replicatio Orpheus, — mit teufliſchem Euphemismus. So fiel zuweilen, wie vom fernen Studentenhimmel, ein Strahl holder Thorheit mitten auf den trüben Pfad einer traurigen Gegenwart; aber nur ſelten. Am ſchwerſten laſtete dieſe Gegenwart auf mir. Mir fehlte jeder thatſächliche Gegenſtand, an dem ſich meine Kräfte zu neuer Thätigkeit wieder aufzurichten vermocht hätten. Bei meinen Freunden verhielt ſich dies zum Theil anders. Wer waren denn dieſe Freunde?

Drei Schwaben, nicht gewöhnlichen Schlages, Jeder hervortretend in ſeiner Art. Erſtens Karl Mayer von Eßlingen, welcher ſich damals eifrig damit beſchäftigte, ſeinem jungen Weibe mit ihrem Söhnchen ein neues Obdach in der Schweiz zu bereiten. Das iſt ihm denn auch gelungen und die Zwei haben in der Schweiz eine Familie gegründet, in deren Schooß ich ſpäter oft, das letzte Mal als tödtlich Kranker, aufgenommen war wie in meiner eigenen. Zweitens Becher, der Reichsregent, in welchem damals eine Leidenſchaft zu dem Weibe eines Anderen, eines Freundes, nach Löſung rang. Der Dritte, Hausmann von Blaubeuren, ſchaute bereits mit einer Art mitleidiger Ironie auf Sachen und Perſonen, uns ſelbſt nicht ausgenommen, hinab. In mir dagegen wogte noch ein ſeines Gegenſtandes beraubtes Pathos überflüſſig auf und ab. — Dieſe drei Schwaben haben ſpäter in dem bekannten Reutlinger Prozeſſe die drei Hauptrollen geſpielt. Der abweſende Mayer diente als

Sündenbock, auf den rechtſchaffen abgeladen wurde. Er iſt demnach einer der größten Verbrecher, die je auf ſchwäbiſchem Boden gewachſen ſind; aber ich glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich annehme, daß er in den Volksſchichten, wo man weniger nach dem poſitiven Rechte fragt, als nach dem Rechte, das mit uns geboren, zugleich einer der populärſten Namen ſeines Vaterlandes ſei. Die beiden Anderen hatten ſich freiwillig dem Gerichte geſtellt. Ueber die Haltung Becher's ſchrieb mir ein Freund: „Er hat ſeinen Prozeß vor den Geſchwornen gewonnen, aber vor dem Volke verloren.“ Mayer, welcher große Stücke auf ſeinen Freund hält, beſtreitet dies lebhaft, und auch ich will es nicht unterſchreiben. Aber Eins iſt mir doch zu ſtark, ich meine die Darſtellung dieſes letzten Aufſchwungsverſuches faſt als einer bewußten Komödie, bei der die Vorausſicht obgewaltet habe, daß von Alledem, was ſo ernſthaft betrieben wurde, doch eigentlich Nichts geſchehen werde. Wenn nun aber doch der Eine oder Andere die Sache für Ernſt nahm und ſich in's Verderben ſtürzte? Mir dünkt, auch nur ein einziges Opfer ſei ein zu hoher Preis für den leeren Schein einer conſequent durchgeführten Rolle. Jedenfalls ſcheint mir eine ſolche Haltung von unerquicklichſter Art. Carl Mayer hat ſich derſelben gewiß nicht ſchuldig gemacht. Wenigſtens erhielt ich von ihm kurz vor der Reutlinger Verſammlung einen heißen Brief, unter dem mir die Hände brannten, aus dem es wie eine Meldung an die Parlamentslinke klang: Ave! morituri te salutant! — Dieſer naive Volksdrang ward nun freilich durch die Verlegung des Parlamentes nach Stuttgart in den großen Strom der Beredſamkeit abgeleitet, zu deſſen Nahrung, ich weiß es, auch der unverſiegliche Quell meiner Rede das Seinige betrug. Auch war vorher und nachher wohl mancher Enthuſiasmus durch Zweifel geſpalten. Aber Becher war eben noch durch ein Anderes geſpalten, durch ſeine Leidenſchaft zu einem geliebten Weibe. Weit entfernt ihm daraus ein Verbrechen zu machen, freue ich mich vielmehr, daß dieſer Conflict durch die ehrenhaften Anſtrengungen aller Theile zu glücklicher Löſung geführt wurde.

Aber wenn man für ſein politiſches Ideal das Höchſte leiſten, das Höchſte einſetzen ſoll, dann muß man ſeine durch die Liebe gebundenen Kräfte eben an ſich ziehen, dann muß man aus der Spaltung heraus, — ſonſt kommt man nicht zur Einheit in Empfinden und Wollen, geſchweige denn im Handeln. Hausmann wurde zu mehreren Jahren verurtheilt. Wäre ich ſein Vertheidiger geweſen, ſo würde ich ihm vor allen Dingen ein kleines Augengläschen mit ſchmaler ſchwarzer Einfaſſung abgenommen haben, welches er an ſchwarzem Bändchen um den Hals trug und gar impertinent in ein Auge zu kneifen wußte. Daß die Geſchwornen ihn verurtheilen würden, wenn er dies Gläschen ſpielen laſſe und was demſelben innerlich entſprach, war vorauszuſehen. Doch er hat nun ſeine Strafe bereits abgeſeſſen und befindet ſich wieder auf freien Füßen. Geh's Dir gut auf Deinen neuen Pfaden! Dein flüchtiger Gruß von einem deutſchen Eiſenbahnhofe iſt richtig hierher bis an's Meer gelangt. — Grüß di Gott!

Nach vierzehntägigem Aufenthalte im Bade Horn begab ich mich in das benachbarte Appenzeller Ländchen, welches vom Kanton St. Gallen rings umſchloſſen iſt. Wer ſich noch keinen rechten Begriff davon machen kann, wie man zwiſchen zwei zu trennenden Bevölkerungen, welche ſtellenweiſe bunt durcheinander wohnen, eine Demarkationslinie zieht, der kann es hier lernen. Man zieht ſie eben ſo, daß der möglichſt größte Theil der einen Bevölkerung auf die eine und der möglichſt größte Theil der anderen Bevölkerung auf die andere Seite fällt; denjenigen, deren Beſitzthümer ſich hiernach ausnahmsweiſe nicht auf befreundeter Seite befinden, bleibt ſodann Nichts übrig, als ſich durch Tauſch oder Kauf und Verkauf hinüber nnd herüber zu verpflanzen. So haben's die Appenzeller gemacht, als ſie, in Folge von Religionsſtreitigkeiten, im Jahre 1597 ihren Kanton in zwei Halbkantone theilten, in das reformirte Außer-Rhoden und das katholiſche Inner-Rhoden. Und die von ihnen vollzogene Trennung war ſehr ſtreng. Denn das katholiſche Inner-Rhoden duldete bis zum Jahre 1848 auf ſeinem Boden keinen

Akatholiken, und noch heutzutage, nach Aufhebung dieſes Verbotes durch die neue Bundesverfaſſung, findeſt Du daſelbſt unter einer Anzahl von 11,272 Einwohnern nur 42 Proteſtanten. Bemerke übrigens bei dieſer Gelegenheit, daß dieſe 11,272 Einwohner 4 Quadratmeilen inne haben, während in dem reformirten Außer-Rhoden auf einem nur um ein Fünftel größeren Flächenraume (5 Quadratmeilen) beinahe die vierfache Menſchenzahl (43,621) wohnt, in emſiger Thätigkeit, in Wohlhabenheit, ja ſelbſt in äußerem Luxus. Die Außer-Rhodener beſchäftigen ſich hauptſächlich mit der Anfertigung von Baumwollen- und Seidenwaaren, und die Arbeiten ihrer Stickerinnen erregten auf der Londoner Induſtrie-Ausſtellung allgemeine Bewunderung. Viehzucht betreiben ſie nur nebenbei. — Ich will keine Proſelyten machen, o! Leſer. Bei mir kommt, mit Proudhon zu reden, die Religion nur als „Archäologie der Vernunft“ in Betracht, und der Proteſtantismus iſt nur bloß ein Abhang vom Katholicismus zur Philoſophie. Auch iſt das naturwüchſige Hirtenvolk der Inner-Rhodener in ſeiner Weiſe noch intereſſanter als ſeine reformirten Nachbarn. Unter ihnen, in dem am nördlichen Fuße der Alpſteinkette gelegenen „Weisbad“, faßte ich wieder auf einige Zeit Fuß. Wirklich! ein eigenthümliches Völkchen, Das! — Schlicht, bieder, rüſtig, frei! Sie verdienen gerne Dein Geld, aber dafür thun ſie auch fröhlich, was ſie ſollen und ſind Dir in jeder Weiſe hülfreich. Das klare Auge verräth den ſicheren Schützen, der nervige Arm, welcher aus kurzem Hemdärmel hervorragt, die Kraft und Uebung ſeines Körpers, und er ſingt und jodelt Dir unter dem rothen Bruſtlatz aus friſcher Kehle hervor, daß es eine wahre Luſt iſt. Sein Häuschen ſteht meiſt vereinzelt, inmitten der ſchönſten Wieſen, und er pflegt ſein Vieh als wenn es zu ſeiner Familie gehörte. Dort oben von der „Ebenalp“, welch' ein Anblick, dieſe zahlloſen ſauberen Holzhäuschen, rings in den Wieſen zerſtreut, jedes mit ſeinem Anweſen für ſich! Nur mit Widerſtreben rückten einige zu dem Hauptorte Appenzell zuſammen. Und wenn Dir das unbequem und wie Culturmangel vorkommt, dann

erwiedern Dir die klugen Häuschen: „Wir wollen uns nicht unter die Herrschaft einer Kirche und eines Palastes zusammendrängen. Wir leben besser so für uns, wir haben so Jeder mehr Luft, Licht und Sonne!“ Die reformirten und industrieregen Außer-Rhodener wohnen schon mehr in Ortschaften vereinigt, da ist der individuelle Drang schon mehr dem socialen Bedürfnisse gewichen. Aber bemerke, daß auch dort, wie überhaupt in der ganzen Schweiz, dieser Individualismus, ohne so sichtbar scharf ausgeprägt zu sein, wie in Appenzell Inner-Rhoden, doch den Grundzug und Ausgangspunkt alles Lebens und die eigentliche Grundlage der schweizerischen Freiheit bildet. Urkräftig wirkt er von Unten herauf, im Verhältnisse der Einzelnen zur Gemeinde, der Gemeinde zum Kanton, des Kantons zur Eidgenossenschaft und überall des Volkes zu seinen Vertretern. Jeder hält seine natürlichen Rechte hübsch zusammen und will davon an die Gemeinschaft nicht mehr aufgeben, als zum gemeinen Besten absolut nothwendig ist. Dadurch schreitet die Entwicklung oft langsam, aber stets gründlich. Hier macht Dir Keiner einen Staatsstreich! —

Ja! 's ist wahr, einen solchen Geist gibt man einem Volke nicht über Nacht. Er muß sich entwickeln aus jener Wechselwirkung zwischen Volkscharacter und äußeren Einwirkungen, die wir Geschichte nennen. Das allgemeine Stimmrecht ist ja nur eine Form; Volkscharacter, Volkskraft und Volksbildung sind das Wesen. Gib einem Volke das allgemeine Stimmrecht! Fehlt ihm das Selbstgefühl und die Bildung, welche zu glücklicher allseitiger Verständigung erforderlich sind, so wird es eben das allgemeine Stimmrecht wieder verlieren, trotz aller Unveräußerlichkeit seiner Souverainetät; es wird sie verlieren an den ersten Besten, der ihm eine mehr oder minder kostspielige Ordnung herstellt. Mag derselbe auch dem allgemeinen Besten sein eignes Interesse als leitende Seele nach und nach einschieben, solange er einen gewissen Einklang zwischen dieser Seele und dem äußeren Wohle des Volkskörpers zu erhalten weiß, wird er sich wohl behaupten. — Besitzt dagegen ein Volk den nöthigen Grad von

Selbstgefühl und Bildung, um sich, ohne die Dazwischenkunft einer fremden Autorität, selbst zu verständigen, dann und nur dann wird es seine Freiheit und Souverainetät bewahren. Damit ist noch keineswegs gesagt, daß sein Staatsleben nun das Bild der höchsten Humanität und Schönheit darstellen werde. Im Weisbade erzählte man mir z. B.: daß sich in diesem Augenblicke ein Sträfling der Inner-Rhodener, in Ermangelung eines Kantonsgefängnisses, bei einem Schneider in der Kost befinde, wo er mit einer Kette an einen Tisch- oder Bettpfosten angefesselt sei; und daß noch kürzlich eine Hinrichtung durch das Beil eines ungeschickten Henkers unter den gräßlichsten Nebenumständen stattgefunden habe. Das allgemeine Stimmrecht ist gar nicht so locker und milde; in den Kantonen, wo die Gnadengesuche an die Gesammtheit der Bürger gehen, werden sie durchschnittlich verworfen, und ich zweifle sehr daran, ob Peter Zibbach von der Grimsel vor den Urversammlungen des Kantons Bern dieselbe Gnade gefunden haben würde, wie vor dessen großem Rathe. Das allgemeine Stimmrecht fördert eben grade soviel Humanität und Bildung zu Tage als in einem Volke lebt, nicht mehr und nicht minder, unter allen Umständen aber den wirklichen Culturzustand des Volkes, die solide Wahrheit auf der breiten Basis der Wirklichkeit, und Das ist schon Viel. Mit der Erziehung der Völker geht's eben wie mit der Erziehung der Einzelnen. Wir verhärten uns oft gegen das Bessere, bloß weil es uns von Außen her aufgedrungen wird; und wenn wir es auch nicht grade zurückstoßen, so dringt es doch keinenfalls so tief als selbstgemachte Erfahrungen. Die gründlichste Schule ist die Schule des Lebens. Während das Gute, was man uns von Außen aufdrängen will, uns oft zum Schlechten treibt, führt das Schlechte, was wir aus eigner Freiheit thun, durch die sich daran reihenden schlimmen Erfahrungen oft zum Guten. —

Im Weisbad fand ich viele Gäste, darunter auch wieder mehrere alte Bekannte, Schmidt von Löwenberg, Würth von Sigmaringen, Kuenzer aus Constanz und Fallmerayer. Kuenzer konnte zwar später nach Hause zurückkehren, ohne eine

andere Strafe zu erleiden, als den Verluſt ſeiner Pfarrſtelle; aber damals waren grade die Preußen als Einquartierung im Lande, ja ſogar in Kuenzer's Behauſung, und er ſchien nichts weniger als erpicht darauf, deren perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Fallmerayer war leidend und trank jeden Morgen, im Hofe auf- und abwandelnd, ſeine Molken. Wir Beide hatten uns im Parlamente nur flüchtig kennen gelernt, und ich kam eigentlich erſt hier zum Genuſſe ſeines Umganges. Er ſprach nur Wenig und leiſe, als wenn er fürchtete, ſich zuviel zuzumuthen; aber ſeine ſchönen braunen Augen waren ſtets lebendig, oft beredt, und ſein durch körperliches Leiden etwas gemilderter Humor blieb nichtsdeſtoweniger überlegen. — Die Vier machten mir zu Mittag ſofort an ihrer Tiſchecke Platz. Bei Beginn der Tafel klang es von hier: »Herr Lieutenant, das Schöppli Wi!« — klang es von dort: »Herr Hauptmann, die Flaſch Veltliner!« Die Söhne des Hauſes, welche in der Wirthſchaft mit angriffen, waren nämlich der Eine Lieutenant, der Andere Hauptmann in der ſchweizeriſchen Armee. Ich muß geſtehen, daß dieſe Rufe auf meine preußiſchen Gehörnerven im Anfang einen etwas befremdlichen Eindruck machten. Allmählig aber gewöhnte ich mich daran. Dasſelbe Verhältniß findeſt Du in der ganzen Schweiz. Der Schweizer iſt eben kein profeſſioneller Soldat und liegt, wenn er nicht unter den Waffen ſteht, ſeinen gewöhnlichen Geſchäften ob. Eine natürliche Folge davon iſt wohl, daß er in techniſcher Beziehung ein minder tüchtiger Offizier iſt, als Derjenige, welcher aus dem Soldatenthume ſeinen ausſchließlichen Lebensberuf macht. Deshalb beſitzt er aber ſicher nicht weniger Vaterlandsliebe, noch minder geſundes Urtheil, noch mindere Spannkraft der Seele und des Körpers als der vollblütigſte »Jardeoffiſier«, der zum Frühſtück ein Roſenbonbon und ein Glas Zuckerwaſſer nimmt, bei Verluſt ſeiner Taille ſchwört, und ein ſolches Verhältniß, wie das von mir erwähnte, einfach eine »demoſratiſche« Schweinerei nennen wird. — Unterdeſſen bemühte ſich der böſe Schmidt, dem guten Kuenzer ein möglichſt beunruhigendes Bild von dem Verhalten der bei

ihm einquartierten Preußen zu entwerfen. „Ich müßte mich doch ſehr täuſchen“, — ſagte er — „wenn dieſe wackeren Leute ſich mit dem von der Jungfer Köchinn ihnen vorgeſtellten Rachenputzer begnügten, ohne ſelbſt in den Keller hinabzuſteigen und von den feineren Sorten des demokratiſchen Herrn Paſtors Kenntniß zu nehmen“; — worauf Würth einfiel: „Ja! Das glaube ich auch. Sie mögen nach den Tagen von Waghäuſel und an der Murg kaum weniger Durſt haben als die bei meiner Schwiegermutter einquartierten Baiern, welche, nach einem bloßen Spaziergang von Lindau nach Sigmaringen, zu ihrer guten Verpflegung am erſten Tage Bier, am zweiten Wein und am dritten noch obendrein per Mann einen Gulden hinzuverlangten. Das Alles mußte meine Schwiegermutter ihnen auch wirklich gewähren, da ſie im Weigerungsfalle ihr das Haus über dem Kopfe anzuzünden drohten, und der ihnen vorſtehende Offizier, auf die Bitte um Abhülfe, erklärte: In Kriegszeiten ſei das eben nicht zu hindern!“ So plagten ſie den armen Kuenzer, am meiſten aber der kleine Schmidt, welcher, nachdem er ihm allen Appetit zum Trinken vertrieben hatte, von Neuem anhob: „Proſit, lieber Kuenzer! Trink doch! Du brauchſt Deinen Durſt nicht zu ſparen, die Pr—“. „„Jetzt iſt's aber genug!““ zürnte dann der Geplagte. — Ach! jetzt ſind ſie Beide unter dem Raſen, der Eine diesſeits, der Andere jenſeits des Oceans! Sei ihnen leicht, o Erde! —

Des Morgens herrſchte gewöhnlich reges Leben im Vorhofe, von Neuanlangenden, von Scheidenden und von Durchkömmlingen. Die Wagen der Scheidenden ſind gewöhnlich von der ganzen Badegeſellſchaft umringt; man iſt angeregt, man drückt ſich die Hand, man wirft ſich ein kurzes Scheidewort zu, und, ehe die Peitſche knallt, bringt noch die Frau oder Tochter des Hauſes einen mächtigen Strauß friſchduftender Blumen. Unter den Durchkömmlingen gab's auch viele Flüchtlinge, von denen mir ein Häuflein badiſcher Artilleriſten einen bleibenden Eindruck hinterlaſſen hat. Schöne Leute das, durchſchnittlich vom ſelben Typus, von unterſetztem, doch ſchönem Wuchſe, kaſtanienbraunem

Haare und etwas hellerem Schnurr- und Kinnbarte, gebräuntem Teint, ſchwarzglänzenden Augen und edelgebogener Naſe. Sie bedienten ihre Kanonen mit aufgeſchürzten Hemdärmeln, ſprengten ohne alle Bedeckung auf eine günſtige Anhöhe, zielten gut, — kurz! hielten ſich wacker. Wohl konnte ſpäter ein, durch preußiſches Selbſtgefühl verletzter hoher badiſcher Offizier ſagen: Hätten die Leute ihre Offiziere behalten, ſo wäre ihren Gegnern der Sieg wohl etwas ſaurer geworden!

Vor Tiſch machte man alsdann einen Spaziergang im nahen Gehölz oder am Wieſenbach, trat wohl auch an das offne Fenſter einer Stube, in welcher ſich fleißige »Maidſchi« emſig über ihre Stickrahmen beugten. Auch im Kanton Inner-Rhoden beſchäftigen ſich nämlich die Mädchen viel mit Sticken. Unter ihren kunſtfertigen Händen entſtehen wirklich die ſchönſten Blumen, Blätter und Guirlanden; was uns jedoch nicht verhinderte, zuweilen die lebendige Blume, wenn ſie ihr Haupt vom Rahmen erhob, noch ſchöner zu finden als die geſtickte. Ihre Arbeiten werden bekanntlich im Auslande theuer verkauft; aber die Arbeiterinnen haben davon nur Wenig. Die beſte Stickerinn verdient, wie man uns ſagte, bei ſtetigem Fleiße täglich nur wenige Batzen. Sic vos non vobis — — — —! Die Hauptbeſchäftigung der Inner-Rhodener aber iſt Viehzucht und Milchwirthſchaft. Die Appenzeller Wieſen ſind die ſchönſten des Landes; der Juchart gilt 1000 Gulden. Des mögen ſich nicht nur die Kühe freuen; dies ſaftige Grün iſt auch eine wahre Augenweide für die Menſchen. Die Thüren der zahlreichen Steckenzäune, wodurch dieſe Wieſen abgegränzt ſind, haben weder Schloß noch Riegel und öffnen ſich aller Welt, mit Ausnahme des Viehes, was jetzt auf der Alp oder an den Bergabhängen graſt. Abends, wenn ſich die goldne Sonne zu den weißen Schneegipfeln herabſenkt, ſchwimmt dies Grün im reichſten Goldglanze; dann ruft der Senne mit hellem Kehllaute, der rings im Gebirge wiederhallt, ſeinen Kühen, und Du ſiehſt dieſe letzteren zuweilen von Fels zu Fels Sprünge ausführen — wahre Gemſenſprünge,

bei welchen die gebildete Kuh aus dem Kulturſtalle der Ebene ohne Zweifel alle Knochen im Leibe zerbrechen würde.

An Sonn- und Feſttagen wurden nach dem Abendeſſen flugs Tiſche und Stühle bei Seite geſchafft und dann ging's an ein Tanzen. Man tanzte wie man auch in den Städten tanzt. Zuweilen gab's aber ein eigenthümliches Intermezzo. Ein ſauberer Burſche holte ſich in der Küche ein ſauberes Maidſchi, die ihm nur zögernd „zu all den Leuten“ folgte. Dann wichen die Gäſte zurück und die Zwei tanzten einen Nationaltanz, nicht eben mit geſchmeidiger Grazie, aber mit erſtaunlicher Gelenkigkeit, oft mit bodenerſchütternder Kraft (Juchhe!) und dann wieder mit ländlich friſcher Zierlichkeit. Wurde hierauf das allgemeine Tanzvergnügen wieder aufgenommen, dann zog ich mich zu Fallmerayer zurück, welcher ſchon mit der eben angelangten „Allgemeinen“, die er ſtets zuerſt erhielt, in ſeinem Eckchen ſaß. Wir lauſchten dann dem Rauſchen eines anderen Tanzes, des Waffentanzes der Ungarn, welcher damals noch nicht zu Ende war. Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgte der „Fragmentiſt aus dem Orient“ die Wechſelfälle dieſes Kampfes, beſonders das Eingreifen der Ruſſen, in deren Auftreten er damals ſchon etwas Mehr ſah, als einen bloßen Act der Großmuth zu Gunſten des gefährdeten Oeſtreichs.

Man weiß, daß Fallmerayer ſowohl in ſeinen „Fragmenten aus dem Orient“ als auch in früheren Mittheilungen in der „Allgemeinen Zeitung“ wiederholt eine Art Reſignation an Tag legte, welche die drohende Ueberfluthung des Weſtens durch das Ruſſenthum faſt wie eine culturhiſtoriſche Nothwendigkeit hinnahm. Als aber die Februarrevolution den äußeren Druck ruſſiſcher Ueberwucherung von ihm genommen hatte, da traten ſeine inneren Sympathieen für die Befreiung der Völker um ſo beſtimmter hervor. Bis zu Ende hielt er Stand mit jener Partei, welcher der moskowitiſche Despotismus ſelbſt durch den Hinweis auf die communiſtiſchen Glückſeligkeitskeime der ruſſiſchen Commune nicht ſchmackhafter gemacht wird. Nach der Waffenſtreckung Görgei's bei Villagos hat ſich nun der äußere

Druck des ruſſiſchen Uebergewichtes wieder mehr und mehr über Europa gelagert, und wir ſahen in Folge davon bereits eine ganze Schaar von Todtengräbern und Leichenbittern ſich zur Beerdigung der altersſchwachen Civiliſation des Weſtens vorbereiten, uns die tröſtliche Hoffnung eröffnend, jenem kräftigeren Volke als Culturmiſt zu dienen, wie einſt das ſterbende Römerthum den jugendfriſchen Germanen. Um dieſe Zeit machte mich ein Freund auch auf einige militäriſche Aufſätze Fallmerayer's in der »Allgemeinen Zeitung« aufmerkſam, welche wieder Spuren des alten Druckes an ſich trugen. Da erinnerte ich mich mit Freuden der im Weisbad verlebten Stunden; denn einen ſolchen Freund verliert man nicht gerne.

Mögen Andere denken, ſchreiben und thun, was ſie nicht laſſen können; wir finden den Vergleich unſeres Zeitalters mit dem des römiſchen Verfalls ganz und gar unzutreffend.

Dem römiſchen Reiche fehlte das nothwendige Maaß phyſiſcher Kraft, um dem Andrange der Barbaren zu widerſtehen. Es gab keine niederen freien Klaſſen, durch welche eine Wiedergeburt der Geſellſchaft aus ſich ſelbſt heraus hätte erfolgen können. Alle mechaniſchen Arbeiten, auch der Feldbau, wurden meiſt durch Sklaven betrieben, welche an der beſtehenden Geſellſchaft gar kein Intereſſe nahmen und ſtets bereit waren, ſich mit den einbrechenden Feinden zu verbinden. Das läßt ſich doch von unſeren arbeitenden Klaſſen nicht behaupten. Vielmehr wird dieſen ja häufig vorgeworfen, daß ſie ſich nur zu ſehr mit der Wiedergeburt der Geſellſchaft beſchäftigten. Freilich, wenn es Euch gelänge, dieſe rüſtigen Klaſſen mit der Intelligenz, als ihrer Ausbeuterinn, gänzlich zu verfeinden und für die Glückſeligkeit der ruſſiſchen Commune zu gewinnen, dann möchten auch ſie, wie die römiſchen Sklaven, mit dem einbrechenden Feinde gemeinſchaftliche Sache machen. Aber das wird Euch nicht gelingen, weil unter unſeren arbeitenden Klaſſen ſchon zuviel Intelligenz und auch ein Nationalgefühl herrſcht, was Ihr zwar bornirt nennen mögt, was aber ſtärker iſt als Eure Weisheit. — Das römiſche Heer beſtand aus der rohen Bevölkerung der

rauhen Gegenden und zum großen Theile grade aus jenen uncivilisirten Barbaren, welche dem römischen Reiche ein Ende machen sollten. Ich weiß schon, was Ihr einwendet: Auch in unseren Heeren fehle es nicht an Russen. Für den gemeinen Soldaten ist das nicht wahr; er ist nicht mehr Russe als die Bevölkerungsschichten, aus denen er hervorgeht. — Außer den Sklaven und dem Heere bestand die römische Welt nur noch aus den verweichlichten und jeder Anstrengung unfähigen Bürgern, welche sich Freie nannten. Wo sollte da die physische Kraft zur Rettung des Reiches herkommen? — Aber auch aus der geistigen Bildung war alle eigene Kraft gewichen. Das nicht-erneuerte oströmische Reich hat seine weströmische Schwester um 1000 Jahre überlebt. Was hat es während dieser 1000 Jahre hervorgebracht? Es kam nicht über die Stufe hinaus, auf der es sich schon unter seinen ersten Kaisern befunden hatte. Wollt Ihr solchen Zeiten unser Jahrhundert gleichstellen, in welchem eben erst wieder der Trieb nach allgemeiner Freiheit, nach allgemeinem Frieden und allgemeinem Wohlstande mit erneuter Kraft aus dem tiefsten Volksschooße hervorgebrochen ist? Trotz unserer wunderbaren Erfindungen, trotz der täglich sich häufenden Mittel, das gewünschte Ziel auch zu erreichen? Freilich werden die letzten Kriege gegen den Krieg uns nicht erspart werden; freilich können Freiheit, Friede und Wohlstand nur durch stete selbstkräftige Bethätigung, nicht aber durch müheloſe Schenknehmung erworben werden! Aber dazu haben wir das Zeug, wie der Muskeln und Nerven, so auch der geistigen und moralischen Kraft. Dagegen war der römischen Welt auch alle Characterstärke, alle moralische Kraft abhanden gekommen, ohne welche selbst aus dem besten geistigen Korne doch keine Erndte hervorsprießen kann. Vitellius machte seine Gläubiger dadurch bezahlt, daß er sie tödten ließ, und unter verschiedenen Kaisern ertrugen die römischen Besitzenden die schamloſeste und grausamste Beraubung; wer seine Erben nicht dem Morde aussetzen wollte, mußte den Kaiser für ein gutes Theil zum Miterben einsetzen. Domitian läßt eines Tages dem römischen

Senate die Frage zur Beantwortung vorlegen, wie die Schüſſel beſchaffen ſein müſſe, in der man einen damals grade gefangenen auffallend großen Fiſch auftragen könne? Und der Senat berieth darüber mit demſelben unterwürfigen Ernſte wie über die wichtigſten Staatsangelegenheiten. Der Kaiſer Heliogabalus führte den Dienſt des Baal und Moloch in Rom ein, brachte ihnen Menſchenopfer, ließ ſich aus den Eingeweiden geſchlachteter Kinder weiſſagen, ernannte ſein Pferd zum Conſul, ließ einmal alle Spinnengewebe in Rom ſammeln, und was dergleichen Frevels und Unſinns mehr iſt! — Ich fühle mich wahrhaftig nicht zur Bewunderung unſerer heutigen europäiſchen Zuſtände hingeriſſen, die mir diesſeits des Oceans nur ein Paar precaire Endchen Landes laſſen, auf denen ich mit meinem Sinne fortexiſtiren kann. Aber da, wo das römiſche Reich vor ſeinem Verfalle hielt, da halten wir doch heutzutage noch nicht! — Wer ſich aber, trotz Alledem, der Zweifel über die äußere Lage der Kräfte nicht immer erwehren kann, dem gebe ich folgende Worte zu beherzigen, welche ein Südfranzoſe unmittelbar nach dem Staatsſtreiche vom 2. Dezember an mich richtete: „Was? Ich die Hoffnung aufgeben? Nein! die gebe ich nicht auf, ſchon aus dem einfachen Grunde nicht, damit es nicht einen Revolutionair weniger gebe!“ — Und wenn Dir der Ausſpruch etwa zu „roth“ vorkommt, ſo denke etwas näher darüber nach, und Du wirſt geſtehen: Gäbe es nicht hüben und drüben mehr Leute, welche ſo denken, ſo hätte ich nicht einmal den Troſt, mir durch den äußeren Druck eine Stellung anweiſen zu laſſen; denn dann gäbe es keinen Druck, gäbe es überhaupt keine Ereigniſſe, gäbe es nur Sumpf! —

Eines ſchönen klaren Morgens griffen wir zu den Alpſtöcken und beſtiegen die grüne Ebenalp, welche uns ſchon längſt von den nördlichen Abhängen der Alpſteinkette herab freundlich angelächelt hatte. Sie iſt die ſchönſte Alp des Kantons und eine der ſchönſten der Schweiz. Fallmerayer, obwohl Patient, und der ſiebzigjährige Kuenzer waren mit von der Partie. Wir Jüngeren ſprangen munter voran, was auch den Führer

in einen etwas raſcheren Schritt brachte. Darüber zürnte dann Fallmerayer, und wenn er uns von Zeit zu Zeit auf einem ſchwindelnden Vorſprung auftauchen ſah, dann ſagte er lächelnd: „Ich möchte ſie mit Stecken herunterſchlagen, dieſe Burſche!“ Doch hielten Beide ſich tapfer, trotz des ſteilen Stichs nach dem „Wildkirchli“. Zwei Dinge beſchäftigten damals lebhaft meine Phantaſie, ein Schmetterling und eine Blume. Der Schmetterling war der „Apollo“, dem Geſchlecht der Ritter angehörig, der am Rheine nicht vorkommt, und von dem ich daheim nur auf dem Wege des Kaufs ein verwiſchtes Exemplar in meine Schmetterlingsſammlung gebracht hatte. Dieſen ſollte ich diesmal noch nicht zu Geſicht bekommen. Die Blume, die „Alpenroſe“, dagegen werden wir alsbald finden. Nach etwa zweiſtündigem Steigen gelangten wir zum „Wildkirchli“, einer 1610 geſtifteten Einſiedelei mit Kapelle, dem heiligen Michael gewidmet, in einer natürlichen Grotte an einer ſenkrechten 220 Fuß hohen Felswand, ganz dem romantiſchen Namen entſprechend, 4615 Fuß über dem Meere. Von hier aus öffnet ſich Dir eine höchſt überraſchende Ausſicht auf den Bodenſee, nach Schwaben und Baiern. Nachdem wir bei dem Kapuzinerbruder einige Erfriſchungen zu uns genommen hatten, ſchickten wir uns zur Fortſetzung unſeres Weges an. Du weißt noch nicht recht, wie Du weiterkommen wirſt; ſo biſt Du von Felſen umſtellt. Da öffnete der Einſiedler uns ein Thor, welches mittelſt eines 150 Fuß langen unterirdiſchen Ganges durch das Kalkſteingebirge zur Ebenalp führt. Der dunkle Gang, der Kapuziner mit nackten Füßen auf Holzſandalen, mit kahlem Haupte, in grober Kutte, einen Strick um den Leib; der lodernde Kienſpan in ſeiner Hand, welcher einen qualmenden Schweif hinter ſich zurückließ; er voranleuchtend, wir ſchweigend hinterdrein; — es war als wenn wir zu irgend einer finſtern, fanatiſchen That ſchritten. Da überraſchte uns plötzlich das liebe Himmelslicht und wir ſtanden auf der grünſten, ſaftigſten Alp. Freie Rundſicht auf den blauen Spiegel des Bodenſee's und das Gebirge, aus dem der ſchneereiche Säntis ſeinen Gipfel 7703 Fuß hoch in den Aether erhebt; unten, zu

unſeren Füßen, die zahlreichen netten Häuschen wie ausgeſä't in den reichen Wieſenplan; um uns friſche Alpenluft und harmloſes Geglock weidender Kühe; — es war ein bruſterweiternder Gegenſatz! — Hier fand ich auch zuerſt die Alpenroſe. Ich fühlte mich enttäuſcht. Ich hatte mir ſie wie eine Roſe gedacht, zudem einſam, ſelten, faſt wie eine verzauberte Prinzeſſinn. So iſt ſie nicht; ſie hat von der Roſe nur den Namen; ſie iſt weder einſam, noch ſelten, ſondern blüht in reichen Feldern um Fels und Geſtein. Nachdem ich mich aber von meiner romantiſchen Befangenheit allmählig befreit und dadurch die Fähigkeit gewonnen hatte, der Wirklichkeit tiefer in's Auge zu ſchauen, fand ich die wirkliche Alpenroſe friſcher, geſunder und ſelbſt ſchöner als mein ariſtokratiſches Ideal. —

Im Appenzeller Ländchen war's gewiß ſehr ſchön; aber es ward nun Zeit, an einen feſten Wohnſitz zu denken. Ich entſchied mich für die Bundesſtadt Bern. Meine Reiſe ging über den Kamor in's Rheinthal, rheinaufwärts bis Sarganz, von da landeinwärts über den Wallenſtadter und Züricher See, und von Zürich nach Bern. Die Freunde begleiteten mich bis auf den Kamor. Von der nahen, noch 100 Fuß höheren Kuppe, „Hohenkaſten“ genannt, 5420 Fuß über dem Meere, genießeſt Du wieder einer umfaſſenden Ausſicht, nicht bloß einer maleriſchen, ſondern auch einer politiſchen auf ein Stück deutſcher Einheit. Fünf deutſcher Herren Länder bieten ſich Deinem Blicke dar: Baden, Würtemberg, Baiern, Vorarlberg und das Fürſtenthum Lichtenſtein mit ſeiner Reſidenz Vaduz. Mag dieſes letztere Dir auch ſehr klein erſcheinen. Stellt es doch ſeine 55 Mann zum deutſchen Bundesheer! — Man legte uns das Fremdenbuch vor, wir trugen unſere Namen ein und ich ſchrieb darunter:

Grüß mir, o! Vater Rhein, mein deutſches Vaterland!
Wir lieben's treu und feſt, obwohl von ihm verbannt.

Dann nahm ich Abſchied von den Freunden und ſtieg den zwei Stunden langen Stich nach Seunwald hinab. Das iſt ein ſteiler Abſturz, vor dem ich Jedermann warne, der nicht recht tapfre Kniee hat. Von Feldkirch herüber ſchallte die öſtreichiſche

Trommel, was mich jedoch nicht hinderte, in Sennwald recht gut zu ſchlafen.

Des anderen Morgens ging's rheinaufwärts bis Sarganz, wo die Straßen vom Bodenſee, von Chur und von Zürich zuſammentreffen. Die letztere war die meinige. Sarganz liegt auf der Waſſerſcheide des Rheines und des Wallenſtadter See's. Ob es aber nicht eines Tages die Zwei ihre Vereinigung wird feiern ſeh'n, iſt eine andere Frage. Wenigſtens verräth der Rhein von Zeit zu Zeit eine entſchiedene Neigung, ſich den Umweg durch den Bodenſee zu erſparen, und gleich hier bei Sarganz den kürzeren Weg durch den Wallenſtadter und Züricher See einzuſchlagen. Dieſer Neigung ſteht nur ein 20 Fuß hoher, kaum 200 Schritt breiter Damm entgegen, während das Rheinbett ſich von Jahr zu Jahr hebt. Auch wollen Geſchichtſchreiber aus Urkunden, Geologen aus dem Vorfinden von Rhein-Niederſchlag in der Nähe von Sarganz ſchließen, daß der Rhein oder ein Arm desſelben ſich früher wirklich in den Wallenſtadter See ergoſſen habe.

Das 4 Stunden lange, 1 Stunde breite Becken des Wallenſtadter See's iſt rings von hohen Gebirgen umſchloſſen. Am ſüdlichen Ufer erhebt ſich 7320 Fuß über das Meer der faſt unzugängliche Mürtſchenſtock, ein Lieblingsaufenthalt der Gemſen. Von ihm fließen mehrere Waldbäche in den See, an deren Mündungen ſich verſchiedene Ortſchaften angeſiedelt haben. Nördlich aber wallt die blaue Fluth unmittelbar wider 2000 bis 3000 Fuß hohe und ſo ſteile Felswände, daß am ganzen Ufer nur für ein einziges Dorf Raum blieb. Er bietet einen ſtolzen Anblick von trotziger Schönheit, dieſer Wallenſee. Es weht Dich an wie Ritterthum und Mittelalter, und damit der Eindruck ein vollſtändiger werde, erheben ſich, nordöſtlich zwiſchen Dir und der alten Grafſchaft Toggenburg, auch noch 7000 Fuß hoch über das Meer die Häupter der ſieben »Kurfürſten«. Wer denkt da nicht gleich an Kaiſer und Reich? Das mag ſich ein unbefangener Reiſender auch ganz gerne gefallen laſſen. In mir aber lebten die Erinnerungen aus der Paulskirche noch zu ſtark. Ehret die

Todten! Aber ſich lebendigen Leibes von den Todten beherrſchen zu laſſen, das war Zuviel verlangt. Noch brannte mir das Hirn von jener fixen Idee eines zu erwählenden Kaiſers, mit der man uns während 13 bitterer Monate unabläſſig gepeinigt hatte, und es war mir eine wahre Befreiung, zu erfahren, daß dieſe Kurfürſten mit Kaiſer und Reich nicht das Mindeſte zu ſchaffen hätten, daß man vielmehr Kurfirſten ſchreiben ſolle, von „kur“ — hoch und „Firſt“ — Spitze. — Der Wallenſtadter See ſteht mit dem Züricher See durch den etwa 4 Stunden langen Linthkanal in Verbindung. Die Ebene, welche dieſer Kanal durchſchneidet, wurde früher durch die wild aus dem Kanton Glarus hervorſtrömende Linth dermaßen überſchwemmt, daß das ganze fruchtbare Land in Sumpf verwandelt wurde, aus welchem bösartige Wechſelfieber menſchenverſcheuchend ihre Häupter erhoben. Da ſetzte Konrad Eſcher, Bürger von Zürich, im Jahre 1807 einen Tagſatzungsbeſchluß durch, welchem zufolge die anarchiſche Linth gefaßt, zur Ordnung gebracht und in den Wallenſtadter See abgeleitet, dieſer letztere aber durch Anlegung des jetzigen Linthkanals mit dem Zürichſee in geregelte Verbindung geſetzt wurde. Dieſer Kampf gegen die Natur dauerte bis zum Jahre 1822 und koſtete etwa eine Million Schweizerfranken. Aber ſeitdem iſt die ganze Ebene wieder fruchtbar geworden und ernährt zahlreiche Anſiedler. Die Oſtſpitze des Zürichſee's bietet noch nicht den rechten Gegenſatz zum Wallenſtadter See dar. Im Hintergrunde von den Glarner, Appenzeller und Toggenburger Gebirgen überragt, bietet ſie einen großartigen aber noch wenig belebten Anblick. Dieſer Character bleibt vorherrſchend bis Rapperſchwyl, wo eine 1350 gegründete, 12 Fuß breite, 4500 Fuß lange Brücke, auf 180 dreifachen Pfeilern von Eichenholz, geländerlos über den See führt, vielleicht die längſte Brücke der Welt! Etwas mehr weſtwärts ſteigt aus dem See die kleine Inſel „Uſnau“ empor, wo Ulrich von Hutten, von ſeinen Feinden verfolgt, durch die Verwendung ſeines Freundes Zwingli, Zuflucht und nach nur vierzehntägigem Aufenthalte — ein Grab fand. Auch ein Flüchtling, hauchte er hier im kräftigſten Man-

nesalter, nur 36 Jahre alt, seinen edlen Geist aus, der Beredte von Wort, der Tapfere von Schwert! Von da laß Dir noch ein festes: „Jacta est alea!“ entgegenklingen, und dann gieb Dich den neuen Eindrücken hin, welche Dich nun freundlich empfangen. Wie mit einem Schritte trittst Du aus dem Ritterthume in das Zeitalter der Industrie und des friedlichen Gewerbfleißes. Der Züricher See kann sich an Großartigkeit gewiß nicht mit dem Wallenstadter See messen; aber an Lieblichkeit der Landschaft kommt ihm kein anderer Schweizersee gleich. Auf beiden Ufern grüne Wiesen und gelbe Kornfelder, welche zu lachenden Weinbergen und Obstgärten sanft ansteigen, und rings von Berg und Wald gekrönt werden! Und welch' ein Menschenleben in dieser an sich schon belebten Natur! Hütte drängt sich an Hütte, Haus an Haus, dazwischen erheben sich überall weiße Villen und rauchende Fabrikgebäude, und Das geht immer so fort, zur Rechten und Linken, ununterbrochen, bis zur Stadt Zürich, welche mit Stolz sagen mag: Ich habe zwei vierstundenlange Vorstädte!

Zürich war früher befestigt, wie Genf; aber vor diesem, bereits in den dreißiger Jahren, hat es sich seiner steinernen Rüstung entkleidet, um sich die Glieder freier zu nützlicher Thätigkeit zu machen. Auch die Schweizer hatten ihre Zeiten blutiger Kämpfe von Kanton gegen Kanton, von Stadt gegen Stadt, von Partei gegen Partei. In dem Maße aber, in welchem sie in Entwickelung und Befestigung jener freiheitlichen Institutionen fortschritten, welche die glückliche Basis zu friedlicher Ausgleichung ihrer gegenseitigen Interessen bilden, in demselben Maße wich der wohlstandzerstörende Kampf der Einen gegen die Anderen dem wohlstandvermehrenden Kampfe Aller gegen die Natur. Maschinenbau, Seiden- und Baumwollenmanufactur bilden die Hauptindustriezweige Zürich's. Viele Familien verbinden Ackerbau mit Gewerbfleiß oder Gewerbfleiß mit Ackerbau, und der Bundesrath Francsini schätzt in seinen statistischen Angaben das Gesammt-Eigenthum der bloßen Ouvriers Zürich's auf 27 Millionen Franken, so daß durchschnittlich 3900 Fr. auf

den Kopf kommen. Die alten Feſtungswerke haben den großartigen Gebäuden des Kantonsſpitals, des Waiſenhauſes, der Blinden- und Taubſtummen-Anſtalt, der Kantonsſchule, dem botaniſchen Garten Platz gemacht, ganze Stadttheile haben ſich neu gebildet, kurz Zürich hat ſeit Schleifung ſeiner Feſtungswerke einen ſolchen Aufſchwung genommen, daß es die ſchönſte, blühendſte und gewerbfleißigſte Stadt der deutſchen Schweiz genannt zu werden verdient. Gewerbfleiß und fortſchreitender Wohlſtand gehen gern Hand in Hand mit der Reformation, und ſo findeſt Du auch Zürich zum größten Theile von Reformirten bewohnt. Hier hielt Zwingli während 12 Jahren ſeine gewaltigen Predigten, und Du kannſt noch in der Stadtbibliothek ſeine griechiſche Bibel, mit Randbemerkungen von ſeiner eigenen Hand, und im Zeughauſe die Streitaxt ſehen, mit welcher kämpfend er in der Schlacht bei Cappel fiel. — Auch durch muſterhafte Lehranſtalten zeichnet ſich Zürich aus. Aus ihnen gingen Männer wie Bodmer, Geßner, Lavater, Peſtalozzi und viele Andere hervor, welche überall mit gebührender Achtung genannt werden. Dies geiſtige Leben, deſſen Mittelpunkt eine blühende Hochſchule, hat ihm den Namen Schweizer-Athen eingetragen. Auch das neue eidgenöſſiſche Polytechnicum, welches vorläufig an die Stelle der beabſichtigten eidgenöſſiſchen Univerſität getreten, wird in Zürich ſeinen Sitz haben, und wenn in beſſeren Zeiten die eidgenöſſiſche Univerſität ſelbſt einmal eine Wahrheit werden wird, ſo wird Sparta-Bern, welches ſich den Sitz der Bundesgewalten vorbehalten hat, wohl dem heiteren Zürich als geiſtigem Mittelpunkte der Schweiz den Vorrang laſſen.

Ich hielt mich nur kurze Zeit in Zürich auf; aber den Uetli-Berg, welchen die Züricher auch den »kleinen Rigi« nennen, wollte ich doch nicht verſäumen. Er iſt ein Vorberg der ſich auf dem linken Seeufer hinziehenden Albis-Kette und erhebt ſich 1523 Fuß über den See, 2792 Fuß über das Meer. Man befindet ſich nicht ſo im Herzen der Alpenwelt wie auf dem wirklichen Rigi. Der Eindruck iſt weniger anſtürmend, weniger

überwältigend, aber grade deshalb dem Neuling beſonders zu empfehlen. Die Entfernung vereinfacht den Ueberblick, der Genuß iſt leichter, ruhiger, aber doch großartig. Im Oſten ſchweift der Blick in großem Bogen von den Appenzeller Gebirgen über den Glärniſch, die Mythen, Klariden, den Tödi, die Windgelle, den Titlis und viele andere ehrwürdige Häupter von braunen und weißen Scheiteln bis zu den Schneerieſen des Berner Oberlandes; weſtlich beherrſcheſt Du vom Bieler See bis über Aarau hinaus die Kette des Jura, über welche noch einzelne Gipfel der Vogeſen und des Schwarzwaldes in weichen Umriſſen herübergrüßen. Und unten zu Deinen Füßen breitet ſich dann der kryſtallblaue Spiegel des See's mit ſeinen lachenden Ufern voll heiteren Grüns und fruchtbaren Gelbs, durch welches ſich die zahlloſen Ortſchaften der Mutterſtadt entgegendrängen, die mit ihren Kuppeln und Thürmen die lieben Kinder freundlichſtolz überblickt. Nordweſtlich ſtrömt die Limmat, die Stadt in zwei Hälften theilend, lebendig aus dem See hervor und ſtrebt in ſilberblauem Streifen dem Rheine entgegen. Dort unten bei Dietikon und den nördlich von Zürich gelegenen Höhen hat Maſſena im September 1799 gegen den ruſſiſchen General Korſakoff einen glänzenden Sieg erfochten, den einzigen Erfolg, welchen die ſonſt überall unterlegene franzöſiſche Republik dem aus Egypten zurückkehrenden Bonaparte aufzuweiſen hatte. Der öſtreichiſche Kriegsrath, eiferſüchtig auf die Lorbeeren Suwarow's in Italien, hatte beſchloſſen, daß derſelbe ſich nach der Schweiz begebe, um mit Korſakoff zuſammenzuwirken, während der bisher mit Korſakoff vereinigt geweſene Erzherzog Karl an den Rhein beordert wurde. Da griff Maſſena, nach der Abreiſe des Erzherzogs Karl und vor der Ankunft Suwarow's, ſeinen Gegner Korſakoff an, und ſchlug ihn dermaßen, daß dem tapfern Suwarow, nach ſeiner berühmten Erzwingung des Gotthardpaſſes und nutzloſem Verluſte von 8000 Mann, Nichts übrig blieb, als ſich unverrichteter Dinge und fluchend über den Pragel nach Glarus und dem Rheinthale zu-

rückzuziehen. Die Spuren dieſes denkwürdigen Marſches werden wir ſpäter wiederfinden.

Vor meiner Abreiſe von Zürich ſollte ich noch einen Eindruck empfangen, deſſen Einzelnheiten bis auf den heutigen Tag lebendig in meinem Gedächtniſſe fortleben. Um jene Zeit hatte der ſchweizeriſche Bundesrath bereits die Ausweiſung der militairiſchen und bürgerlichen Häupter des badiſchen Aufſtandes verfügt, um den deutſchen Regierungen einen Beweis ſeiner nachbarlichen Geſinnung zu geben. Gleichzeitig aber war, den drohenden Maſſen der an den Landesgränzen angeſammelten Truppen gegenüber ein Aufgebot zu den Waffen durch die ganze Schweiz ergangen, um die alte Unabhängigkeit nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zu vertheidigen.

Eines ſonnigen Morgens ſaß ich am Quai; ich ließ meinen Blick träumeriſch oſtwärts ſchweifen, über den kryſtallhellen See, an den freundlichen, gewerbreichen Ufern vorbei, bis zu den fernen Alpen, welche ſich im reinſten Azur eines wolkenloſen Himmels ſicher abzeichneten und aus denen die Senioren von ſechs Kantonen brüderlich herüberwinkten. Da weckte mich plötzlich Trompetenklang aus meinen Träumen. Es war ein Militairaufgebot, welches, dem Rufe des Bundesraths Folge leiſtend, durch die Stadt marſchirte, um ſich mit den übrigen Eidgenoſſen zu vereinigen, — Fußvolk und Reiter, welchen grobes Geſchütz mit raſſelnder Wucht über das Pflaſter nachrollte, voran die eidgenöſſiſche Fahne mit weißem Kreuz in rothem Felde. Ich weiß nicht, wie mir geſchah, aber der warme Blutſtrom ſchlug mir wie eine Flamme in's Geſicht. Ich kam aus dem Lande der ſtehenden Heere; ich hatte beſſere Militairmuſik gehört als dieſe; ich hatte größere, glänzendere, ſtrammer einexercirte Truppenmaſſen geſehen als dieſe; aber ſolche Bewegung hatte ich noch bei keinem militairiſchen Schauſpiele empfunden. Ich hatte ſelbſt die militairiſche Laufbahn vom Gemeinen bis zum Landwehroffizier durchgemacht; ich hatte ſie alle durchgekoſtet die kleinen Reize des Soldatenſtandes, vom Schildwachſtehn vor Häuſern, drin ſchöne Mädchen wohnten, bis zu dem nachläſſig

ſicheren Auftreten in Epaulett, Schärpe und Degen, die, nach dem ſouverainen Urtheile ſachverſtändiger Richterinnen, den Mann auch viel beſſer kleiden als die ſchwarze Robe mit weißem Bäffchen. Ja, wenn wir manchmal ſonnenverbrannt und ſtaubbedeckt von unſeren Herbſtmanoeuvren zurückkehrten, wenn rauſchende Muſik uns einholte und in die Stadt geleitete, wenn alle Fenſter aufflogen, wenn Alt und Jung, beſonders aber die lieben Mädels, freudig erröthet, auf uns herabſchauten, dann war mir manchmal, als wenn ſich etwas Beſſeres, Höheres in mir regte. Aber die Empfindung ſank bald wieder zurück. Die innere Spaltung war ſtets zu groß; zwiſchen meinem politiſchen Ideal oder auch nur meinen nüchternſten politiſchen Anſichten und dem Syſteme, dem ich diente, war ein zu großer Abſtand. Ich mußte mir ſagen, daß ich jeden Tag in die Lage kommen könnte, gegen mich ſelbſt zu fechten, und Selbſtironie fraß das Pathos der Vaterlandsvertheidigung alsbald wieder weg. — Das kleine Häufchen Schweizer in Waffen aber, das ich hier in Zürich ſah, diente politiſchen Grundſätzen, welche meiner Ueberzeugung entſprachen, und deshalb ergriff mich ihr Anblick tiefer als die glänzendſten militairiſchen Schauſpiele, die ich jemals geſehen. Ja! der Soldatenſtand iſt und bleibt ein ſchöner. Eine beſtimmte Ueberzeugung haben, iſt ſchön; dieſe Ueberzeugung frei und muthig ausſprechen, iſt noch ſchöner; aber für dieſe Ueberzeugung auch feſt eintreten mit ſeiner ganzen Männlichkeit, nicht bloß mit Geiſt und Wort, nein auch mit Hand, Herz, Leib und Leben, — das iſt die höchſte Empfindung, deren die Menſchenbruſt fähig iſt. Dies iſt der edlere Grund der unwiderſtehlichen Anziehungskraft, welche militairiſche Schauſpiele auf das Volk ausüben; daher das Zuſtrömen von Mann und Weib, von Jung und Alt, wenn die Trommel erſchallt! — Wende Dich nur ab, Du ernſter Mann, Du ſtrenger Freund der Freiheit! Schelte ſie nur »Unterdrücker« oder gar »verthierte Söldner«! Sieh! ich wechſele nur ihre Fahne; ſtatt *gegen* Deine Ideale laſſe ich ſie nur *für* dieſelben marſchiren, und — ſei aufrichtig! — ſofort fliegt der begeiſterte Pulsſchlag der

Sympathie auch durch Deine Adern, und die »verthierten Söldner« werden zu Vertheidigern des Vaterlandes, zu Helden der Freiheit. Und ſo iſt's auch ganz recht; was unſerer Ueberzeugung zuwiderläuft, ſollen wir abſtoßen, was ihr entſpricht, dem ſollen wir uns zuwenden. Nur müſſen wir, wollen wir gerecht ſein, noch einen Schritt weiter thun. Die Rechtfertigung und Schönheit eines Menſchen vor ſich ſelbſt hängt von ſeiner eigenen Ueberzeugung ab, und nicht von der unſeren. Pectus facit jurisconsultum, ſagen die Juriſten. Das iſt ſo wahr, daß es nicht nur auf den Juriſten, ſondern auf den Menſchen überhaupt anzuwenden iſt. Ja! das Herz macht den Mann. Das müſſen wir im Royaliſten anerkennen wie im Republicaner. Wird's uns auch ſauer, wir können nicht anders. Dafür aber dürfen wir unſere Bedingungen um ſo ſtrenger ſtellen. Seine Ueberzeugung ſei eine aufrichtige, volle, ungetheilte; er liebe ſeinen König und was dieſer ihm vertritt, in Wahrheit und aus Seelengrund; er liebe ihn mehr als ſeine Braut; er liebe ihn, wie wir die Freiheit lieben und unſer politiſches Ideal! — Liebt er ihn nicht ſo, dann erkennen wir ihn nicht als ebenbürtig an, ſo können wir ihn verurtheilen. Verurtheilen? — Wozu? — Dazu, daß er nicht mehr Freudigkeit und auch nicht mehr Kraft in ſeinen Beruf mitbringe, als aus einer geſpaltenen und zweifelzerfreſſenen Seele zu entſpringen vermag. Wollten wir ihn zu Weiterem verurtheilen, ſo kämen wir wegen der Vollſtreckung in Verlegenheit. Unſer Verdict vollſtreckt ſich von ſelbſt.

Ich ſehe Dich, o Elihu Burrit, mit dem Oelzweig winken, der für mich zur Strafruthe zu werden droht. Und doch bin ich ein aufrichtiges Mitglied der unſichtbaren Kirche des Friedens. Nur habe ich mein eignes Glaubensbekenntniß. Ich will Niemanden meine Ueberzeugungen aufzwingen. Das ſoll man nicht; man kann es auch nicht. Ich will dieſelben nur auf geiſtigem Wege geltend machen und nach beſtem Wiſſen und Vermögen in meine Zeit hineinzuringen ſuchen. Wenn aber eine Zeit ſo beſchaffen wäre, daß die überwiegende Mehrheit von der

Wahrheit und beglückenden Kraft einer Lehre überzeugt wäre, soll dann diese überwiegende Mehrheit immer noch in den Gränzen rein geistigen Wirkens verharren, und die Beherrschung und Bedrückung durch die ihnen entgegenstehende Minderheit so lange erdulden, bis der letzte Esel oder Hallunke überzeugt ist? — So verstehe ich selbst das Christenthum nicht. Freilich hieß der Herr im Garten zu Gethsemane den hitzigen Petrus sein Schwerdt einstecken; was mocht's auch fruchten, wenn der Apostel dem Diener des Hohepriesters auch noch das andere Ohr abgehauen hätte? Die Christen waren damals nur noch ein kleines Häuflein und so starb ihr Führer als Märtyrer am Kreuze mit jener milden Ironie, welche nur die höchste seelische Ueberlegenheit zu verleihen vermag: „Herr! verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun". — Aber der Stifter der christlichen Religion konnte weder glauben noch wollen, daß dieses Schwerdt ewig in der Scheide stecken bleibe, daß die Christen die Herrschaft und Verfolgung ihrer Feinde so lange erdulden sollten, bis der letzte Heide sich bekehrt habe. War er doch auch „mit dem Schwerdte gekommen!" Wäre es nur nie anders als zum Schutze der reinen Religion des Friedens, nie anders als in ihrem Geiste gezogen worden, — dieses Schwerdt! Wir ständen dann jenem milden Reiche näher, das uns seit Jahrtausenden verheißen ist, in welchem der Kampf nur noch ein Kampf gegen die Natur sein wird, während die Menschen untereinander „verständniß-innig" verkehren werden, durch innere Bildung vom äußeren Gesetze befreit, wie die harte Schale der Frucht abfällt, wenn der innere Kern gereift ist.

Wollt Ihr aber wissen, wo man diesem Frieden am Nächsten ist, so schaut hierher nach der kleinen Schweiz. Unter ihrer Mehrheitsregierung und dem friedlichen Spiel der ihr entsprechenden Institutionen entgeht sie, unwesentliche Störungen abgerechnet, dem blutigen Wechsel gewaltsamer Revolutionen und Reactionen. In kurzen Fristen erfolgt die regelmäßige Erneuerung aller Gewalten durch das allgemeine Stimmrecht nach dem Willen der Mehrheit, ohne kostspielige Zerstörung von Menschen

durch Menſchen, ohne Lähmung von Handel, Wandel, Wiſſenſchaft und Kunſt. Und für den Fall, daß, unter beſonderen Umſtänden, die öffentliche Meinung ſich raſcher umwandelte, als innerhalb der regelmäßigen Erneuerungsfriſten der Volksvertretung und öffentlichen Gewalten, ſind in neuerer Zeit den meiſten Conſtitutionen noch beſondere Sicherheitsventile eingefügt worden, durch welche ſich die veränderte öffentliche Meinung jederzeit friedlichen Ausgang verſchaffen kann, ohne die Staatsmaſchine gewaltſam auseinanderzuſprengen. Wozu hier gewaltthätige Revolutionen? Alle paar Jahre haſt Du die Möglichkeit, Deine Ueberzeugung friedlich zur Herrſchaft zu bringen, wenn die öffentliche Meinung für Dich iſt. Ja für den Fall, daß eine übergroße Mehrheit gegen die alte Gewalt auf Deiner Seite ſtünde, haſt Du ſogar, in den Beſtimmungen über Verfaſſungsreviſion und außergewöhnliche Erneuerung der Volksvertretung von Unten auf, ein friedliches Mittel, jederzeit nützliche Veränderungen in's Leben zu rufen.

Wie kommt es aber, daß nicht von Zeit zu Zeit ein Herrſchſüchtiger ſich eine bewaffnete Minderheit zuſammenrafft, um damit den Willen der Mehrheit gewaltſam aus dem Felde zu ſchlagen, und ſich, geſtützt auf ſeine Bajonette, zum dauernden Herrſcher aufzuwerfen? — Weil eine ſolche bewaffnete Minderheit es nicht mit einer unbewaffneten, ſondern mit einer bewaffneten Mehrheit zu ſchaffen hätte. In der Schweiz iſt Jedermann wehrhaft; deshalb gehört in ihr, ohne Mitwirkung äußerer Umſtände, ein wirkſamer Staatsſtreich zu den Unmöglichkeiten. Wohl gibt's auch in der Schweiz Söldnernaturen, ebenſogut wie anderwärts. Aber auf Schweizerboden iſt kein Raum für deren Abentheuer. Söldner ſind gezwungen, ihr ſündiges Brod auswärts zu ſuchen, und grade dieſer Umſtand, den man der Schweiz ſo oft zum Vorwurfe macht, iſt der beſte und ſicherſte Beweis für die Vorzüglichkeit ihrer Inſtitutionen. Die Baſis von Allem, — Das merke Dir wohl! — iſt alſo die allgemeine Wehrhaftigkeit. Dieſe iſt eine beſſere Garantie des Friedens als alle Oliven- und Palmwälder der Welt.

Wie mögen nur verſtändige Männer ſich eines ſchönen Tages zuſammenſetzen und allen Ernſtes ein Verbot gegen das Spielen der Kinder mit hölzernen und bleiernen Soldaten erlaſſen? — Als die phyſiſche Kraft und Wehrhaftigkeit aus Griechenland und Rom gewichen waren, da ſtanden dieſe Reiche, trotz aller gewonnenen Bildung, trotz aller geſammelten Reichthümer, am Vorabende ihres Falles. Und wir wollten unſere Jugend ſogar vor dem bloßen Anblick der Wehrhaftigkeit bewahren, wir wollten in ihr jede Regung zur Mannhaftigkeit und Kraft unterdrücken, damit ſie zur kläglichen Beute des erſten beſten Haufens werde, in welchem die humanen Beſtrebungen des europäiſchen Friedensvereines noch nicht zum Durchbruch gekommen wären? — Nein! machen wir's lieber wie die Schweizer, verbieten wir unſeren Kindern nicht nur nicht, mit Soldaten zu ſpielen, nein! ſtellen wir ſie ſelbſt in Reih' und Glied und lehren wir ſie von Kindesbeinen auf, ſich ihrer Haut männiglich zu erwehren. Die geſellſchaftliche Harmonie kann nur das Ergebniß des Gleichgewichts aller Kräfte, nicht aber der allgemeinen Schwäche mit willkürlichen Soldatenprocenten ſein.

Drittes Kapitel.

Bern. Das Vogt'ſche Haus. Die Berner Alpen. Sage von der Blümli's-Alp. — Raveaux und Itzſtein in Thierachern. Die Nachricht von Trützſchler's Erſchießung. Zur Characteriſtik Trützſchler's. Culturanarchie und Demokratie. Humoriſtiſche Grundrechte. Zur Characteriſtik Raveaux's.

Von Zürich fuhr ich per Eiſenbahn nach Baden im Kanton Aargau, und von dort, ohne Aufenthalt, durch den fruchtbaren Sommer nach Bern. Ich war ſehr geſpannt auf die Berner Hochalpen. Dort müſſen ſie ja wohl liegen, ſagte ich oben auf den Höhen vor Bern zu mir. Aber ich ſah Nichts vor mir als Wolken. Oder ſollte ich mich irren? Wären dieſe vermeint-

lichen Wolken etwa Schneeberge? Doch ſo hoch können ſie wohl nicht ſein. Da bildeten ſich gegen Abend in den Wolken ein Paar Riſſe, durch welche zwei Berghäupter mit ſcharfen Scheiteln hervorbrachen. Sie waren doch ſo hoch und machten mir nun einen um ſo ſchwindelnderen Eindruck, als ſie da oben ganz einſam ſchwammen, von den Bergleibern durch tiefer gelagerte Wolkenmaſſen vollſtändig getrennt.

Mein erſter Gang in Bern war natürlich zur Familie Vogt. Dort erfuhr ich von meiner Parlamentsfreundinn Louiſe, daß ihr Bruder Carl mit Rauwerk, Raveaux, Itzſtein und Anderen noch im Berner Oberlande ſei. —

Welches Mitglied der großen Familie des Fortſchritts, Flüchtling oder Vergnügungsreiſender, Radicaler oder Liberaler, wenn nur von gutem Gewiſſen, iſt in Bern geweſen, ohne das Vogt'ſche Haus zu beſuchen? Die niedrige Eingangsthür, rechts eine hölzerne Bank, die unſcheinbare Front ſind eben nicht vielverheißend; auch die Treppe iſt noch hinlänglich dunkel und eng; aber um ſo heller und freier iſt's oben, in Wohnung und Menſchen. Auf der Rückſeite des Hauſes, hoch über der Aare, befindet ſich ein hölzerner Balkon. Dort that ſich mir zuerſt die Berner Alpenwelt in ihrer ganzen Herrlichkeit auf. Zunächſt unten die blaue Aare, gegen ein Wehr brauſend, jenſeits das hellgrüne „Schwellenmättli“ mit einer hübſchen Baumgruppe; nach dem Mattengrün tieferes Waldgrün, doch nur erſt von Buchen und Eichen; dann weiterhin aufwärts dunklerer Tannenwald; noch höher hinauf braunes Gebirge, und über dem Ganzen in ewigem Schnee die Alpen! — Ich habe ſpäter noch manche Berge geſehen, ich ſtand vor dem Monte Roſa, ich ſtand vor dem Montblanc, freilich vor jedem derſelben nur ein einziges Mal und dazu bei mangelhaftem Wetter. Aber ich ſah doch immerhin Einiges, und es war mir, als wenn, ſähe ich ſelbſt Alles, ich dem Berner Oberlande doch den Vorzug geben würde. Ich weiß nicht, iſt's vorgefaßte Neigung, die ja blind macht, oder reicht mein Faſſungsvermögen nicht aus, — gewiß iſt, daß ich einen ſo einheitlichen, harmoniſchen und doch auch wieder im

Einzelnen ſo characteriſtiſchen Eindruck, wie von den Berner Alpen, nicht wieder empfangen habe. Sie vereinen ſich zu einem geſchloſſenen Ganzen von erhabener Schönheit, und doch bewahrt auch wieder jeder einzelne Berg ſeine Eigenthümlichkeit von beſonderem Reize. Jeder trägt ſein Theil zum gewaltigen Eindruck des Ganzen mit bei, aber keiner geht darin unter. Es iſt nicht bloß ein Gewimmel verſchiedener Spitzen, nein! faſt jeder Einzelne reißt ſich individuell ab, vom Scheitel bis tief herab zur Sohle. Weckt nicht ſchon jeder einzelne Name, „Jungfrau“, „Mönch“, „Schreckhorn“, „Finſteraarhorn“, „Blümli'salp“ durch Wortſinn und Sylbenklang eine beſondere Vorſtellung? Und doch ſtehen ſie gegenſeitig in innigſter Beziehung. In der Mitte thront als Königinn von Allen, ſtrahlend vom Lichte der Schönheit, die hohe Jungfrau, in den reinſten Schneegewändern und Gletſcherbändern, die von den edelſten Formen geſchwellt ſind; ihr zur Seite rechts ſteht der Mönch, nicht ohne Leben und Reichthum, aber zur Entſagung gezwungen nicht bloß durch Gelübde, ſondern auch durch das Schreckhorn und Finſteraarhorn, welche unabläſſig finſterdrohend herüberſchauen. Das Finſteraarhorn hat aber nicht bloß ſeine finſtere Seite; wie ſchon aus dem bloßen Worte ein heller Ton hervorklingt, ſo hat es wirklich auch eine helle Fläche, welche der Jungfrau zugekehrt iſt. Dieſe iſt vom reinſten Schnee bedeckt, ganz fleckenlos; ſie glüht am tiefſten und längſten, wann der Abend naht und die Sonne hinter den Jura hinabſinkt. — Das Finſteraarhorn, der höchſte Berg der ganzen Gruppe, erhebt ſich noch um 410 Fuß über die Jungfrau, bis zur Höhe von 13,280 Fuß über dem Meere. — Auf der anderen Seite der Jungfrau ſteht die Blümli's-Alp! — Ja, auf deren breitem ſchwellendem Rücken wäre wohl Platz für Blümli genug, wenn nur nicht Alles verſchneit und vergletſchert wäre. Wie Das gekommen, Das will ich Euch erzählen. Dort alſo, wo die Blümli's-Alp ihre ſchneeigen Scheitel erhebt, grünte vor Zeiten eine ſaftige, würzige Alp, wie weit und breit keine zu finden war. Darauf hauſte ein Senne, der ſich durch den Ueberfluß zu Verſchwendung und ſchnöder Unthat verleiten ließ.

Seiner Lieblingskuh kaufte er ein rothes Halsband mit silberner Glocke und nährte sie mit den seltensten Kräutern; seiner Geliebten schenkte er die kostbarsten Kleider von Sammt und Seide und baute ihr Treppen von eitel Butter und Käse. Seine alte Mutter aber, die ihn warnte und auf den Weg der Sparsamkeit und Tugend zurückzuführen suchte, stieß er schnöde aus dem Hause. So lebte er in Saus und Braus, bis das Maaß der Sünde voll war. Da erschien eines Tages unter Blitz und Donner der Berggeist, packte ihn im Genick und stürzte ihn in den schwindelnden Abgrund. Gleichzeitig verwandelte er, zu ewiger Warnung vor solchem Mißbrauch der edeln Gottesgaben, die fruchtbare Alp in öden Fels, und dort, wo sonst die saftigsten Gräser und würzigsten Blumen sproßten, ist jetzt Alles verschneit und vergletschert. Der Schauplatz dieser Ereignisse heißt aber, in Rücksicht auf seinen früheren Zustand, noch heute die „Blümli's-Alp". — Ich darf dem Leser nicht verschweigen, daß die Sage in dem Reisehandbuch von Escher (Seite 161) an einen anderen Ort, in das jetzt „Aareboden" genannte Thal zwischen dem Grimselhospiz und dem Unteraargletscher verlegt wird. Vergleiche auch das Reisehandbuch von Baedeker Seite 125. — Aber von dieser anderen Blümli's-Alp erfährt der Reisende kaum Etwas, und mir erzählte man die Sage von der allbekannten Blümli's-Alp in der Berner Alpenkette. Alles das sieht und erfährt man auf dem Vogt'schen Balkone. Stockreactionairen und Liberalen von schlechtem Gewissen zum Troste sei übrigens bemerkt, daß die Aussicht ohngefähr dieselbe ist wie die von der, aller Welt zugänglichen Münsterterrasse. Wir aber, die wir unseren Kaffe bei Vogt's nehmen, haben, außer der freundlichen Umgebung durch die lebendige Familie, noch außerdem den Vortheil, dort Alles anzutreffen, was sich von Virtuosen, Künstlern, Gelehrten oder sonst irgend bemerkenswerthen Menschen in Bern grade aufhält. Medicin, Jurisprudenz, Naturwissenschaften, Malerei, Musik, Alles ist im Hause vertreten, und so hat die Familie viele Berührungspunkte. Den älteren Bruder Carl's, den Fürsprech Emil, hat man,

ſeines ausgezeichneten Klavierſpieles wegen, Vierſchock getauft, um anzudeuten, daß er Dreiſchock übertreffe. Haſt Du auf Deinen Bergreiſen den Faden der Weltereigniſſe verloren, ſo kannſt Du ihn hier gleich wieder anknüpfen. Ueber Kunſt, Wiſſenſchaft, Politik, über die Schweiz wie über das Ausland hörſt Du hier ſtets ein freies, verſtändiges Urtheil. Wenn wir Flüchtlinge manchmal etwas Ueberſpannung hineinbrachten, dann führte uns Papa Vogt mit Ruhe und Wohlwollen auf die Natur der Sache zurück, die ihre eignen oft langen und langweiligen Wege wandle und nicht die kurzen Wege unſerer Ungeduld. — Ich werde hier nicht erzählen, daß Frau Vogt eine geborne Follen iſt, welche noch heute für den Ruf ihrer Schönheit gültiges Zeugniß ablegt; ebenſowenig, daß Vater Vogt ebenſo geſchätzt iſt am Krankenbette wie auf dem Katheder. Das iſt bekannt. Aber ein Paar ſpezielle Fingerzeige kann ich dem Beſucher des Vogt'ſchen Hauſes noch geben, die ihm von practiſchem Nutzen werden können. Ladet man Dich zu Tiſche ein, ſo verſäume nicht, die Einladung anzunehmen. Du ſetzeſt Dich an einen großen, runden, ganz eigenthümlichen Tiſch. Die Speiſen und Weine werden ein für alle Male darauf geſetzt, und gelangen, ohne alles Hinüber- und Herüberreichen, ja ohne auch nur ihren einmal eingenommenen Standort zu wechſeln, der Reihe nach unmittelbar vor Dich hin, ſo daß Du Dich nach Herzensluſt bedienen kannſt. Mit Tiſchrücken und Tiſchklopfen hat dieſer Tiſch gar Nichts zu ſchaffen; er braucht zu ſeinen natürlichen Wundern nicht erſt durch Händeauflegen befähigt zu werden. Die runde Tiſchplatte iſt nämlich auf den ſie im Centrum tragenden Fuß ſo eingelaſſen, daß ſie ſich auf einen leiſen Ruck horizontal im Kreiſe herumbewegt. Um dieſe bewegliche Mittelplatte iſt ringsum ein unbeweglicher Rand angebracht, welcher grade breit genug iſt, um die Couverts drauf zu legen. — Wieder ein Sieg über die träge Natur. Statt Dich um der Speiſen wegen in Bewegung zu verſetzen, müſſen ſie ſich für Dich bewegen. „Noch ein Stückchen Braten gefällig?“ fragt die freundliche Frau Wirthin, gibt der Tiſchplatte einen leiſen Ruck, und ſofort ſteht der

Braten braunlächelnd vor Dir. Das ſchließt nicht aus, daß Du auch ſelbſt die Initiative ergreifeſt, was ich Dir beſonders einem gewiſſen Schinken gegenüber anrathe, welchen Vater Vogt mit ſolcher Geſchicklichkeit ſelbſt zubereitet, daß er dem beſten weſtphäliſchen Schinken in Nichts nachſteht, ein Umſtand, der in Bern nicht ohne Erheblichkeit iſt, da man die Schinken zum Rohgenuſſe dort nicht recht zuzubereiten weiß. — Auch wenn man Dir nach Tiſch eine Cigarre anbietet, ſo ſchlage ſie ja nicht aus, ſelbſt wenn Du ſehr gute bei Dir führteſt. Sie könnte direct von den Antillen herſtammen, wo eine ältere Tochter des Hauſes an einen reichen Plantagenbeſitzer verheirathet iſt. Von daher kommen manchmal Kiſtchen köſtlichſten Inhaltes, aus welchen Dir alle Wohlgerüche des Orients entgegenduften. Ich war ſo glücklich, eine ſolche Cigarre aus der eigenen Hand dieſer Tochter zu erhalten, welche damals in Europa auf Beſuch war, und konnte mich bei dieſer Gelegenheit überzeugen, daß der hohe Ruf ihrer Schönheit die Wirklichkeit nicht im Mindeſten überbietet. — Es gibt eine Freundſchaft, die warm auf Dir laſtet wie ſchwüle Mittagshitze; von dieſer Art iſt die Vogt'ſche Freundſchaft nicht, vielmehr geht ſtets ein ironiſcher Zephyr durch's Haus. Du kommſt nicht zum Einſchlummern, z. B. auf Deinen Lorbeern, ſondern wirſt ſtets hübſch wach erhalten. Ja, von Carl hat man ſogar geſagt, ſein ſchlechteſter Witz ſei ihm lieber als ſein beſter Freund. Sofern das weiter Nichts heißen ſoll, als daß er die Spitzküglein, die ihm in der Zunge prickeln, auch gerne losbrennt, mag es dahin geſtellt bleiben. Sofern ihm aber dadurch die Fähigkeit zu werkthätiger Freundſchaft abgeſprochen werden ſollte, iſt es grundfalſch. Ich kenne Keinen unter uns Allen, der mehr geholfen hätte, wo es Noth that, mit Rath und That; mit erfinderiſchem, nützlichem Rathe, welcher Manchem wieder auf den Weg zu eignem Erwerbe verhalf, aber auch mit der That, aus eigner nicht zu voller Taſche; denn er lebt nicht von ſeinen Renten, ſondern von ſeiner täglichen Arbeit. — Vater Vogt ſaß, trotz ſeiner ſtark beſetzten Zeit, im Flüchtlings-Unterſtützungscomité; die Familie war mit mehreren

Mitgliedern der damaligen Berner Regierung nah befreundet; ſo wurde das Haus ein wahres Aſyl für die geſammte Flüchtlingsſchaft. Die Einen fanden dort Anregung und Unterhaltung, die Anderen Rath, Hülfe und Troſt. Gab ja doch das würdige Ehepaar das Beſte, was es zu vergeben hatte, ſeine Tochter Louiſe, zuletzt einem Flüchtling. Hans Kudlich — nicht unſer Parlaments-Kudlich, ſondern deſſen jüngerer Bruder, jüngſtes Mitglied des Wiener Reichstages, an deſſen Name ſich die bedeutendſte öſtreichiſche Reform anknüpft, welche die Reaction überlebt hat, die bäuerliche Grundentlaſtung, — Hans Kudlich hatte, ziemlich entblößt, Aufnahme im Vogt'ſchen Hauſe gefunden und verliebte ſich in die Tochter Louiſe. Aber was hatte er, was war er? Er hatte noch nicht einmal ſeine juriſtiſchen Studien beendet, und hätte er ſie beendet gehabt, was hätte es ihm gefruchtet? Die Rechtswiſſenſchaft iſt an die Scholle gebunden. Er beſchloß daher, ſich einer kosmopolitiſchen Wiſſenſchaft zuzuwenden, ſattelte um, ſtudirte Medicin an der Hochſchule zu Bern und Zürich, und erwarb ſich in kurzer Zeit alle mediciniſchen Grade. Darauf bat er um die von anderer Seite nicht unbeſtrittene Hand Louiſen's, welche ihm bewilligt wurde. Aber ſiehe da, es fehlten ihm alle Papiere, ohne welche auch in der Schweiz jede Trauung unmöglich iſt, die bloß bürgerliche ſogut wie die kirchliche. So wäre er alſo durch ſeine revolutionairen Sünden nicht bloß zum Exil, ſondern mittelbar auch zum Cölibate verdammt? — Da lud ſich der Vater Vogt eine Anzahl ehrenwerther Freunde ein, nahm die Brautleute bei der Hand, legte die beiden Hände ineinander und ſagte: „Da habt Ihr Euch und obendrein meinen väterlichen Segen!“ — Nicht wahr, das iſt eine ſchöne Anarchie? Nur ſtille! Wir kennen Eure Ordnung. Die Beiden werden in America leicht nachnehmen, was ihnen an äußeren Formen fehlt. Wer heilt aber Eure inneren Schäden? —

Unterdeſſen wimmelte es in Bern von Flüchtlingen in Uniformen, Blouſen und allen möglichen Coſtümen. Die Berner hatten auf eine erſte Aufforderung eine Summe von etwa 6000

Schweizerfranken zuſammengebracht; die Regierung hatte mit der Einkaſernirung der Maſſen begonnen, aber es herrſchte noch vielfache Noth, worüber ich ſofort nach Deutſchland ſchrieb. Auch Anderes bekam man zu ſehen und zu hören, was grade nicht zu Erweckung von Sympathieen geeignet war: Leute, die noch hier ihre Wichtigkeit zu behaupten ſuchten, Generale, ſtets von mehreren Adjutanten gefolgt, Gelbſchnäbel, welche mehrere Regimenter zugleich commandirt haben wollten, prahleriſches Geräuſch und Zank an öffentlichen Orten, worüber die nüchternen, reellen Schweizer allmählig die Köpfe zu ſchütteln begannen.

Von meinen näheren Freunden fand ich noch keinen einzigen in Bern; die meiſten waren noch im Berner Oberlande. Ich hatte noch nicht gelernt, die Einſamkeit zu ertragen, und wenn ich des Abends ſo auf der Münſterterraſſe ſaß und meinen Blick nach den Alpen hinſchweifen ließ, welche im Abendgolde glühten, dann bekam ich Sehnſucht nach den Freunden. Drum auf und in's Oberland!

Vorerſt begab ich mich nach „Thierachern“, einem kleinen Orte auf dem linken Ufer der Aare, ein Stündchen weſtwärts von Thun. Dort, auf dem Gute des ſchweizeriſchen Nationalrathes Carlen, wohnten damals Itzſtein und Raveaux, „zwiſchen Thun und Nichtsthun“, wie Letzterer ſcherzend zu ſagen pflegte. Es war ein ſtiller, ſchöner Aufenthalt, inmitten grüner Wieſen, welche von mehreren Bächen durchmurmelt und meiſt von Aepfelbäumen beſchattet wurden, deren Früchte ſchon rothe Backen bekamen. Ganz nahebei begann Wald und ſüdlich vor uns zeigten ſich in kurzer Entfernung die beiden äußerſten Vorpoſten der Hochalpen, das kegelförmige Stockhorn, das je nach Deinem Standpunkte die verſchiedenſten Geſtalten annimmt, bald eines harmlos ſich abdachenden, bald eines ſchroff abſtürzenden, bald ſogar eines toll überhängenden Berges, — und, ihm gegenüber, auf dem andern Ufer der Simmen, die unwandelbare, charaktervolle Pyramide des Rieſen, welcher rings als Wetterprophet verehrt wird, gleich dem Pilatus am Vierwaldſtätterſee. Auf den breiten Flächen dieſes ſoliden Bergleibes

ging des Abends der den Sonnenuntergang begleitende Farbenwechsel aus dem Roth in's Roſtbraun und aus dieſem letzteren in's duftige Abendblau mit einer Beſtimmtheit und Kraft vor ſich, daß man ſich nicht ſatt daran ſehen konnte. Noch war das Blau nicht verſchwunden, da gingen, zwiſchen Stockhorn und Nieſen einerſeits und dem Brienzer Grat andrerſeits, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und andere Schneegipfel in hellem Orangegold auf. — Zwiſchen Stockhorn und Nieſen hervor ſtrömt die Simmen, vereinigt ſich mit der aus einem anderen Thale hervorſtrömenden Kander und fällt dann mit dieſer in den Thuner See. Früher wurde die Kander durch den zwiſchen ihr und dem Thuner See ſich aufrichtenden Strättlinger Hügel gezwungen, ihren Lauf am See vorbei in nordweſtlicher Richtung fortzuſetzen, ſo daß ſie unterhalb Thun in die Aare fiel. Durch die Maſſe von Steingeſchieben und Schlamm, welche ſie mit ſich führte, hatte ſie aber nach und nach eine große Strecke fruchtbaren Landes in Sumpf verwandelt. Da ließ die Berner Regierung den Strättlinger Hügel durchſtechen und den Fluß durch einen 3000 Fuß langen, 272 Fuß breiten Kanal in den See ableiten. Dies erfuhr ich von Raveaux auf einem unſrer Spaziergänge, da ich plötzlich mit dem Ausrufe ſtehen blieb: „Ei! ſollte man nicht ſagen, da ſei früher ein Fluß gefloſſen!“ — „„Da floß auch früher ein Fluß; das iſt das alte Kanderbett!““ entgegnete er, ſetzte mir den Sachverhalt auseinander und ſchloß mit den Worten: „Sieh! die Schweiz iſt ein kleines Land von kaum 2½ Millionen Einwohnern; ſie hat weder Gold- noch Silberbergwerke und wenig fruchtbare Ebene; und doch unterbleibt in ihr nicht leicht Etwas, was vom öffentlichen Wohle erheiſcht wird.“ — Soweit als eines Tages Papa Itzſtein meinte, haben es aber die Schweizer doch noch nicht gebracht. Eines Morgens fuhren wir nämlich längs der Stockhornkette hin, welche von der Höhe in die Tiefe vielfach durch pfad- und wegähnliche Rinnen durchfurcht iſt, die ſich durch die abſtürzenden Bergwaſſer gebildet haben. Im Hinblick darauf meinte Itzſtein, es ſei doch erſtaunlich, was in der Schweiz nicht Alles für den Straßen-

bau geſchehe, worauf Raveaux lächelnd erwiederte: „Ja, das ſind von den Straßen, wo die Gems vor die Kutſch geſpannt wird!“ Itzſtein's Augen begannen ſchon, ihm den Dienſt zu verſagen; mit Sinn und Herz war der würdige Greis aber noch vollſtändig bei uns, und in ſeinen politiſchen Grundſätzen unentwegt der Alte. Er hatte dem Pfau, einer Taube und den Enten des Nationalrathes Carlen ſeine beſondere Zuneigung geſchenkt, fütterte ſie mit Brod, ſammelte verlorne Aehren, pflegte Bäume und Blumen und reinigte die Wege nach gefallenem Regen. Aus Allem ſah man, wie der 75jährige Landwirth die gewohnten Beſchäftigungen auf ſeinem Gute Hallgarten ſchmerzlich entbehrte. Raveaux und ich lebten wirklich zwiſchen „Thun und Nichtsthun“. Eigentlich hatten wir Nichts zu thun; aber der bewegliche Raveaux kam nie zur Ruhe. Bald mußte ich mich zu ihm ſetzen, und Notizen über die jüngſte Vergangenheit feſtſtellen; bald arbeiteten wir an der Frage, wie in die täglich dringender hervortretende Unterſtützungsangelegenheit Ordnung und Leben zu bringen ſei. Auch von einer Parlamentsgeſchichte war die Rede. Wir ſahen aber ein, daß es dazu noch zu frühe ſei. Vor der Hand ſchien uns die Abfaſſung wahrheitsgetreuer Memoiren das Richtige; aus ihnen und den ihnen entgegenſtehenden offiziellen Berichten der Sieger möge dann ſpäter ein unpartheiiſches geſchichtliches Urtheil geſchöpft werden. Jetzt und in uns war zu einem ſolchen Urtheile Alles noch zu wund und bitter. Fiel doch in unſere Wunden noch täglich neue Bitterniß hinein. Eines Morgens, als wir bei'm Kaffe ſaßen, brachte man das Thunerblättchen; Raveaux nahm es und las mir die politiſchen Neuigkeiten daraus vor. Plötzlich fiel ihm das Blatt aus der Hand. Wilhelm Auguſt v. Trützſchler war am 24. Auguſt in Mannheim erſchoſſen worden. — Das hatten wir nicht erwartet. Zwar konnten wir nicht mehr fragen, nach welchem Rechtscodex Badenſer, Sachſen, Schweizer und alle möglichen anderen Nichtpreußen, wegen auf nichtpreußiſchem Boden vollführter Thaten, auf demſelben nichtpreußiſchen Boden, auf einmal von preußiſchen Richtern, in preußi-

ſchem Verfahren, nach preußiſchen Strafgeſetzen zu den höchſten Leibes- und Lebensſtrafen verurtheilt würden; auf einem Boden, auf welchem die deutſchen Grundrechte nicht bloß als Reichsgeſetz, ſondern vermöge beſonderer Landespublication auch als Landesgeſetz galten; die deutſchen Grundrechte, durch welche die Todesſtrafe, wenige Fälle ausgenommen, völlig abgeſchafft worden war; auf einem Boden, auf welchem keinenfalls auch nur ein Jota der beſtehenden Landesgeſetzgebung ohne die Dazwiſchenkunft der geordneten geſetzgebenden Gewalt beſeitigt werden konnte. Aber, wie geſagt, darnach konnten wir damals nicht mehr fragen; alle juriſtiſchen Bedenken waren unter dem Schalle der Kriegstrommel verſtummt. War doch Trützſchler nicht der Erſte, der in dieſer Weiſe abgeurtheilt wurde! Wohl aber mußte es uns überraſchen, Trützſchler, den bloßen Civilcommiſſair Mannheim's, zum Tode verurtheilt zu ſehen, nachdem kurz vorher Stoeck, der Militaircommandant Mannheim's, welcher Ludwigshafen in Brand geſchoſſen hatte, bloß zu zehnjähriger Freiheitsſtrafe war verurtheilt worden. In den beiden Sitzungen des Kriegsgerichtes konnten unmöglich dieſelben Perſonen als Richter geſeſſen haben, und Stoeck hat mir, nach ſeiner glücklichen Flucht, ſpäter in Bern geſagt, nach dem Urtheile gegen ihn und vor der Aburtheilung Trützſchler's ſeien die niederen Chargen (Gemeine und Unteroffiziere), welche ſeine Rettung von der Todesſtrafe bewirkt hätten, aus dem Kriegsgerichte hinaus und andere dafür hinein commandirt worden. Das Todesurtheil gegen Trützſchler mußte umſomehr überraſchen, als derſelbe blos in die bereits ausgebrochene badiſche Bewegung hineingekommen war. Dagegen hatte man allerdings deſſen Unterſchrift auf dem Manifeſte der proviſoriſchen Regierung Badens, welches dem Angriffe auf Heſſen vorangegangen war. Aber ich weiß von wohlunterrichteten Perſonen, daß Trützſchler's Name ohne deſſen Vorwiſſen auf dies Manifeſt gekommen. — „Ich hab' mir's wohl gedacht!“ ſagte Raveaux nach langem Schweigen, — „Blum genügte nicht; als Sühnopfer auf den Gräbern von Lichnowsky und Auerswald mußte noch ein

Zweiter von uns fallen!« — Laßt mich ſchweigen von dem Unterſchiede zwiſchen den beiderſeitigen Todesarten. Was Andere grade das Rechte nennen, daß Blum und Trützſchler durch das Princip der Ordnung, der kalten ruhigen Ordnung, nach völlig errungenem Siege, umgekommen, erſcheint mir als ein Erſchwerungsgrund; was Andere nicht genug verdammen können, den Geiſt der Anarchie, der heißen wilden Anarchie, welchem General von Auerswald und Fürſt Lichnowsky, inmitten des Kampfes, zum Opfer gefallen, erſcheint mir als ein mildernder Umſtand. Doch laſſen wir Das. Aber Das darf ich wohl ſagen: Man hätte aus unſeren Reihen greifen können, wen man gewollt hätte; ein vollwichtigeres Opfer für die Manen der beiden Mitglieder der Rechten hätte man nicht finden können. Alles was ich bisher zur Characteriſtik Trützſchler's in unſerer Parlaments- und Revolutions-Litteratur geleſen, iſt ſo falſch, einſeitig oder unvollſtändig, daß ich es für angemeſſen erachte, hier ein Paar Striche zur Herſtellung ſeines wahren Bildes hinzuwerfen. Wir Beide waren innig befreundet und täglich zuſammen, nicht bloß im Parlamente und im Clubb, ſondern auch im Privatleben, und ich glaube tief genug in ſeine Seele geſchaut zu haben, um mir ein Urtheil über ihn zu erlauben. Es ſoll unparteiiſch ausfallen.

Trützſchler's Freiheitsliebe war keine kurzathmige; er war eigentlich ein Gegner aller und jeder Regierung, ſein politiſches Ideal war die Anarchie. Es waren Unſer drei Mitglieder der äußerſten Linken, die wir uns vorzugsweiſe in dieſer Anſchauung begegneten und ſtets mit Intereſſe bewegten, Trützſchler, X. von X. und ich. Wir knüpften an jene Verheißung an, die ſchon durch achtzehn Jahrhunderte zu uns herauf klingt: »Ich will Euch vom Geſetz befrei'n!« — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man vom äußern Geſetze nur durch das innere, von der gewaltſamen Beſchränkung durch äußere Gewalt nur vermöge freiwilliger Selbſtbeſchränkung aus innerer Bildung befreit werden kann. »Das Geſetz iſt nicht für den Gerechten gegeben.« Für den Ungerechten iſt es gegeben. Wer ſich nicht

ſelbſt zu beſchränken weiß, der wird früher oder ſpäter mit dem Kopfe äußerlich anrennen, ſei es polizeigerichtlich an den Mauern eines Kantonalgefängniſſes, ſei es weltgerichtlich an den Felſen von St. Helena. Das iſt Naturgeſetz in der großen wie in der kleinen Welt. In dem Maße dagegen, in welchem man ſich ſelbſt beſchränken gelernt hat, in demſelben Maße wird Einem die äußere Beſchränkung erſpart werden, und Das gilt nicht nur von dem Einzelnen, ſondern auch von den Völkern. „Mit der Erziehung der Völker — ſagt Leſſing — verhält es ſich wie mit der der Einzelnen. Jeder in dieſer Erziehung erlangte Fortſchritt führt die Unterdrückung eines Erziehungsorganes mit ſich und löſt ſich für den Zögling in Zuwachs an Unabhängigkeit und Wegfall von Zucht auf.“ — Man ſieht, unſere Anſchauung war nicht neu; dagegen erfanden wir dafür eine uns eigenthümliche Bezeichnung, die ich für treffend halte. Zum Unterſchiede von der rohen Anarchie nannten wir den von uns erſtrebten Zuſtand der Regierungsloſigkeit, in welchem innere Bildung den äußeren Zwang erſetzen ſoll: Culturanarchie. — Das nennen Viele eine Chimäre, nicht wahr? Und doch, zur Ehre der Menſchheit ſei es geſagt, gibt's nicht allerorten eine mehr oder minder große Anzahl von Menſchen, welche auch ohne Geſetze über Mißhandlung und Diebſtahl ſich weder ſchlagen noch beſtehlen, welche auch ohne die Furcht vor gerichtlichem Zwang ihre einmal gegebenen Verſprechen treulich erfüllen würden? Warum ſollte man denn nicht hoffen dürfen, daß der Kreis ſolcher Menſchen ſich immer mehr erweitere? — Begreift Ihr doch ſo leicht den Himmel mit ſeinem ungeſtörten Frieden, ſeiner völligen Harmonie! Nun, mir wird es leichter, eine fortſchreitende Annäherung an dieſen Zuſtand des Friedens und der Harmonie hier auf Erden, als eine Fortdauer meiner Seele nach dem Tode meines Körpers, als die Exiſtenz einer Kraft ohne Materie zu begreifen. Ich fürchte, Viele behandeln unſer Anſtreben einer Culturanarchie nur deshalb als chimäriſch, weil die Nothwendigkeit, Wichtigkeit und Einträglichkeit ihres einmal erwählten Lebensberufes auf deren directes Gegentheil gegründet iſt. In

der That, wie die rohe Anarchie als Wiege, ſo erſcheint die Culturanarchie als das Grab aller Büreaukratie. Iſt der büreaukratiſche Beruf doch ſchon in den bloßen Demokratieen auf ein ſolches Mindermaß der Bedeutung und Einträglichkeit zurückgeführt, daß eine lebenslängliche Verſorgung dadurch nicht mehr geſichert erſcheint. — O! dieſe Chimäre iſt von augenſcheinlichem practiſchem Werthe. Glaubſt Du nicht an die unendliche Entwicklungsfähigkeit des Menſchen zum Guten, glaubſt Du an das unwandelbare Vorwalten des böſen Princips, ſo wirſt Du möglichſt Viel auf die bewaffnete Macht zur gewaltſamen Unterdrückung dieſes Letzteren verwenden und möglichſt Wenig auf den öffentlichen Unterricht zur freien Entwicklung des Erſteren. Du wirſt wohl auch den öffentlichen Unterricht nicht ganz vernachläſſigen. Aber was Du auf die bewaffnete Macht verwendeſt, kannſt Du nicht auf den öffentlichen Unterricht verwenden und umgekehrt. Ich dächte, das wäre ein überaus practiſcher Unterſchied. Lautſprechende Zeugen die Bübjets aller Staaten Europa's! — Als Peſſimiſt wirſt Du ferner die Freiheit des Volkes durch Vermehrung vorſorglicher Geſetze ſtets mehr einzuſchränken ſuchen. Denn kann auch die Sonne der Freiheit manches gute Korn reifen, ſo wird doch, bei dem vorausgeſetzten Vorwalten des böſen Princips, des giftigen Unkrauts immer mehr ſein. Folge davon: Einſchränkung der Preſſe und des Vereinsrechtes, polizeiliche Ueberwachung, Hemmung des freien Verkehrs, Handels und Wandels, üppiges Gedeihen dickleibiger Geſetzbücher, fortſchreitende Schwindſucht der Freiheit. Endlich wirſt Du, vermöge Deiner trüben Anſchauung, der Selbſtregierung und Selbſtverwaltung des Volkes in Gemeinde, Provinz, Staat und Nation möglichſt entgegenwirken und das Steuerruder in möglichſt wenige oder in eine Hand zu bringen trachten. Wir Culturanarchiſten dagegen erſtreben von Alledem das directe Gegentheil. Möglichſt wenig Ausgaben für die bewaffnete Macht, reichliche Vorſorge für den öffentlichen Unterricht, möglichſt wenig Geſetze, möglichſt viel Freiheit, und vor Allem, — denn das iſt

das Mittel zum Ziele! — möglichſte Selbſtübung der Kräfte und möglichſt wenig Vormundſchaft. Der theoretiſche Unterricht allein thut's nicht, die wirkſamſte Schule iſt die Schule des Lebens mit ihrem Sporne, der in's innerſte Mark dringt, mit ihren Hoffnungen und Enttäuſchungen, mit ihren Freuden und Leiden, mit dem ganzen Reichthume ſelbſteigner Erfahrungen, aus denen allein die wahre Lebensweisheit ſtrömt. Hieraus ergibt ſich, daß wir durch unſer culturanarchiſches Ideal nicht in jenen heilloſen Gegenſatz zur Demokratie gerathen, welchem der geiſtreiche Proudhon in den letzten Jahren verfallen iſt. Wie wir die Aufhebung des Krieges nur auf der Höhe der Wehrhaftigkeit Aller finden, ſo erſcheint uns die völlige Auflöſung des Gouvernementalismus nur möglich durch die Selbſtherrſchaft Aller. Die Selbſtübung der Einſichten und Kräfte iſt die Hauptſache; führt ſie ſelbſt manchmal zu augenblicklichem Unheile, ſo werden doch die Irrthümer dadurch gründlich ausgelebt und am Ende bleibt ein Ueberſchuß von Erfahrung und Lebensweisheit. Demokratie und Mehrheitsregierung ſind uns keine feindlichen Hinderniſſe, ſondern der nothwendige Weg, durch welchen wir unſerem Ideale zuſtreben.

„Bietet denn die Zahl Eurem Verſtande etwas Vernünftigeres, Rechtsgültigeres, Moraliſcheres dar als die Gewalt?“ fragt Proudhon in ſeiner „Idée générale de la révolution au XIXme siècle.“ Nein! nicht unbedingt. Der Wille der Mehrheit kann mir ebenſogut etwas Unangenehmes, ja ich will ſelbſt zugeben, etwas Unvernünftiges oder gar Unmoraliſches auferlegen wie die willkürliche Gewalt eines Einzelnen oder Mehrerer, obgleich geſunde Vernunft und Geſchichte dafür ſprechen, daß dieſe Fälle unter der erſten Vorausſetzung ſeltner ſein werden, als unter der zweiten. Aber ſo lange die rohe Gewalt nun einmal aus der Menſchheit nicht ganz hinauszubringen iſt, ſcheint es mir zweckmäßiger, ein für alle Mal das natürliche Uebergewicht der Gewalt der Mehrheit anzuerkennen, als dem ſteten Spiele der künſtlichen Gewalt energiſcher Minderheiten

zu verfallen. Sicherlich, auch der Druck einer Mehrheit auf eine Minderheit ist nichts Erbauliches, besonders wenn diese letztere, wie Das so oft der Fall ist, den Fortschritt, die wahren Interessen der Zukunft vertritt. Aber das Wesen der Demokratieen besteht ja grade darin, daß diesen Minderheiten alle friedlichen Mittel, diesen Druck von sich abzuwälzen, freie Presse, Vereinsrecht, öffentliche Debatte vor allem Volke, unverwehrt sind. Freilich muß die Minderheit erst die Mehrheit des Volkes für sich gewonnen haben, um die alten Gewalten zum Weichen zu bringen. Aber diese Bedingung führt ja zu reinem Gewinne für die Civilisation. Um sich in einer Demokratie geltend zu machen, muß man seine Bildung und Einsicht in die Massen möglichst hineinringen, während anderwärts das Mittel, sein Glück zu machen, leider oft darin besteht, die Massen von der höheren Bildung, den zu machenden Erfahrungen und den zu gewinnenden Einsichten gewaltsam auszuschließen. Die Demokratie führt wesentlich zu Bereicherung, ihr Gegensatz wesentlich zu Verarmung des Volkes an allgemeiner Bildung. — Auch wir wollen den Factor der Gewalt, selbst der Gewalt der Mehrheit, aus der Gesellschaft gänzlich hinausdrängen. Das können wir aber nur durch allgemeine Verbreitung des richtigen Verständnisses der eignen Interessen, des Gefühls für das Recht des Nächsten und der Fähigkeit zu gegenseitiger friedlicher Verständigung. Wie kann aber diese Verbreitung wirksamer befördert werden, als durch das friedliche Spiel demokratischer Institutionen, durch diesen unausgesetzten geistigen Kampf zwischen Mehrheit und Minderheit, in welchem die besten Kräfte täglich ihre Bildung in die Massen hineinzuringen streben? Ich weiß keinen besseren, keinen sicheren, ja keinen anderen Weg zur Culturanarchie als diesen.

Ich bin durch Obiges von meinem eigentlichen Zwecke, einen Beitrag zur Characteristik Trützschler's zu liefern, keineswegs abgekommen. Die entwickelten Ideeen waren wesentlich auch die meines todten Freundes. Sein Zukunftsideal war die Anarchie, sein politisches Programm der Gegen-

wart die reine Demokratie. Er war gegen alle und jede Theilung der Gewalten, auch gegen das Präſidialſyſtem in americaniſchem Style, welches er eine monarchiſche Reminiscenz nannte. Er wollte nur eine Gewalt, die des Volkes, ausgeübt in Urverſammlungen oder durch Volksvertretung, daneben eine Collectiv-Executive nach Geſchäftszweigen ohne alles Recht, die Vollziehung des ausgeſprochenen Volkswillens zu verweigern oder auch nur zu verzögern; kurz ein Verhältniß, wie es bis jetzt nur in der Schweiz beſteht. Seine Garantieen gegen Irrthum oder Willkür der Volksvertreter verlegte er nicht nach Oben, ſondern nach Unten, in ein geordnetes Abberufungsrecht der einzelnen Wahldiſtricte gegenüber ihren Vertretern, und in das Veto der Urverſammlungen des geſammten Volkes gegenüber den Beſchlüſſen der Geſammtvertretung. Dieſe Grundſätze, ſowie eine proviſoriſche Eintheilung Deutſchlands in Reichskreiſe nach Volksſtämmen, ſind in einer eignen Verfaſſung niedergelegt, welche er, in Verbindung mit Reinſtein aus Naumburg, im Auftrage der äußerſten Linken, während unſeres Tagens in Frankfurt a. M., ausarbeitete. Ich beſitze davon noch ein Exemplar mit Randbemerkungen von ſeiner eignen Hand.

Man hat Trützſchler mehrfach des Ehrgeizes beſchuldigt. Worin beſtand dieſer Ehrgeiz? — In dem Streben nach Reichthum? Den hatte er. In dem Streben nach hoher Stellung und ſtaatlichen Ehren? Die hätte er beſſer auf dem entgegengeſetzten Wege zu erreichen vermocht, und an Gelegenheit dazu hat es ihm nicht gefehlt. Und doch war er ehrgeizig; aber ſein Ehrgeiz beſtand in der ſcharfen, unerbittlichen Durchführung ſeiner demokratiſchen Grundſätze. Ich kenne ſein früheres Leben nicht; aber damals war es ſo. Er war ein rüſtiger, unermüdlicher Arbeiter, ein ſtarker Kopf von ungewöhnlicher Denkkraft, voll Bedürfniß nach logiſcher Ordnung und Einheit. In ein heilloſes Gewirre Licht zu bringen, Widerſprüche auszuſcheiden, feindlich Widerſtrebendes mit der Kraft ſeiner demokratiſchen Logik unerbittlich zu Boden zu ſtrecken, das war ſeine Luſt.

Wenn ihm das manchmal ſo recht gelungen war, dann ſtrahlte er von Genugthuung und freudigem Stolze. Das war damals ſein Ehrgeiz. — Trotz der überlegenen Kraft, Ausbildung und Uebung ſeines Verſtandes war er von heißem Blute, nicht ohne plötzliche Hitzen, Aufwallungen, ja ſelbſt nicht ohne Anwandlungen von Herrſchſucht. Dies führte zuweilen zu heftigen Scenen im Schooße der Partei. Der Donnersberg hatte eigentlich kein anerkanntes Haupt, wie der deutſche Hof erſt Blum, dann mehr oder minder Vogt. Doch präſidirte Trützſchler häufig unſere Debatten, weil er dazu vorzügliche Fähigkeiten beſaß. Eines Abends hatte er ſich in ſeinem Reſumé ſo recht bemüht, uns eine von ihm feſtgewonnene und als unzweifelhaft erachtete Entſcheidung auf die Zunge zu legen. Aber ſiehe! die Entſcheidung fiel gegen ihn aus. Da ſtieg ihm das Blut in den Kopf, er ſchmiß die Papiere zuſammen, ſchlug mit ſeiner elfenbeinernen Fauſt auf den Tiſch und erklärte uns für unzurechnungsfähig. Wir ſetzten ihm das Ungehörige eines ſolchen Auftretens auseinander und führten ihm zu Gemüthe, wie wir, die geſchwornen Feinde alles Despotismus, doch unmöglich im Schooße unſrer eignen Partei ſolche despotiſche Anwandlungen aufkommen laſſen könnten. So brachten wir ihn allmählig wieder zu ſich; er geſtand ſein Unrecht in der Form ein, behauptete aber in der Hauptſache fortwährend, wir ſeien auf dem Holzwege. Ich weiß nicht mehr grade, worum es ſich handelte; es iſt ſogar möglich, daß er Recht hatte.

Er hatte ein gutes und wackeres Herz; er war mild gegen Schwache, entſchieden gegen Starke. Er war wohlthätig und konnte ſelbſt weich werden; aber andrerſeits war er auch muthig, furchtlos, und ſelbſt nicht ohne Freude an Waghalſigkeit. Er war ein liebenswürdiger Geſellſchafter; er liebte es mit näheren Freunden viel und lange hinter gutem Weine zu ſitzen. Dann verrieth er oft inniges Anlehnungsbedürfniß, oder ſprudelte auch von heiterſter Laune über. Er fand es empörend, wenn Einer oder der Andere, durch den Mangel eines Hausſchlüſſels gezwungen, ſich frühzeitig zurückzog. In ſolchen Stunden machten wir

unſere humoriſtiſchen Grundrechte, deren Beſtimmungen mir größtentheils entfallen ſind. Zur Probe gebe ich hier die Paragraphen, welche mir noch grade einfallen.

Humoriſtiſche Grundrechte.

Staatsbürgerliche Selbſtſtändigkeit.

§ 1. Selbſtſtändig iſt jeder Bürger, der einen Hausſchlüſſel beſitzt.

Unterrichtsfreiheit.

§ 2. Der Lernzwang iſt aufgehoben.

Kein deutſcher Schulknabe darf hinfort mit Unterricht gepeinigt werden.

§ 3. Das Taſchengeld wird erhöht.

Petitionsrecht.

§ 4. Das unbewaffnete Betteln iſt verboten. U. ſ. w.

Solche ironiſche Selbſtzüchtigung eigner Schrankenloſigkeit vollzog beſonders Trützſchler mit wahrem Genuß.

„Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann,
Der iſt gewiß nicht von den Beſten."

Göthe.

Nach einigen Monaten ſtillen Aufenthaltes in Thierachern ſah ſich Raveaux, früherer deutſcher Reichsgeſandter bei der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, zufolge eines eidgenöſſiſchen Ausweiſungsbeſchluſſes, genöthigt, die Schweiz zu verlaſſen. Er ging nach Straßburg, ſpäter nach Brüſſel. Auch ihn ſollte ich nicht wiederſehen! Raveaux's Natur war von der Trützſchler's ganz verſchieden. Raveaux's Stärke beſtand nicht in logiſcher Denkkraft, ſondern in einer ſeltenen Naivität. Doch war er ſchlau, und es mußte Einer früh aufgeſtanden ſein, der ihn hinter's Licht führen wollte. Ohne Anſtrengung des Verſtandes fand er mit wunderbarer Leichtigkeit und Schnelligkeit meiſt das Richtige heraus, und die Art der Entſtehung ſeiner Urtheile übertrug ſich dann auch auf ſeinen Vortrag. Alles was er ſprach, zeichnete ſich durch Einfachheit, Leichtverſtändlichkeit, ja ich möchte ſagen, durch einen gewiſſen Reiz der Einfalt aus. Mit richtigen Gegenbemerkungen war er meiſt raſcher bei der

Hand, als mancher ſtarke Kopf. Dazu kam das Gemüthliche des Kölner Dialects, welcher ſelbſt durch ſein Hochdeutſch hindurchklang, und ſeine ſchöne leidende Geſtalt mit dem großen braunen melancholiſchen Auge. Dieſe Vorzüge gaben ihm jenen gewinnenden Einfluß im Parlamente, welchem nicht leicht Einer ganz widerſtand, und machten ihn zum Lieblingsredner aller Damen. Unvergeßlich iſt mir, wie er in der Debatte über das Hinausdrängen der deutſchöſtreichiſchen Provinzen aus Deutſchland zu Gunſten des preußiſchen Erbkaiſerthums, der Verſammlung mit jenem altkölniſchen Spruche tief an's Herz griff :

„Halt vaſt, Du keiſerlicher Boor,
Bliev beim Rich, et fall' ſüß oder ſoor!"
(Halt feſt, Du kaiſerlicher Bauer,
Bleib' beim Reich, es falle ſüß oder ſauer!)

Als der Spruch voll klangvoller Treuherzigkeit und mit wachſender Kraft aus der kranken Bruſt hervorgequollen war, da brach ein unbeſchreiblicher Beifallsſturm los, und die ärgſten Schwarzgelben kamen zu dem Demokraten herüber, um ihm die Hand zu ſchüttelu. Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die er mir ſelbſt erzählt hat und die ihn characteriſirt. Die plötzliche Freundſchaft der Schwarzgelben machte ihn nicht irre und ließ ihn nicht einen Augenblick vergeſſen, wen er vor ſich hatte. Hatten doch grade in dieſer Debatte Schwarzgelbe und Schwarzweiße ihre ſchmutzige Wäſche, ſelbſt aus den Winkeln der Miniſterialbüreau's, rückhaltlos an's Tageslicht geſchleppt, und ſich gegenſeitig um die Ohren geſchlagen. Bei dieſer Gelegenheit hatten wir erfahren, wie durch das bisherige einmüthige Zuſammenwirken der augenblicklich Ueberworfenen uns Freiheit auf Freiheit abhanden gekommen war. Einer der Schwarzgelben aber war damals ſo hingeriſſen, daß er Raveaux unmittelbar um den ſchönen altkölniſchen Spruch bat. Raveaux gab ihn ihm bereitwilligſt und fügte hinzu : „Oh! wir haben der „„Kölſche Sprüchelcher"" noch mehr; ich will Ihnen gleich noch eins dictiren. Schreiben Sie!" Und der Schwarzgelbe ſchrieb.

Raveaux (dictirend) : Wenn Dieb' un Schelme . . . .

Der Schwarzgelbe (ſchreibend und das Geſchriebene nachſprechend): Wenn Dieb' un Schelme ....

Raveaux: Sich ſtreite, ...

Der Schwarzgelbe: Sich ſtreite, ...

Raveaux: Dann erfähr' der Boor, ...

Der Schwarzgelbe: Dann erfähr' der Boor, ...

Raveaux: Wer im ſi Ferd geſtolle.

Jetzt merkte der Schreiber, wo Raveaux hinaus wollte, aber zu ſpät; der Hieb ſaß mitten im Angeſicht.

In den Briefen, die uns Raveaux ſpäter aus Frankreich ſchrieb, legte er wiederholt Zeugniß für ſeinen naiven Scharfblick ab. Während Manche ſchon auf den günſtigen Anſtoß rechneten, welchen Europa demnächſt durch die franzöſiſche Entwicklung empfangen werde, ſah er voraus, daß von daher nichts Gutes zu erwarten ſtehe. Er mahnte wiederholt davon ab, ſich mit ſeinen Hoffnungen in das Schlepptau Frankreichs zu hängen. Er wies auf die fabelhafte, auch unter der Republik beibehaltene Centraliſation hin, welcher zufolge auch nicht die geringſte Reparatur an einem Dorfſchulhauſe bewerkſtelligt werden könne ohne die Genehmigung einer ganzen Legion vormundſchaftlicher Behörden; er ſtellte die characterloſe Sucht, ein Amt zu erhaſchen oder durch irgend einen Coup „Fortüne zu machen", als weitverbreitet dar, und entwarf ein wahrhaft komiſches Bild von der Uniformluſt und Bänderwuth, welcher ein großer Theil der Geſellſchaft vom Schulknaben bis zum Silbergreis unterliege; — Schilderungen, welche für das Gedeihen der „Republik" überaus unſchmeichelhafte Ausſichten eröffneten. Deutſchland — das war ſein Schlußergebniß — dürfe ſein Heil nur von ſich ſelbſt erwarten. Das Weſentliche ſeiner Mittheilungen wurde ſeiner Zeit unter dem Titel: „Franzöſiſche Briefe" in der Kolaczek'ſchen Monatsſchrift mitgetheilt. Dieſe Briefe wird man im gegenwärtigen Augenblicke nicht ohne Intereſſe wieder leſen.

Viertes Kapitel.

Das Berner Oberland. Interlaken. Bönigen. Aenneli und Marianneli. Mürren und das Lauterbrunnen-Thal. Das Brienzer Rothhorn. Apollo und andere Schmetterlinge. Das Ende des ungariſchen Kampfs. Görgei und Koſſuth.

Der Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Berner Oberlandes ſind ſo groß, daß Einem der wahre Genuß davon eigentlich erſt dann wird, wenn man dasſelbe bereits kennt, und ſich dann, den Geſammteindruck im Herzen, im Sommer oder Frühherſt wieder mitten hineinſetzt, um davon auf's Neue zu genießen, was Einem nach eigner und des Himmels beſonderer Stimmung grade am Meiſten anzieht. Hier iſt eine gewaltige Bergwelt voll Reichthums, Größe und Schönheit. Aus niedrigeren Bergzügen zwiſchen Fels und Wald tauchen rings die Schneeberge hoch auf in den blauen Aether. Von Interlaken aus kannſt Du deren jungfräuliche Königinn, majeſtätiſch vereinſamt im dunklen Rahmen der vor ihr zuſammenſtoßenden niedrigeren Berge, ungeſtört von Nebeneindrücken, nach Herzensluſt betrachten. Auf der Wengernalp ſteh'n Jungfrau, Mönch und Eiger dicht vor Dir, drei prachtvolle Rieſenleiber, von welchen die Lawinen donnernd hinabſtürzen. Vom Faulhorn aus überblickſt Du ſie Alle in unmittelbarer Nähe, die Großen und Kleinen, wie ſie ſich mit gewaltigen Schultern und ſtolzen Häuptern aus der Tiefe erheben, voll Mark, Fülle und eigenthümlichen Lebens. Wandelſt Du in den Thälern, ſo ſteigen die Gletſcher bis tief hinab zu Dir. Die Grindelwaldgletſcher ſtellen den Fuß mitten in's Grün der Matten. Der Roſenlauigletſcher zeichnet ſich durch die kryſtallhelle Reinheit ſeines Eiſes aus, und trittſt Du in ſeine Spalten und Klüfte, ſo glitzert es überall diamanten von azurner Wölbung, wie in einem Feeenſchloſſe aus Tauſend und einer Nacht. Dazu nimm noch den gewaltigen Rhonegletſcher, dicht an der Berner Oſtgränze, im Wallis. Sechs Stunden weit zieht er ſich hinauf, häufig zu glänzenden Eis-Minarets aufgethürmt, oben einem durch Froſt

gefeſſelten Waſſerfalle nicht unähnlich und von dem 9930 Fuß hohen Gipfel des Galenſtocks überragt. Seiner Sohle entſtrömt der Rhodanus, nur noch ein Flußknabe, der erſt zum klaren bewußten Manne werden ſoll, nachdem er ſich in den Fluthen des Genferſee's gebadet. — Der Montblanc iſt der König der europäiſchen Berge; auch das Monte-Roſa-Gebirge iſt höher und mächtiger als die Berner Alpen. Das „Eismeer“ und der „Boſſonsgletſcher“ im Chamouny-, der „Gornergletſcher“ im Zermatt-Thale mögen größer und gewaltiger ſein als die Gletſcher von Grindelwald, Roſenlaui und im Rhonethale. Charaktervoller und ſchöner als die Berner Berge und Gletſcher ſind ſie nicht. An Reichthum und Mannichfaltigkeit der Waſſer aber ſteht das Berner Oberland allen Anderen voran. Von einer ſenkrechten, 925 Fuß hohen Felswand, wohl der höchſte Waſſerfall Europa's, ſtürzt der „Staubbach“ in einem einzigen ununterbrochenen Falle in's Thal hinab und benetzt rings Wieſen, Bäume und Blumen mit diamantenem Staube. In verſchiedenen Abſtürzen von mannichfaltiger Schönheit donnert der „Giesbach“ den Berg hinab, zwiſchen prächtiger Waldung und üppigem Raſen, welche parkähnlich ſeine Ränder begränzen, ſo zwar daß ſich Dir die vier ſchönſten Abſtürze ſteil übereinander als ein Bild darſtellen. Höher, doch weiter von einander entfernt, deshalb ſich nicht ſo zum Geſammtbilde geſtaltend, wie der Giesbach, ſind die in ihrer Art ſehr ſchönen „Reichenbachfälle“. Das gewaltigſte Schauſpiel von allen aber bietet der berühmte Aarefall im Oberhaslithale. Die Aare an der Handeck iſt nicht der Rhein bei Schaffhauſen; aber ihr Fall iſt mehr als doppelt ſo hoch als der Rheinfall. Der Staubbach iſt bedeutend höher als der Aarefall, aber der Staubbach iſt eben nur ein Bach, und die Aare, wenn auch nicht der Rhein, doch die Aare. In einem einzigen zweihundert Fuß tiefen Sturze ſtürzt ſich die ganze Waſſermaſſe des Stromes mit Donnergetöſe in den gähnenden Abgrund. Links von der Höhe kommt noch der Aerlenbach, ſtürzt in denſelben Abgrund und trifft in halber Tiefe mit der Waſſerſäule der Aare zuſammen,

ſo daß die ſich begegnenden Fluthen im Zuſammenprall hoch aufſpritzen. Die Umgebung iſt felſig und wild und nur von finſtern Tannen bekränzt. Dies ſind nur die hauptſächlichſten Waſſerfälle des Berner Oberlandes. Außerdem gibt es noch viele andere, manche von eigenthümlicher Schönheit. Das iſt ein Quellen und Sprudeln, ein Drang und ein Leben, an dem man ſich wahrhaft aufrichten kann. Das brauſt über Stock und Stein, bricht durch Gletſcher und Felswand und ſtürzt hinab in's Thal, um zwiſchen lachenden Ufern behaglich dahinzurauſchen und ſich alsdann in den beiden See'n brüderlich zu vereinen. Der Thuner und Brienzer See ſind nicht ſo wildromantiſch wie der Wallenſtadter, nicht ſo menſchenbelebt wie der Züricher See. Auch haben ſie Nichts von der erhabenen Melancholie des Genfer See's. Ein jeder iſt wieder eigenthümlich in ſeiner Art. An ſonnigen Tagen lacht Dich der blaue Thuner See an wie lauter Freude und Glück. Der nixengrüne Brienzer See thut Dir's mit ſeinen zauberiſchen Reizen an, Du weißt nicht wie. Zwiſchen beiden dehnt ſich, wohl eine ſtarke Stunde lang, die fruchtbare Landesfläche des „Bödeli“, in welche einerſeits das „Lauterbrunnen“- mit dem „Saxetenthal“, andrerſeits das „Habkerenthal“ einmündet. Gelbe Kornfelder wechſeln ab mit lachenden Matten, reiche Obſtgärten und kühle Alleeen gewähren erquickenden Schatten und zwiſchen Flachs-, Hanf- und Kartoffel-Feldern erheben ſich nette Häuschen und trauliche Dörfchen. Inmitten des Bödeli liegt „Interlaken“ (Zwiſchenſee'n), etwas weiter aareabwärts (die Aare ſtrömt aus dem Brienzer See durch das „Bödeli“ in den Thuner See —) „Unterſee'n“. Die Fremden pflegen hauptſächlich dieſe beiden Orte als Standquartier für ihre verſchiedenen Ausflüge zu wählen. In Interlaken iſt vorzugsweiſe die „hohe Geſellſchaft“ zu Hauſe. Dort hat ſich an einer prachtvollen Doppel-Allee würziger Nußbäume eine Menge ſtattlicher Gaſthöfe und Penſionen angebaut, welche an Bequemlichkeit und Luxus mit denen der erſten Badeorte wetteifern. Unter den zahlloſen Fremden, welche alljährlich hier einkehren, gibt's natürlich Leute, die ſich in dieſer herrlichen Natur

eben ſo tief und innig bereichern, als wir es zu thun uns einbilden. Viele aber ſetzen ein philiſtröſes Leben ohne tiefere Anregung lediglich in anderer Umgebung fort, eſſen und trinken gut, ſuchen ſich im Salon als „gute Geſellſchaft“ bemerklich zu machen, und ſtreben, wenn's hoch kommt, den inneren Mangel durch äußere Lebhaftigkeit zu erſetzen. Das iſt ein Hin- und Herrennen, ein geſchäftiges Nichtsthun, eine genußloſe Genußſucht. Der läßt, ſtatt Neues, Erfriſchendes in ſich aufzunehmen, Tag für Tag aus offnen Fenſtern dieſelbe alte ſentimentale Leier erklingen. Ob der Vorübergehende wohl ſtehen bleibt und fragt: „Wer biſt Du ſchöner, ſchmerzbewegter Jüngling?“ — Dort rennen ein Paar Andere „aux bottes vernies“ mit ſchneeweißen Alpſtöcken wie beſeſſen die Straße entlang, als wollten ſie mit einem Male alle Päſſe der Welt überſchreiten; — und ſpäter, im Gebirg, findet man ſie auf ſicheren Maulthieren oder in bequemen Wagen wieder, auf welche dieſelbigen Alpſtöcke in ganzen Bündeln wohl aufgepackt ſind, ohne daß auch nur ein Stäubchen ſie verunreiniget hätte. Aber die „Brände“ ſind drauf, die beweiſenden „Brände“ (— „Faulhorn“, „Scheideck“, „Roſenlaui“, „Mehringen“! —) und bald werden ſie im fernen Norden an irgend einem fein polirten Möbel lehnen, ewige, ſtummſprechende Zeugen der vollbrachten Heldenthaten.

„So lag ich aus, ſo führt' ich meine Klinge!“

Das Berner Oberland iſt der verſchuldetſte Theil des ganzen Kantons. Der urſprüngliche Character der Bewohner hat ſich durch die ſtete Berührung mit den Fremden zu einem eigenthümlichen Gemiſch ausgebildet. Die Leute ſind leichtſinnig und raſch, trinken gerne, und wenn mehrere Burſche beiſammen ſind, zahlt Einer für Alle, ſolange er noch einen Kreuzer in der Taſche hat. Sie ſind aber gut von Herzen, muthige Soldaten und beſſer durch das Ehrgefühl als durch Strafen zu leiten. Die Fremden haben auch die Liebe zum Luxus in dieſen Thälern geſteigert. Die Mädels putzen ſich gerne, und der ohnehin ſo kleidſamen Landestracht hat ſich etwas Gewählteres, Feineres beigemiſcht. Man ſieht viele hübſche Geſtalten und Geſichter, häufig dunkel-

blaue Augen bei ſchwarzem oder kaſtanienbraunem Haare. In den Holzſchnitzwerk-Läden befanden ſich noch im Herbſte 1853 ein Paar bemerkenswerthe Schönheiten. Die Taillen ſind durchweg ſchlanker als anderwärts, die Teints zarter und bläſſer; — aber auch die Sitten ſollen etwas erblaßt ſein. Gegen Abend wimmelt es von Menſchen in den breiten Alleeen. Man ſieht alle Trachten, hört alle Sprachen der Welt, unvermeidlich Altengland obenan, dazwiſchen die Trachten und Dialecte des Landes. Sieh' da ein Kind aus „Oberhasli“ mit ſonnengebräuntem Angeſichte, kohlſchwarzen Augen und Haaren und dem brennendrothen Kopftuche! Arme Kinder von Bönigen oder aus dem Habkerenthale, in zerfetzten Kleidern, bieten Dir in ſauberen Körbchen köſtliche Erdbeeren an; ein ſtämmiger Burſche tritt grüßend auf Dich zu und fragt: „Will der Herr vielleicht eine Berkreiſe machen?“ und ganz kleine Kinder, die Aermſten der Aermſten, bitten Dich halb ſcheu, halb ſchlau um das „chli Chrüzerli“ (ein kleines Kreuzerlein).

Von Zeit zu Zeit durch dies Fremdengeräuſch ſtreichen, iſt gar nicht ohne Intereſſe; aber mitten drin wohnen, — nein! danke, Das war meine Sache nicht. Dagegen wohnte die Familie Nauwerk nebſt Vogt ganz nach meinem Geſchmacke, in einem ſtattlichen Bauernhauſe des rings von Obſtbäumen umſchatteten Dörfchens Bönigen am Weſtende des Brienzer See's. Ich ließ mich daher von Frau Nauwerk nicht zweimal einladen, ſondern geſellte mich ſofort meinen Freunden zu. Als Standort zu Ausflügen war dieſer Aufenthalt eben ſo bequem wie jeder andere auf dem ganzen Bödeli; vor Interlaken und Unterſee'n hatte er die Lage an dem reizenden See mit ſeinen Bädern voraus; man lebte hier unbehelligt von dem Fremdenſpectakel, und den Nachtwächer, welcher nach traulicher Dorfesſitte die Stunden abſang, hörte ich hie und da einmal wieder ganz gerne. Unſere Wohnung war ein echtes Oberländer Bauernhaus, ganz von Holz, mit weit vorragendem Dache, ein vollſtändiges Original von jenen Miniatur-Häuschen, welche Beſucher der Schweiz in hölzernen Schachteln mit nach Hauſe zu bringen

pflegen. Die Originale gewähren durchweg einen eben ſo freundlichen Anblick als die nachgeſchnitzten Abbildungen. So weiß ſind ſie nicht wie dieſe, ſondern mehr oder minder vom Alter gebräunt, aber immer ſauber und nett. Selbſt auf dem Düngerplatz herrſcht die größte Ordnung und Reinlichkeit, die äußeren Wände des Düngerhaufens ſind in der Regel geflochten, wahrhaftig oft ſorgfältiger als die Haare einer Bäurinn vom Hochwalde oder aus der Eifel. Faſt jedes Bauernhaus hat ſein Gärtchen mit Blumen, wenn auch noch ſo klein. Unter dem Schutze des vorragenden Daches, vor Beginn der eigentlichen Stuben, befindet ſich eine offene Halle, welche, ſtatt von äußeren Wänden, nur von hölzernen Säulen begränzt wird. Um unſer Haus herum zog ſich ein ſchöner Garten, aus welchem ſich Reben und Winden, rothe, blaue und weiße, an dieſen Säulen emporſchlangen. Man lebt in dieſen Vorhallen wie im Freien, nur geſchützt gegen Sonne und Regen. Dort nahmen wir daher unſere Mahlzeiten, dort verplauderten wir die Zeit des gemeinſchaftlichen Zuſammenſeins. In der Frühe wurde ich dahin zum Kaffee geladen, zuerſt durch die ſanfte Stimme der Frau Nauwerk; wenn ich nicht alsbald erſchien, durch die polternden Knaben; und, wenn ich auch dann etwa noch auf mich warten ließ, durch den ſchlimmen Vogt oder auch durch den tugendhaften Nauwerk, welcher ſich aber, gleichwie der Erſtere, bei dieſer Gelegenheit eines alten, dem Hauswirthe gehörigen Waldhorns bediente, welches ſchon bei Murten oder Grandſon Karl den Kühnen in Schrecken geſetzt haben mochte, in deſſen Ritzen und Beulen ſich die tückiſchen Geiſter des Mißklangs zu Haufen eingeniſtet hatten, und auf deſſen erſten Ton Morpheus mit dem zarten Gefolge duftiger Morgenträume ſofort entſetzt entwich. Dann wurde gefrühſtückt. Die Kinder brannten vor Begierde. Aber die ſanfte Frau Nauwerk hielt die jugendliche Ungeduld mit einem bloßen Blicke oder höchſtens mit einem milden Worte vollſtändig in Schranken. Unterdeſſen ertönte gewöhnlich vom unteren Dorfe her luſtiges Schellengebimmel. Das war dann die Böniger Ziegenheerde, welcher die Nacht in

den Ställen nur zu lang geworden war, und welche nun flink vorbeizog nach den erſehnten Felſenſchluchten, ein Paar jodelnde Buben mit grobem Querſack hinterdrein. Das ſind ganz andere Thiere als die Ziegen der Städte und Ebenen, welche ſich träge im Stalle oder an einer Grabenböſchung nähren. Dieſe Bergziegen ſind ſchlank, gelenkig und haben etwas Gemſenhaftes. Die Leute laſſen aber auch hier die jungen Ziegen den ganzen Sommer über, Nacht wie Tag, auf grasigen Stellen ausgeſetzt, welche vom Ufer her gegen den offenen See hin von hohen Felswänden umſchloſſen ſind. Dort wachſen ſie wild auf, ohne daß ſich Jemand um ſie bekümmert. Ich habe ſelbſt ſolche Thierchen in der Nähe von Iſeltwald, im Vorbeifahren vom Nachen aus, geſehen. Später ziehen ſie dann mit der Heerde täglich in's Gebirg, und wo keine Kuh mehr hinkommt, da ſieht man die behenden Ziegen ſorglos hin- und herklettern. Kein Plätzchen iſt ſo ſchmal und ſteil, daß ſie ſich nicht hinwagten, um auch das letzte würzige Gräschen mit lüſternem Zahne hinwegzupflücken. Vogt malte damals viel in Oel, Landſchaften der Umgebung, die er dann ſpäter an ſeine Freunde verſchenkte. Die Bilder waren meiſt ſo eindringlich, ja ich möchte ſagen, durchbohrend, daß ich es für einen Act auszeichnender Schonung anſah, daß er mir ausnahmsweiſe keines ſchenkte. Ich würde aber wohl kaum den Muth haben, ſo Etwas zu ſagen, müßte ich nicht gleich hinzufügen, daß er mit dem Geſchicke, womit er Alles anzugreifen weiß, es auch in dieſer Kunſt in wenigen Jahren zu einem ſolchen Grade der Ausbildung gebracht hat, daß ſich jetzt ganz andere Leute, als ich, glücklich ſchätzen, wenn er ihnen ein Bild verehrt. In Bönigen befinden ſich auch ein Paar Fremdenpenſionen, darunter die Penſion „Schuhmacher“, in reizender Lage am Ufer des Brienzer See's, mit geräumigem Hof und freundlichem Garten. Dort gingen wir von Zeit zu Zeit hin, ſei es um eine Flaſche zu trinken, ſei es um die Zeitungen zu leſen, ſei es — Wahrheit gilt am längſten! — um die beiden gar lieblichen Landestöchter zu ſehen, welche dort der Frau Schuhmacher, ihrer Schweſter, in Führung der Wirthſchaft

emsig zu Händen gingen. »Aenneli« und »Marianneli« sind keine regelmäßigen Schönheiten, ich finde aber, daß die Bernertracht chiffonirten Gesichtern weit besser steht als griechischen und römischen Schönheiten. Beide »Maidschi« haben kastanienbraunes Haar, blaue Augen bei zartem frischem Teint, und leise aufgestülpte Näschen. Die Tracht der städtischen Fräuleins verschmähend blieben sie ihrer Landestracht treu. Aber dem Ländlichen derselben wissen sie etwas Feines beizumischen, was den Reiz des Anblicks erhöht. Von schlanker Taille steigt ein knappes Mieder kaum bis zur Hälfte der Brust empor, wo es gewöhnlich mit einem Sammtbande eingefaßt ist. Von da ragt das schneeweiße Hemd bis hinauf zum Halse und läßt Brust und Schultern in ungezwängter Fülle hervortreten. Im Sommer bloße Arme aus weiten kurzen Hemdärmeln. Von der Taille schwillt der faltenreiche Rock tief hinab bis auf den Fuß, den er nur selten, aber, wenn er klein und schön geformt ist, dann um so reizender sehen läßt. Heiter und frisch wie die Alpenrosen waren die beiden Mädchen eine wahre Augenweide für Jedermann, der sie sah. Für mich sind sie zum Typus der Berner Oberländerinnen geworden. Erinnert mich jetzt noch, im melancholischen Süden, am Ufer des Meeres, irgend Etwas an die Bernertracht, dann stehen sie sofort ganz vor mir vom Scheitel bis zur Sohle; versenkt sich mein Gedanke zurück in die frische Alpenwelt des Berner Oberlandes, dann hüpfen die Beiden mitten durch die grünen Matten; ja taucht mir auch nur in den Zeitungen von Zeit zu Zeit der Artikel »Bern« auf, dann lächeln mir »Aenneli« und »Marianneli« freundlich über die Schultern. Im Sommer und Herbst also halfen sie ihrer Schwester in der Pension Schuhmacher. Den folgenden Winter 1849 hielt ihr Vater, der Bürger Michel, ein entschiedener Radicaler, den »Bärenleisten« zu Bern, das Lager der Partei Stämpfli, mit Lesekabinet, Gesellschafts- und Spielzimmern. In dem geräumigen Locale fiel auch für uns Flüchtlinge ein Zimmer ab, wo Frau Michel uns einen guten und billigen Mittagstisch gab, und wo sich wöchentlich einmal ein Theil der

Flüchtlingſchaft, ſofern er Geld hatte, auch manchmal wenn er keins hatte, — denn Bürger Michel führte die Kreide — des Abends zuſammenfand. Dort, in der »Michelei«, wie wir nach alter Studentenſitte ſagten, habe ich die brave Familie, auch die beiden Mädchen, näher kennen gelernt. Später, im Mai 1850, nach dem Sturze der Partei Stämpfli, löſte ſich der »Bärenleiſten« nach und nach auf, und die Familie Michel zog nach Neuhaus, an der Oſtſpitze des Thuner See's, dem Landungsplatze der Dampfboote, wo ſie das Speditionsgeſchäft gepachtet hat, und daneben den Durchreiſenden auf Verlangen mit Speiſe und Trank erquickt. Dorthin gehe ich, wenn ich das Jahr über geſchafft habe, gegen den Herbſt, wie zu eignen Verwandten, in die Vacanz. Das freundliche Schweſternpaar aber iſt jetzt getrennt. Im Herbſt 18$^{53}/_{54}$ war ich auch dort in der Vacanz, zuſammen mit Vogt, und da hat der ſich die ältere der beiden Schweſtern, »Marianneli«, zur Frau auserſehen und ſie bald darauf nach Genf heimgeführt. Sie hat ihn dagegen kürzlich mit einem jungen Reichsregenten beſchenkt, der ſich ſchon recht anarchiſch geberden ſoll.

Vogt und Rauwerk kannten ſchon den größeren Theil des Berner Oberlandes. Die Ausflüge, die wir von Bönigen aus zuſammen machten, gingen daher nicht in den ausgetretenen Fremdengeleiſen, ſondern waren meiſt neue Entdeckungsreiſen. Eines ſchönen Morgens zogen wir, den Lauf der »Lütſchine« aufwärts, in ſüdlicher Richtung bis zum Dorfe »Zweilütſchinen«, wo die ſchwarze und weiße Lütſchine zuſammenfließen, um ſich vereint dem Brienzer See zuzuwenden. Die ſchwarze Lütſchine kommt von den beiden Grindelwaldgletſchern durch das Grindelwaldthal, die weiße Lütſchine vom »Tſchingelgletſcher« durch das Lauterbrunnenthal hergefloſſen. Die erſtere links liegen laſſend, bogen wir rechts in das Lauterbrunnenthal ein, ſtiegen jedoch, ſtatt dieſes Thal zu verfolgen, ſofort rechts einen ſteilen Stich hinauf nach »Eiſenfluh«. Dadurch gewannen wir unmittelbar einen beherrſchenden Standpunkt, von welchem aus wir, bei fortwährender Steigung bis zum Dorfe Mürren, nicht bloß, wie

von der Wengernalp aus, die Jungfrau, den Mönch und den Eiger, ſondern die ganze Kette der Hochalpen überſchauten. Merkwürdig iſt das Wachſen derſelben bei fortgeſetztem Steigen. Oft glaubt man ſich ſchon faſt in gleicher Höhe mit den Alpen; aber wie man weiter ſteigt, wachſen dieſelben immer rieſiger gen Himmel. Von Zeit zu Zeit pfiff das Murmelthier, ſich ängſtlich in ſeine Höhle zurückziehend und um die Mittagszeit donnerten zahlreiche Lavinen, deren Schneewogen wir ſich in's Thal hinabwälzen ſahen. Unterwegs fand ich auch zuerſt den Schmetterling „Apollo“, welchem ich ſchon längſt nachgetrachtet hatte. Mit ſtolzem Flügelſchlage ſchwang ſich der „göttliche Alpenſohn“ über Felſen und Alpenroſen, ich ſtürzte mich mit meinem Hute hinterdrein, aber plötzlich ſtand ich vor einem Abgrunde, und

„Ueber die nächtliche Kluft flattert' er ſpielend im Glanz.“
Uhland.

Dafür rächte ich mich aber ſpäter unten an ſeinen Brüdern im Thale. Etwa auf halbem Wege nach „Mürren“ erfriſchten wir uns an Milch und köſtlichem Rahm in einer Sennhütte, wo man grade mit Käſebereitung beſchäftigt war. Dabei waltet die ausgeſuchteſte Reinlichkeit. Die hölzernen Wannen und Zuber glänzen ordentlich von Sauberkeit und die Sennen gehen in der ganzen Handhabung mit größter Vorſicht zu Werke. Dies ſoll aber auch unumgänglich nothwendig ſein, weil der Käſebrei bei der geringſten Unreinlichkeit oder ſonſtigen Verſäumniß leicht umſchlage. Ausgezeichnet iſt die Alpen-Anſicht vom Dorfe Mürren aus, 5156 Fuß über dem Meere, wo wir gegen Abend anlangten. Mürren iſt wohl eines der höchſtgelegenen Dörfer Europa's. In den umgebenden Wieſen machte mich Vogt auf ein kleines unſcheinbares Blümchen aufmerkſam, welches den herrlichſten Vanillengeruch ausſtrömt. In der Landesſprache heißt es „Brändeli“, in der Botanik „nigritilla alpina.“ Die doldenförmige Blüthe iſt von röthlichbrauner Farbe. Das merke Dir, Reiſender. Biſt Du erſchöpft und findeſt dies Blümchen, dann pflücke es und erquicke Dich an ſeinem energiſchen Wohl-

geruche. Es thut Dir denſelben Dienſt wie die beſte Eſſenz. Die Ausſicht von Mürren aus kann das großartige Detailbild von Jungfrau, Mönch und Eiger nicht erſetzen, wie es ſich dem Beſucher der Wengernalp, ausgeſchieden aus den übrigen Alpen, in einſamer Majeſtät darbietet. Dagegen ſieht man von Mürren aus auch das obere Lauterbrunnenthal mit den einſchließenden Schneegipfeln; und die Mürrener Anſicht auf die Jungfrau zeichnet ſich dadurch aus, daß man deren hohe Felswände vom Gipfel bis zur Sohle überblickt, den kleinen oder ſchwarzen Mönch, welcher ihren Fuß bildet, miteinbegriffen; auch tritt auf deren linker Bruſthälfte das ſchneereiche Silberhorn in reizender Weiße hervor. Nachdem wir die Nacht in Mürren auf dem Heu geſchlafen hatten, wendeten wir uns des andern Morgens über den „Sevenni-Bach“ um das „Geſpaltenhorn“ herum bis zum „Tſchingelgletſcher“, wo ſich das Lauterbrunnenthal ſchließt. Von da aus traten wir in der Tiefe den Rückweg an, das ganze Thal von ſeinem Ende bis zu ſeinem Anfange durchwandernd. Das obere Lauterbrunnenthal von ſeinem Schluſſe bis zum Schmadribach bietet ein Bild großartiger Zerriſſenheit. Man iſt rings von wilden Felſen und Gletſchern umſtarrt. Die Thalſohle iſt mit ungeheuren Granitblöcken bedeckt, zwiſchen denen nur finſtere Fichten gedeihen. Der dem Steinberggletſcher entſtrömende „Schmadribach“ ſtürzt ſich in einem erſten Sturze ſogleich 200 Fuß tief hinab und bildet dann, bevor er das Thal erreicht, noch zwei beſondere Fälle. Er iſt von großer Schönheit und ſelbſt nach dem Staub-, Gies-, Reichenbach- und dem Aarefall noch ſehenswerth. Von dem Schmadribach gen Lauterbrunnen zu erweitert ſich das Thal und nimmt einen milderen Charakter an. Die große Mannichfaltigkeit der Gebirgs- und Gletſcherbildung gab Vogt oft Veranlaſſung zum Zeichnen. Unterdeſſen ſtürzte ich mich dem ſchönen Alpenſohne nach, welcher hier an blumigen Halden häufig umherflatterte. Es gelang mir wohl ein Dutzend Apollo's einzufangen. Daraus machte ich in Bönigen wieder eine engere Auswahl der farbenfriſchſten Exemplare, ſpannte dieſe auf und

ſteckte ſie mit ſtarken Nadeln in ein kleines Käſtchen, welches ich dann mit Gelegenheit wohlverpackt nach Hauſe ſchickte, wo meine Alpenſöhne von den Fällen des „Schmadribachs“ und den Abhängen der Jungfrau jetzt neben den Schwalbenſchwänzen und Segelvögeln vom „Franzenküppchen“ und vom „Markusberge“ prangen. Wie dieſe letzteren gehört auch „papilio Apollo“ zum Geſchlechte der Ritter. Ausgeſpannt hat er gewiß eine Ausdehnung von 3 Zoll Länge. Die Oberflügel ſind weiß mit ſchwarzen Flecken; die Unterflügel ebenfalls weiß, jedoch hat jeder derſelben zwei rothe, ſchwarz eingefaßte Augen mit lichtweißem Mittelpunkte. Das Roth ſpielt bald mehr bald minder in's Gelb. Ich fing einige Exemplare, deren Augen von tiefem Orangegold glühten, als wäre ein Stück Alpenglühens auf den Flügeln hängen geblieben. Mit der ſammtſchwarzen Einfaſſung und dem lichtweißen Mittelpunkte auf weißem Grunde gewährte dies einen prächtigen Anblick. Einen häßlichen Schmetterling würde man wohl auch nicht Apollo genannt haben. Uebrigens kommt er auch auf der ſchwäbiſchen Alp vor. — Der Fuß der Jungfrau, welcher auch der „kleine“ oder „ſchwarze Mönch“ genannt wird, von Unten geſehen, rechtfertigt vollkommen dieſen Namen, beſſer als der rückwärts gelegene „große“ oder eigentliche „Mönch.“ Ein dunkler Rieſentalar fällt die Steinmaſſe rundum in's Thal hinab, und es wird Einem im Hinanblicke ganz enthaltſam zu Muthe. Die „Jungfrau“ ſelbſt, die „in Ewigkeit verſchleierte“, hat ihren Namen entweder dem reinen Schnee, der ſie vor allen andern Schneebergen auszeichnet, oder dem Umſtande zu verdanken, daß bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts kein menſchlicher Fuß ihren Gipfel betrat. Nachdem ſie jedoch 1812 von den Gebrüdern Meyer aus Aarau und 1828 von ſechs Grindelwaldern, darunter zwei Brüdern Baumann, beſtiegen worden, hat man ſie ſcherzhafter Weiſe wohl Frau Meyer oder Frau Baumann genannt. Seitdem wurde ſie wiederholt beſtiegen, im Auguſt 1841 von Profeſſor Agaſſiz aus Neuenburg. Auch Vogt war damals von der Partie, blieb jedoch auf der letzten Sennhütte zurück. Von den Waſſern habe

ich nur den Schmadribach hervorgehoben. Aber im ganzen Thale quillt, rauſcht und ſtürzt es von den umgebenden Felswänden. In der nächſten Umgebung von Lauterbrunnen ſelbſt ſtürzen, außer dem Staubbach, an zwanzig kleinere Bäche in's Thal hinab, welchem Umſtande der Ort ohne Zweifel ſeinen Namen: „Lauter Brunnen“ zu verdanken hat.

Ein anderer Ausflug, den wir machten, ging auf's „Rothhorn“, eine der höchſten Spitzen des am nördlichen Ufer des Brienzer See's ſich hinziehenden vielzackigen Gebirgsgrates. Eine Zeit lang machte das Rothhorn wohl dem „Faulhorn“ den Rang ſtreitig. Aber das Faulhorn hat den Sieg davon getragen, und das ehemalige Wirthshaus auf dem Rothhorn iſt nun zerfallen. Die Ausſicht vom Rothhorn hat vor der vom Faulhorn den ſchönen Vordergrund des Brienzer See's nebſt einem Stücke des Thuner See's voraus, auch öffnet ſich dem Blicke das ganze Haslithal von Meyringen bis zur Grimſel. Aber die entferntere und ſchrägere Stellung zu den Alpen vermindert die Schönheit des Panorama's, und was man, wenn man ſich umwendet, auf der entgegengeſetzten Seite vom Neuenburger, Vierwaldſtätter und Bodenſee überſieht, ſind nur Stücke dieſer anſehnlichen Waſſerſpiegel. Außerdem iſt das Rothhorn ſchwieriger zu beſteigen als das Faulhorn, ein wahrer Kniebrecher. Dagegen genoſſen wir auf ſeinem Gipfel des Schauſpiels eines eigenthümlichen Lichtbildes. Vom Vierwaldſtätter See her zogen große Nebelmaſſen an uns vorüber, quer über das Haslithal den Hochalpen zu. Die Sonne war ſchon ſtark über ihren Mittagspunkt hinaus, ſo daß wir uns zwiſchen ihr und den gedachten Nebeln befanden. „Sieh' da!“ ſagte plötzlich Nauwerk, „das iſt doch merkwürdig“. Ich folgte ſeinem ausgeſtreckten Arme und erblickte uns Beide auf dem Nebel abgebildet in einem förmlichen Rahmen aller Farben des Regenbogens. Erhob Einer den Arm, ſo geſchah ein Gleiches in dem Bilde. Es war die hinter uns ſtehende Sonne, welche unſere Schatten auf die Nebel hinwarf. Ein Windſtoß, und unſer Bild ging im All auf; wir aber freuten uns als concentrirte Individuen zurückzubleiben. Wahrhaft

reizend iſt der Weg von Brienz am nördlichen Ufer des See's vorbei nach Interlaken. An blumigen Halden ſchwangen ſich honigberauſcht die prächtigſten Schmetterlinge, ſich von Zeit zu Zeit niederlaſſend, ſo daß ich ſie mit Muße betrachten konnte: Stolze Apollo's und Trauermäntel in tiefem Schwarzbraun mit weißem Rande; Schillervögel, welche auf warmen Felsblöcken die ſchwarzen Flügel wohlig auseinanderbreiteten, daß der blaue Stahlglanz lebendig hin und her ſpielte; und dunkle Eisvögel, welche auf ſüßen Blumenkelchen die Flügel in eifrigem Saugen aufwärts zuſammenſchlugen und dadurch den hellen Farbenſchmuck ihrer Rückſeiten zeigten. Der Weg führt wiederholt durch Buchen- und Eichenwald, durch deſſen dunkleres Grün Dich die zartgrüne Seenixe in goldigem Glanze ſo verführeriſch anlächelt, daß Du Dich bei jedem Blicke ſofort in ihre Umarmungen werfen möchteſt. Aber Das wäre nicht gut; denn ihre Reize ſollen hier eben ſo tückiſch als tief ſein. Bleib' Du im Walde, erfreue Dich an dem Glanze der Walddiſteln, welche Du hier in großer Menge antriffſt, nicht grüne bloß, ſondern auch violette, an Farbe der Blutbuche vergleichbar; oder an den häufigen Bärberizenſträuchen, welche mit flammendrothen Beeren ſo reich beladen ſind, daß man dabei unwillkürlich an das Wunder vom brennenden Dornbuſche denkt.

Bei ſchlechtem Wetter ſaßen wir daheim oft über die ungariſche Karte gebeugt, die Züge Görgei's verfolgend, deren Ende damals noch nicht bekannt war. Ich müßte die Unwahrheit ſagen, wollte ich behaupten, daß wir gar keine Hoffnungen mehr an die Kämpfe der Ungarn geknüpft hätten. Wir ſetzten aber voraus, daß die rückgängige Bewegung nach der Entſetzung Komorn's, die Erſtürmung Ofen's und die folgenden Züge aus ſtrategiſchen Gründen erfolgt ſeien. Hätten wir gewußt, daß man nach der Entſetzung Komorn's nur deshalb nicht nach Wien vordrang, weil man eine neue Erhebung der übrigen Nationalitäten des öſtreichiſchen Geſammtſtaates nicht mehr hoffen zu dürfen, oder entbehren zu können glaubte, ſo hätten wir die Sache der Ungarn ohne Zweifel ſchon damals verloren gegeben.

Denn daß es ihnen nicht gelingen werde, bei vollständiger Niederlage der Revolution im ganzen übrigen Europa, ihre aparten Errungenſchaften in's Trockne zu bringen, Das war wohl ziemlich vorauszuſehen. Doch geht ein ſtummer Zug entgegengeſetzter Hoffnung durch die ganze ungariſche Revolution. Dieſem Irrthume iſt wohl auch der erſte Hauptfehler beizumeſſen, der nämlich, daß die ungariſche Armee im October 1848 nicht ſogleich hinter Jellacic drein nach Wien vordrang. Dieſe zweimalige Verſäumniß des Vordringens nach Wien (im October 1848 und zu Ende Aprils 1849) erklärt auch Szemere, College Koſſuth's im zweiten ungariſchen Miniſterium, in ſeinen „Charakterſkizzen aus dem ungariſchen Freiheitskriege“, als die beiden Hauptfehler, welche während der ganzen Bewegung begangen worden. Blieb der Kampf auf die Gränzen Ungarn's beſchränkt, ſo war in der That ein endlicher Sieg unmöglich und es konnte ſich nur darum handeln, ein tragiſches Epos würdig zu Ende zu führen. Auch Das war kein gleichgültiges Bemühen. Denn eine wirkliche Kraft macht ſich nie geltend, ſelbſt nicht im Unterliegen, ohne Spuren ihres Daſeins zurückzulaſſen. Hätten nicht die Ungarn durch ihren hartnäckigen Widerſtand das Einrücken ruſſiſcher Hülfe zu Gunſten des öſtreichiſchen Geſammtſtaates veranlaßt, ſo wären die Pläne des Kaiſers Nicolaus auf das türkiſche Reich ſchwerlich ſo ſchnell gereift und die Franzoſen und Engländer ſtänden heute nicht vor Sebaſtopol. — Aus dem Buche Szemere's wird Einem übrigens auch klar, warum Görgei ſein eiferſüchtiges Ringen um die Dictatur gegen Koſſuth ſelbſt dann noch fortſetzen mochte, als er ſelbſt bereits alle Ausſicht auf einen endlichen Sieg verloren hatte. Für die Zeit des ſiegreichen Flatterns der ungariſchen Fahnen begreift ſich dieſer Ehrgeiz, welcher der ungariſchen Sache ſo verderblich werden ſollte. Aber was konnte es Görgei fruchten, am 11. Auguſt 1849, als er bereits von allen Seiten die Uebermacht auf ſich hereinbrechen ſah, ſeinen Rivalen noch zu demüthigen und ihn zur Uebergabe der Dictatur zu nöthigen? War denn Dies nicht vielmehr eine Entlaſtung Koſſuth's

und eine eigne Belaſtung mit ſchwerer Bürde? — Was ich nie recht begreifen konnte, begreife ich jetzt, nachdem ich Szemere geleſen. Bereits am 20. Juli hatte Fürſt Paskewitſch durch den Avantgarde-Oberſten Chrulow den General Görgei zur Unterwerfung aufgefordert und ihm dabei ganz leidliche Bedingungen in Ausſicht geſtellt. Görgei mag damals den Einfluß der Helfer in der Noth auf die Entſchließungen des Wiener Hofes als mächtiger angeſehen haben, als er ſich ſpäter erwahrte. Seinem Geiſte mochte die Möglichkeit einer Vereinbarung vorſchweben, welche ſeinem Vaterlande den Frieden wiedergäbe und immerhin ſoviel von den als Ganzes unhaltbaren Errungenſchaften übrig ließe, daß es der Mühe verlohne, als der Urheber eines ſolchen Mittelzuſtandes hinfort unter habsburgiſchem Scepter eine hervorragende Rolle zu ſpielen. Sein ſpäteres Schreiben an General Rüdiger, worin er die Officiere der Großmuth des Kaiſers empfiehlt und hinzufügt: „Es dürfte ja vielleicht genügen, wenn ich allein als Opfer falle“, ſteht dieſer Annahme nicht entgegen. Die Art und Weiſe, wie er das ſchneidende Gegentheil, d. h. das Hinſterben ſeiner Generäle und die eigne Begnadigung ertrug, beweiſt, daß das Leben doch nicht ganz ohne Reiz für ihn iſt. — Aus dieſer Hoffnung Görgei's erklärt ſich auch, warum er, ſtatt die Waffen zu ſtrecken, nicht lieber, wie Koſſuth, die benachbarte Gränze übertrat. Darüber ſchreibt er ſelbſt an Klapka: „Mir blieb zwar noch ein Rückzug von Arad über Radna nach Siebenbürgen; allein die Rückſicht für mein Vaterland, dem ich um jeden Preis den Frieden geben wollte, bewog mich, die Waffen zu ſtrecken“. Daß bei ſolcher Handlungsweiſe das abwärts rollende Rad grade da ſtehen bleibe, wo Görgei es gewünſcht hätte, dazu lag nun grade kein Grund vor, und am Ende des Endes kommt man zu der Ueberzeugung, daß Koſſuth, trotz des ſcheinbaren Triumphes ſeines Rivalen, doch der Feinere, jedenfalls der Glücklichere war. Iſt Görgei ein wirklicher, bewußter Verräther? Darauf antwortet Szemere: „Weil Görgei unbedingt die Waffen bei Villagos ſtreckte, iſt er kein Verräther, ſondern ein Feigling.

Seine größte und wirkliche Schuld beſteht darin, durch eine lange Reihenfolge von Handlungen die Sache dahin gebracht zu haben, daß die Waffenſtreckung erfolgen mußte.“ Den „Feigling“ möchte ich nicht unterſchreiben; ich möchte lieber ſagen: Görgei iſt ein ehrgeiziger Soldat, aber kein politiſcher Charakter. — Viel ſchlimmer als mit Görgei geht Szemere mit Koſſuth um. Warum? Mir ſcheint, weil er es für lohnender hält, auf einen moraliſch Lebendigen als auf einen moraliſch Todten zu ſchlagen. Die Heftigkeit, mit welcher er gegen ſeinen ehemaligen Collegen losfährt, erweckt Mißtrauen. Auch erhebt er ganz ſonderbare Beſchuldigungen gegen ihn, unter anderen dieſe: „Er wollte mit aller Gewalt die öſtreichiſch-deutſchen Provinzen in den deutſchen Bund verflochten ſehen“, und die folgende: „Er erklärte am Peſther Reichstage in die Losreißung Italiens von Oeſtreich zu willigen“. Dieſe Beſchuldigungen ſtänden der öſtreichiſchen Geſammtmonarchie ganz gut an; aber im Munde eines ungariſchen Revolutionairs von „republikaniſch-demokratiſcher Richtung“ klingen ſie etwas fabelhaft. Von wirklichem Gewichte dagegen iſt die Behauptung, Koſſuth erkenne in der Politik kein Princip an, er ſehe ſie bloß als die Wiſſenſchaft der Erforderniſſe an, und habe, demgemäß handelnd, ſchon Ende Juli 1849 den Grafen Caſimir Bathyany und Szemere ſelbſt beauftragen wollen, die ungariſche Krone einem kaiſerlich ruſſiſchen Prinzen anzutragen; ſodann im September 1849 von Widdin aus den ſchriftlichen Rath ertheilt: „Am Beſten wäre es, ein Coburg würde Ungarns König, — oder auch ein Herzog von Leuchtenberg“. Dazu treten eine Menge anderer ſchwerer Beſchuldigungen. Kurz von dem ganzen Koſſuth, dem Helden, dem Staatsmann, dem Republikaner, dem Demokraten, dem politiſchen Charakter bleibt auch nicht ein gutes Haar übrig. Alles wird ihm beſtritten mit Ausnahme ſeines außerordentlichen Rednertalentes. Das wäre freilich ſehr ſchlimm, wenn man Szemere's Angaben und Urtheile als völlig ungetrübt annehmen müßte. Denn die Be-

redſamkeit iſt gewiß eine ſehr ſchöne aber eine eben ſo bedenkliche Gottesgabe.

Die Geſchichte erzählt uns, daß Demoſthenes Einer der Erſten war, welche in der Schlacht von Chäronea das Schwerdt wegwarfen, um zu entfliehen, obgleich grade er es geweſen war, welcher durch ſeine glühende Beredſamkeit die Athener zu dieſem Kampfe angefeuert hatte. Dieſe Angabe iſt nicht ſicher, und was ihr einige Wahrſcheinlichkeit nimmt, iſt der Selbſtmord des berühmten Redners nach der unglücklichen Erhebung Griechenlands gegen die Nachfolger des großen Alexander. Aber die Angabe beſteht und ihr iſt hinzuzufügen, daß bei der früheren Erhebung der Spartaner gegen Alexander ſelbſt, bei welcher der ſpartaniſche König Agis II. als Held ſtarb, die Athener mit Demoſthenes in einer mehr klugen als charaktervollen Unthätigkeit verharrt waren. — Die geſchmeidige Gewandtheit, mit welcher Cicero, nach der Niederlage ſeiner Partei bei Pharſalus, ſich der ſiegreichen Partei Ceſar's zu nähern wußte, während Cato eines heroiſchen Todes ſtarb, iſt zu bekannt, um darüber weiter zu ſprechen. — Sollte es denn eine pſychologiſche Nothwendigkeit ſein, daß die flüſſige Beweglichkeit des Geiſtes, ohne welche es keinen vollendeten Redner gibt, die edlen Härten des Charakters ſtets bis zu einem gewiſſen Grade auflöſe? — Eine Nothwendigkeit wohl nicht, aber eine Gefahr. Jedenfalls iſt hohe Beredſamkeit ein Grund zu verdoppelter Vorſicht, und achtbare Mitglieder des ungariſchen Reichstages haben mir, bei entſchiedener Mißbilligung des Auftretens von Szemere gegen Koſſuth, dennoch geſagt, daß dieſe Vorſicht auch im untergebenen Falle nicht ganz unnütz ſei.

Fünftes Kapitel.

Winterquartiere. — Johann Jacobi von Königsberg und die im Großherzogthume Baden ſtandrechtlich Hingerichteten. — Das Berner Centralcomité zur Unterſtützung der Flüchtlinge. — Flüchtlingsleben in Bern. Der Kornhausboden als Flüchtlingskaſerne. Kleiderkiſten aus Deutſchland. Flüchtlingsunterricht. Revolutionaire Hoffnungen. Anfeindungen der „Parlamenter". Der Frankfurter Donnersberg und die Berliner Linke. Unterſchriften aus dem Parlamente.

Endlich ging's in die Winterquartiere. Vogt kehrte natürlich mit mir nach Bern zurück, während Rauwerk noch eine Zeit lang in Thun blieb und dann der Stadt Zürich den Vorzug gab, wo er bereits Schulz von Darmſtadt antraf. In der Nähe Zürich's hatten auch die beiden Unzertrennlichen, Heinrich Simon und Rappard, ein Gut angekauft. Nach Bern dagegen kamen noch Loewe und Reinſtein von den Ufern des Genfer See's, wo ſie die erſte Zeit nach dem politiſchen Schiffbruche verlebt hatten. Dort hatte ſich Moritz Hartmann von ihnen getrennt und nach Genf gewendet. Doch ſchrieb ich mir ihn von dort alsbald herbei nach Bern, wo wir den ganzen Winter über zwei ineinandergehende Stübchen brüderlich bewohnten. Auch Sachs und Wiesner trafen allmählig in Bern ein, und Mayer von Eßlingen bezog mit ſeinem jungen Weibe und ſeinem Söhnchen ein ſauberes Häuschen im Dorfe Wabern am „Gurten", unweit Bern, wo wir den Winter über manche trauliche Stunde verbringen ſollten. Würth von Sigmaringen war von Weisbad nach Rorſchach gegangen, Schmidt von Löwenberg ließ ſich mit Schlöffel in Aarau nieder, von wo beide ſpäter nach America überſiedelten, und Fallmerayer und Kuenzer kehrten Jeder in ſeine Heimath zurück, ohne wegen ihrer Theilnahme am Stuttgarter Parlamente irgend einer Strafe zu unterfallen. Die würtembergiſchen Theilnehmer an demſelben ſind bekanntlich gar keiner Verfolgung ausgeſetzt geweſen. Was werden dereinſt unſere Enkel dazu ſagen, daß in demſelben Deutſchland Mitglieder einer und derſelben Verſammlung hier

vollſtändig frei ausgingen, während ſie dort zu den härteſten Leibes- und Lebensſtrafen verurtheilt wurden? Jedenfalls werden ſie mit Achtung von der Ablehnung des Ordens pour le mérite durch den charakterſtrengen Uhland ſprechen, wodurch dieſer der preußiſchen Regierung ſeine Theilnahme am Stuttgarter Parlamente in's Gedächtniß zurückführte. Daß man in Berlin dieſen Umſtand über dem Dichter vergeſſen konnte, liegt darin nicht eigentlich etwas Unbefangenes, Freies? Wie aber, wenn Uhland, ſtatt würtembergiſcher, preußiſcher Unterthan geweſen wäre? Hätte man ihn auch im Exile oder im Gefängniſſe oder gar auf dem Schaffotte decorirt? — Solche Fragen mögen ſich wohl die Enkel ſtellen. Gerechtigkeit erfordert aber, ihnen gleichmäßig aufzubewahren, daß auch das Schickſal der preußiſchen Mitglieder des Stuttgarter Parlamentes nicht in allen Provinzen des preußiſchen Staates ein gleichhartes geweſen. Hier wurden ſie zum Tode, dort bloß zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurtheilt, und dort gar völlig freigeſprochen. Die Freiſprechung Jacobi's in Königsberg erfolgte freilich nur auf deſſen perſönliches Erſcheinen.

Um jene Zeit tunkten gewiſſe Demokraten in Berlin ruhig ihre Federn in ihre Tintenfäſſer, um in pathetiſchen Sätzen zu erklären, daß auch uns Uebrigen ein gleiches Erſcheinen vor den Gerichten nicht übel anſtünde. Darüber denke ich nun anders. Was man ſich und der gemeinſchaftlichen Sache ſchuldet, iſt, daß man an ſeinem Platze, ſo lange es gilt, ſeine Schuldigkeit thue, und daß, wenn Einen das Geſchick ereilt, man anſtändig ſterbe, ohne ſeine Ueberzeugung, ſei es aus Schwäche, ſei es mit ironiſchem Vorbehalte, zu verläugnen. Aber meine Freiheit und meinen lebendigen Leib mit abſichtsvollem Vorbedacht als martyriſchen Zukunftsdünger für den ermatteten Boden einer troſtloſen Gegenwart herzugeben, Das — offen geſtanden — iſt meine Sache nicht. Wenn ich einmal mit meiner Freiheit und meinem Leben nichts Geſcheidteres mehr anzufangen weiß, dann bleibt mir Das ja noch immer unbenommen. Uebrigens würde man ſich ſehr täuſchen, wollte man von Jacobi annehmen, ein ſolches

Martyrium habe seinem Geschmacke entsprochen. Jacobi's Sache lag am Einfachsten von allen. Gegen ihn lag Nichts vor als seine parlamentarischen Abstimmungen. Seine Lage war weder durch Theilnahme an der Reichsregentschaft, noch durch außerparlamentarische Thätigkeit, noch durch andere Umstände besonders erschwert, und er glaubte fest an seine Freisprechung. Unseren wiederholten Zweifeln setzte er das bestimmteste Vertrauen in den Rechtssinn des ostpreußischen Charakters, selbst bei seinen politischen Feinden, entgegen. Doch hat der Ausgang dieses denkwürdigen Prozesses gelehrt, daß die Entscheidung nur an einem Pferdehaare hing. Daß Jacobi sich in dieser Lage, in die er sich freiwillig versetzt hatte, als wackerer Mann benehmen würde, verstand sich ganz von selbst. Ein Jeder von uns würde in gleicher Lage ein Gleiches gethan haben. Ueberhaupt hat man in dieser Beziehung der Demokratie Nichts vorzuwerfen. Nach allen Berichten, die mir zu Gesichte gekommen, sind die sechsundzwanzig Demokraten, welche vom Monat August an bis tief in den October, während des Laufes dreier Monate nach völlig beendetem Kampfe, in Freiburg, Mannheim und Rastadt den Urtheilen der preußischen Standgerichte fielen, alle wacker gestorben, politische Verbrecher zwar, aber wacker, Alle ohne Ausnahme, Jünglinge, Männer und Greise. Keiner hat seine Ueberzeugung verläugnet, Keiner hat sich vor dem entgegenstehenden Principe gebeugt, Keiner ist feige gewesen.

Das Erste, was uns in Bern gemeinschaftlich beschäftigte, war die Unterstützungs-Angelegenheit. Ich hatte von Berlin, im Auftrage der dortigen Volksvereine, einen ansehnlichen Wechsel zur Vertheilung unter die sämmtlichen preußischen Mitglieder der schweizerischen Flüchtlingschaft mit der Anzeige erhalten, daß die Volksvereine sich freiwillig besteuert hätten und daß diese erste Sendung sich allmonatlich wiederholen werde, was auch regelmäßig erfolgte. Auch von Köln erhielt ich eine anstädige Summe, und Trier sowie andere kleinere Städte schlossen sich nach Kräften an. In ähnlicher Weise hatten Loewe, Vogt und Andere von anderen Seiten her beträchtliche Summen erhalten. Da-

durch ermuthigt wendeten wir uns mit unſeren Aufrufen nach allen noch übrigen Richtungen, bis nach America, welches unſeren Geſuchen alsbald bereitwilligſt entſprach, von New-York bis in den fernen Weſten, vom Niagara bis zur Mündung des Miſſiſſippi. Vor Allem galt es, Gerechtigkeit, Ordnung und Einheit in die Vertheilung zu bringen. Das war nicht leicht. In Erreichung dieſes Zweckes ſahen wir uns einerſeits durch die ſpeciellen Auflagen der Geber, andrerſeits durch eine Anzahl bereits beſtehender Comité's behindert, von welchen das in Zürich das hauptſächlichſte war, ſich als Hauptcomité gerirte, ohne jedoch die bedeutenden Summen, welche ihm bis dahin zugekommen waren, gleichmäßig auf die ganze Flüchtlingſchaft zu vertheilen. Vielmehr vertheilte dasſelbe den größten Theil der empfangenen Gelder vorzugsweiſe in ſeiner nächſten Umgebung. Es galt, ein Centralcomité für die ganze Schweiz zu bilden, welchem ſich die bereits beſtehenden und noch erſt zu errichtenden übrigen Comité's unterzuordnen hätten, ſei es freiwillig, ſei es gezwungen dadurch, daß wir ihnen die Quellen der eingehenden Gaben, in unparteiiſchem Hinweis auf die Lage der Dinge, abgrüben. Dieſe Centraliſirung iſt uns denn auch allmählig gelungen. Die erſten Sendungen, die wir erhalten hatten, vertheilten wir noch nach dem beſonderen Willen der Geber an die einzelnen Landsmannſchaften, weil dieſe Vertheilungsweiſe ſich augenblicklich noch überall geltend machte, und wir davon, vor einer allgemeinen Ordnung der Angelegenheit, ohne Benachtheiligung unſerer beſonderen Landsleute nicht abweichen konnten. In unſeren Rechenſchaftsberichten baten wir aber, uns zu geſtatten, hinfort wenigſtens im Exile den Gedanken der deutſchen Einheit feſtzuhalten, um, von dieſem ausgehend, eine allgemeine gleichmäßige Vertheilung ohne Unterſchied der Landsmannſchaften in's Leben zu rufen, — eine Bitte, welcher allerſeits freudig willfahrt wurde. Eine dritte Schwierigkeit beſtand in dem Bedenken der eidgenöſſiſchen Bundesbehörden, der Flüchtlingſchaft die Errichtung einer ſolchen Centralbehörde zu geſtatten, welche ja leicht zu einem Heerde bedenklicher Agitation ausarten könnte, jeden-

falls von den deutſchen Regierungen als ſolcher werde angeſehen werden. Dieſes Bedenken wurde durch die Uebereinkunft beſeitigt, daß der Stamm zu dem zu errichtenden Centralcomité ſowie zu den einzelnen Cantonalcomité's überall aus Schweizern gebildet werde, welchen die Flüchtlinge beſondere Vertrauensmänner zuzugeſellen hätten. Solche Schweizer, welche dem Gedeihen des gemeinnützigen Werkes Zeit und Mühe mit uneigennütziger Bereitwilligkeit widmeten, fanden ſich denn auch überall, und ſo trat das Werk alsbald in geregelten Gang. Dabei wurde auf möglichſte Selbſtſtändigkeit der Cantonalcomité's gehalten. Directe Unterſtützungs-Geſuche an das Centralcomité blieben grundſätzlich unberückſichtigt und wurden den betreffenden Localcomité's zur Beurtheilung zugewieſen. Beſondere Auflagen der Geber wurden durch Vermittlung der Localcomité's pflichtgemäß vollſtreckt. Das Aufſichtsrecht über dieſe letzteren beſchränkte ſich im Weſentlichen auf die Prüfung der von denſelben über die Anzahl der kaſernirten und nichtkaſernirten Flüchtlinge ſowie über die Ab- und Zugänge periodiſch einzuſendenden Liſten. Auf Grund der richtig befundenen Liſten wurden dann, mit Feſthaltung eines Unterſchiedes zwiſchen Kaſernirten und Nichtkaſernirten, jedem Localcomité die ihm gebührenden Kopftheile zugeſendet. Gingen Beſchwerden gegen einzelne Localcomité's ein, ſo ſuchte das Centralcomité ſich des Willens der Mehrheit der betreffenden Flüchtlingſchaft zu verſichern, was nicht immer leicht war, weil größere Flüchtlings-Verſammlungen, in Anbetracht der politiſchen Lage, öfters unzuläſſig erſchienen; nach Befinden wurden dann etwaige Irrthümer oder Mißbräuche abgeſtellt. In ſolcher Weiſe hat unſere Schöpfung, bei wiederholtem Wechſel ihrer Mitglieder, während mehrerer Jahre eine ſegensreiche Wirkſamkeit entfaltet, und die fernen Geber mögen einigen Lohn für ihre menſchenfreundliche Theilnahme in der Gewißheit finden, daß ihre Gaben manches Elend gemildert, ja Manchem die Wiedereroberung eines ſelbſtſtändigen Erwerbes erleichtert haben.

Die große Mehrzahl der Berner Flüchtlinge, eine Anzahl badiſcher Soldaten, das Hanauer Corps, eine bunte Menge

anderer Blouſenmänner, und wer immer ſich nicht in der Lage befand, eine Privatwohnung zu bezahlen, ließ ſich einkaſerniren. Wer ſich aber nur irgend einige Mittel zu verſchaffen wußte, ſei es von Hauſe, ſei es durch ſeiner Hände Arbeit, der miethete ſich, allein oder in Gemeinſchaft mit ſeinen nächſten Freunden, eine beſondere Wohnung. Nach freier Wahl und eignem Geſchmack wohnt man ſchon ganz gerne zuſammen; aber ein Anderes iſt's, durch Pflicht und äußere Vorſchrift dazu gezwungen zu ſein. Diejenigen Socialiſten, welche, als Preis der verheißenen Wohlthaten, das Opfer der häuslichen Eigenthümlichkeit verlangen, ſtoßen ſelbſt bei Denjenigen, auf deren Erleichterung ihre Pläne vorzugsweiſe abzielen, auf entſchieden entgegengeſetzte Neigungen. Auf thatſächliches Entgegenkommen können ſie immer nur im Falle der äußerſten Noth rechnen. Man arbeitet lieber etwas mehr, um die erſten Erübrigungen auf die Herſtellung ſeiner beſonderen Häuslichkeit zu verwenden. Unſer irdiſches Thal iſt nun einmal kein großer Backtrog, in welchem die Menſchen als gemeinſchaftlicher Teig, als fluidum humanum, zur Welt gekommen wären. Wir ſind alle als Individuen geboren, mit individuellen Knochen, Muskeln und Nerven, Große und Kleine; der Eine hat ein größeres Bett, eine größere Stube nöthig als der Andere, und zu der individuellen Leibesbeſchaffenheit kommt dann noch der individuelle Geſchmack, der vollends jene wohlgemeinten Theorieen über den Haufen wirft. Auch will Freund Vogt dem großen Reiche der Mutter Natur abgelauſcht haben, daß der Drang nach individueller Ausbildung überall ein Zeichen höherer Culturfähigkeit, der Mangel dieſes Dranges hingegen ein Zeichen des Gegentheils ſei. Der ſchlaue Fuchs wohnt in ſeiner anarchiſchen Höhle, die dummen Schaafe folgen blöckend ihrem Leithammel und laſſen ſich geduldig in ihre Pferche zuſammendrängen, — von der niederen Stufe der Zoophyten mit ihrem vereinfachten Lebensorganismus gar nicht zu reden. Freilich iſt der ſchlaue Fuchs zugleich ein Hallunke, das dumme Schaaf zugleich ein Sinnbild der Demuth und des chriſtlichen Opfers. Aber es fragt ſich,

ob denn auch für den Menſchen die Spitzbüberei nothwendig anfange, wo die Dummheit aufhört, ob zwiſchen Selbſtſucht und Opfer nicht vielmehr das große reiche und ſchöne Gebiet der Gerechtigkeit liege, der Gerechtigkeit gegen ſich und Andre, welche die eigne Eigenthümlichkeit möglichſt zu bewahren und auszubilden trachtet, ohne dem Rechte des Nächſten auf gleiche Eigenthümlichkeit zu nahe zu treten. Will man die Gerechtigkeit ebenfalls „Egoismus“ nennen, in dem Sinne, daß am Ende doch Alles aus dem „Ich“ fließe, ſo kann man da Nichts dagegen haben, obgleich man ſich dadurch mit dem Sprachgebrauche in Widerſpruch ſetzt; will man ſelbſt mit Büchner's Danton ſagen: „Es gibt nur Epicuräer, und zwar grobe und feine; Chriſtus war der feinſte!“ — meinetwegen! Aber dann gibt es eben ſehr verſchiedene Arten von Egoismus, den rohen Egoismus, der ſich einbildet, der Geſellſchaft nicht zu bedürfen, der die Freiheit ſeiner Mitwelt plump darniedertritt, ihr die Möglichkeit der Schönheit raubt und ſomit den Quell ſeines eignen Lebensgenuſſes verunreinigt; und im Gegenſatz dazu einen anderen Egoismus, der ein wirkliches und aufrichtiges Schönheitsintereſſe daran hat, daß alle Knospen menſchlicher Kraft zu möglichſter Entfaltung und Blüthe gelangen, ja deſſen eigner Genuß grade dadurch bedingt iſt.

Als Flüchtlingskaſerne hatte die Regierung den geräumigen Boden des ſtattlichen Kornhauſes hergegeben. Vor demſelben erhebt ſich ein ſeltſames Bauſtück, der ſ. g. „Kindlifreſſerbrunnen“, ein alter Röhrbrunnen, überragt von einer grotesken Figur, wahrſcheinlich Saturn, die eben im Begriffe iſt, ein Kind „ohne Senf und Salz“ zu verſpeiſen, während mehrere andere, zu gleichem Looſe verdammt, ihr in Gürtel und Taſchen ſtecken, — für Revolutionaire jedenfalls ein Stoff zu ſinnigem Nachdenken! Im Giebelfelde ſeiner Front trägt das Kornhaus den „alten Mutz“, das Sinnbild der Kraft Berns. In ſeinem Inneren herrſchte damals ein merkwürdiges Leben. Badenſer, Heſſen, Schwaben, Baiern, Sachſen, Preußen, kurz Deutſche von faſt allen Stämmen hatten dort Obdach gefunden. Durch den ge-

müthlichen ſüddeutſchen Dialect klang der ſcharfe Accent des Nordens, Blouſe hing neben Uniform, Torniſter neben Seitentäſchchen, Tzacko neben Heckerhut, darüber viel Schärpen und Bänder, ſchwarzrothgoldne und rothe. Jeder hatte ſein Bett, ſein Stück Wand mit Kleiderhaken, ſeinen Stuhl, mehrere zuſammen einen Tiſch. Da ſaßen ſie, die Sturmverſchlagenen, und erzählten ſich ihre Erlebniſſe, wie Dies und Jenes gekommen, und wer eigentlich die Schuld trage, und wie man Das beſſer machen müſſe, „wann es wieder losgehe.“ Die Blouſen erinnern mich an den Winter. Viele hatten keinen Faden Wolle am ganzen Leibe. Es war daher eine wahre Freude, der Auspackung der Kleiderkiſten beizuwohnen, welche nach und nach aus dem geliebten Vaterlande anlangten. Alles Mögliche zog man daraus an's Licht hervor, Röcke, Hoſen, Weſten, Hüte, Mützen, Halsbinden, Hemden, Vatermörder, Schuhe, Stiefel, Pantoffeln, Strümpfe, geſtrickte Jacken und Schawls, Damenkleider, Schürzen und Damenhüte, ſelbſt das Kinderzeug bis zu Windeln und Wickelzeug fehlte nicht. Wie ſorglich, ſelbſt daran zu denken, „daß Unkraut nicht vergeht!“ Nichts geht doch über die Weiber; ſie denken an Alles. — Außerdem kaufte das Berner Localcomité noch Tuch und Leder an, und lies daſſelbe zu Kleidern und Schuhwerk verarbeiten. Eine einfache aber nahrhafte Koſt wurde von der Regierung gereicht, und ſo war für das Materielle möglichſt vorgeſorgt. Dagegen fingen die armen Schelme allmählig an, ſich ſträflich zu langweilen. Der deutſche Arbeiter iſt überall geſchätzt, und manche Handwerker, Schneider, Schuhmacher, Schreiner, Buchbinder, hatten auch bei Berner Meiſtern Beſchäftigung gefunden. Aber auf die Maſſe machte Das nur Wenig, und die große Anzahl der unter den Soldaten befindlichen Ackersleute blieb vollends ohne alle Ausſicht auf nützliche Bethätigung. Manche bekamen das Heimweh, Alle ſehnten ſich nach Arbeit. Unter dieſen Umſtänden trat, was nur immer von Intelligenz in der Flüchtlingſchaft vorhanden war, zuſammen, um den Leuten durch Unterricht und Vorleſungen ihre Lage einigermaßen erträglicher zu machen. Von revolutionairen Vor-

trägen war dabei natürlich nicht die Rede; das würde der ſchweizeriſche Bundesrath nicht geduldet haben. Dagegen wurde im Schreiben und Rechnen, in der Geographie und Naturgeſchichte unterrichtet, und frühere Offiziere gaben Unteroffizieren und Anderen, welche ſich militairiſch weiter auszubilden wünſchten, Unterricht im Planzeichnen, im Fortificationsweſen und in anderen Zweigen der Kriegswiſſenſchaft. Zu abendlichen Vorleſungen wurden paſſende Litteraturſtücke, Dorfgeſchichten oder Dramen gewählt. Zum Lieblingsvorleſer der Leute machte ſich Mayer aus Eßlingen durch ſeinen eindringlichen Dialect, durch den Nachdruck, den er volksthümlichen Stellen zu geben wußte, und durch ſeine guten, dem Verſtändniſſe der Zuhörer angepaßten Erläuterungen. — Auf dem Kornhausboden herrſchte übrigens ſtrenge militairiſche Ordnung; das Thor wurde des Morgens zu beſtimmter Stunde geöffnet, des Abends zu beſtimmter Stunde geſchloſſen, und dem Mayer geſchah es wohl ein und das andre Mal, daß er, im Eifer einer über die gewöhnliche Stunde hinaus fortgeſetzten Vorleſung, miteingeſchloſſen wurde.

Was die politiſche Stimmung anbetrifft, ſo war dieſe — die Wahrheit zu ſagen — geraume Zeit lang ziemlich thöricht. Alle Tage „ging es wieder los“; ſtatt ſich den guten Tag zu bieten oder zu fragen: Wie gehts? — war die gewöhnliche Anrede auf der Straße oder an öffentlichen Orten: „Wann geht's wieder los?“ — War es nicht morgen, ſo war es doch gewiß übermorgen, und wer den groben Irrthum beging, nicht daran zu glauben, der gerieth leicht in den Verdacht geheimer reactionairer Sympathieen. Dieſe Hoffnungen gründeten ſich übrigens weniger auf Deutſchland als auf Frankreich. Selbſt als Oeſtreich athemlos von den Schlachtfeldern Ungarn's nach Deutſchland zurückkehrte, um das bis dahin Verſäumte nachzuholen und Preußen aus ſämmtlichen errungenen Stellungen wieder hinauszudrängen, ſelbſt als Preußen nicht zu weichen und der Ausbruch eines Kampfes faſt unvermeidlich ſchien, ſelbſt da lebte in der großen Mehrzahl der Flüchtlinge der Inſtinct, daß Preußen am Ende doch nachgeben werde, und zwar ſo merk-

würdig ſicher, daß ein Finanzbourgeois damit an der Börſe große Summen »verdient« hätte. Dagegen wichen die Illuſionen, denen man ſich hinſichtlich Frankreichs hingab, nur allmählig dem offenkundigen Rückſchrittsgebahren der ſeit dem 29. Mai 1849 verſammelten Legislative, gegen welches das Volk zwar von Zeit zu Zeit in den Erſatzwahlen proteſtirte, ohne jedoch dadurch etwas Anderes zu erreichen als verdoppelte Freiheitsbeſchränkungen. Als endlich am 31. Mai 1850 das Volk ſelbſt die Verſtümmelung des allgemeinen Wahlrechts ruhig hingenommen hatte, da erſchienen die Ausſichten auf mehrere Jahre hinaus, bis zum Termin der neuen Präſidentenwahl, vertagt, und die Auswanderung nach America lichtete zuſehends die letzten Reihen der bis dahin Zurückgebliebenen.

Die frei in der Stadt Wohnenden und wer von den Einkaſernirten es nur immer vermochte, ſei es aus eignen Mitteln, ſei es als Gaſt eines beſſer Geſtellten, vereinigten ſich von Zeit zu Zeit zu gemeinſchaftlichen Ausflügen in Flur und Wald, und verſammelten ſich zum Mindeſten wöchentlich einmal des Abends in der »Michelei.« Dort trank man einen Schoppen Wein oder ein Glas Bier, nahm wohl auch das Abendbrod, und ſetzte, bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten, nachdem man aus dem Walde den erforderlichen Waldmeiſter mitgebracht hatte, nach deutſcher Sitte die Maibowle an. Obgleich der Waldmeiſter in den nächſten Umgebungen der meiſten Schweizerſtädte reichlich vorkommt, ſo habe ich doch nirgends bei den Schweizern unſeren Maiwein angetroffen. Viele Flüchtlinge waren muſikaliſch, eine Guitarre war auch zur Hand, und ſo wurde oft geſungen, Quartett oder Wildgeſang, in die Runde und im Chor, in heller Freude, wann ein aus Raſtadt Entſprungener anlangte, und nicht ohne Wehmuth, wann Einer nach America abging —

Muß' i dann, muß i dann zum Städtli 'naus,
— — — — — — — — —

Dabei theilte man ſich mit, was man aus den öffentlichen Blättern oder aus Briefen aus der Heimath erfahren hatte, und

gedachte des Vaterlandes und Derer daheim, nicht Aller mit gleicher Liebe. Wie wäre Das auch möglich gewesen? Waren wir doch unter uns selbst gar nicht so einig, als man es von Genossen desselben Unglücks wohl voraussetzen möchte. Dies ist aber eine alte Erscheinung, so alt wie die Geschichte der Emigrationen. Beschäftigungslosigkeit und Abwesenheit des gemeinschaftlichen Gegners sind eine arge Geißel. Die nach Außen hin abgeschnittene Thätigkeit kehrt sich nach Innen und wühlt in den eignen Eingeweiden, und zwar mit der ganzen Kraft aller natürlichen Leidenschaften, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Eifersucht, des Neides und selbst des Hasses. So arg als Herr v. Manteuffel meinte, indem er den Vers auf uns anwandte:

„Jeder dieser Lumpenhunde wird vom Ander'n abgethan" —

so arg war es grade nicht, aber doch arg genug. Die hauptsächlichsten Angriffe richteten sich gegen uns „Parlamenter", wie man uns nannte. Sie kamen nicht von der Masse, diese war vielmehr das Publikum, welches man uns abwendig zu machen suchte. Sie kamen vielmehr von Solchen, welche in der Revolution ebenfalls Rollen, aber subalternere als wir gespielt hatten, und nunmehr eine Umkehr dieses Verhältnisses, die im größeren Kreise nicht möglich gewesen war, im kleineren herbeizuführen suchten. Das verdient ohne Zweifel Entschuldigung. Denn Viele dieser Leute hatten daheim mit viel Mühe und Gefahr recht schwierige Stellungen eingenommen, ohne dafür auch nur den Lohn eines öffentlichen Bekanntwerdens ihrer Leistungen in weiteren Kreisen einzuärndten. Dazu mochten sie sich unsere höhere Stellung im Parlamente als viel dornen- und gefahrloser denken als sie war. Was ich z. B. in den ersten Tagen nach dem Frankfurter September-Aufstande ausgestanden habe, als es galt, über frische Blutlachen durch die Reihen noch pulvergeschwärzter Soldaten, denen man mich als den unbestrittenen Anstifter zum Morde Auerswald's und Lichnowsky's bezeichnete, mit fester Stirne hindurchzuschreiten,

um zu gewohnter Stunde auf gewohntem Platze im Parlamente zu ſitzen; als der Antrag auf Verhaftung in's Parlament kam und ſelbſt ſonſt ordentliche Leute vor mir ausſpuckten, — was ich damals ausgeſtanden, das wünſche ich meinem ärgſten Feinde nicht, geſchweige denn einem Geſinnungsgenoſſen. Ich ſchweige von unſeren Erlebniſſen am Kampftage ſelbſt, weil dieſe zur Zeit einläßlich erörtert worden ſind. Nur auf eine Epiſode erlaube ich mir zurückzukommen, welche ſeitdem in den ſogenannten Charakterbildern des Herrn Beda Weber in Frankfurt am Main in einer auf die Verletzung meiner perſönlichen Ehre abzielenden Weiſe entſtellt worden iſt. Es iſt bekannt, daß am Nachmittage des Kampftages ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen werden ſollte. Graf Coronini hatte die Einſtellung des Feuers der Truppen unter der Bedingung bewilligt, daß Deputationen der Linken die Einſtellung des Feuers der Barrikadenkämpfer bewerkſtelligten. Zu dieſem Zwecke begaben ſich Trützſchler, ich und mehrere Andere nach der am Ende der „Zeil“ gegenüber der Conſtabler-Wache errichteten Barricade. In unſerer Begleitung befanden ſich die Abgeordneten Deetz, v. Boddien und ein uns vom Grafen Coronini zu unſerer Legitimation mitgegebener heſſiſcher Offizier. Das Feuer an der Conſtablerwache war von beiden Seiten lebhaft, in unſerer nächſten Nähe gab es verwundete Soldaten, und dieſe waren in der Hitze des Kampfes nicht zum Einſtellen des Feuerns zu vermögen. Die Abgeordneten Deetz und Boddien befanden ſich in Civil. Der heſſiſche Offizier mag ſeinen Auftrag erfüllt haben; aber die Truppen hörten nicht auf zu feuern. Trotzdem forderte mich Herr v. Boddien auf, mich hinüber zu begeben, um die Barrikadenkämpfer zum Einſtellen ihres Feuers zu veranlaſſen, und zwar barſch genug, doch nicht ehrenrührig. Wir ſtanden auf der Straße, da wo auch unſere Begleiter ſtanden, dem Feuer nicht mehr und nicht minder ausgeſetzt als ſie. Wir waren aber nicht naiv genug, unſere Rücken den Kugeln der Truppen auszuſetzen. Vielmehr begab ſich Trützſchler zum Grafen Coronini auf die Hauptwache zurück, um ihn von

dieſer Sachlage zu unterrichten, worauf dieſer ſelbſt ſich mit Trützſchler zur Stelle verfügte. Als ſie anlangten, war es mir aber ſchon möglich geweſen, hinüber zu gelangen und die Barrikadenkämpfer um mich zu verſammeln. — Der Mangel unſerer Naivität, das Feuer der Truppen auf den Rücken zu erhalten, in Verbindung mit der Aufforderung des Herrn v. Boddien, gab kurz nach dem Kampfe zu gehäſſigen Darſtellungen im Parlamente Veranlaſſung. Darauf erließ ich im Frankfurter Journal eine Erklärung, worin ich den Thatbeſtand, ſowie ich ihn eben auseinandergeſetzt habe, einfach hinſtellte, und die gegen mich in Umlauf gebrachten gehäſſigen Darſtellungen für verläumderiſch erklärte. Dieſe aufrecht zu erhalten, fand ſich nun auch Niemand veranlaßt. Aber ich hatte mich in meiner Erklärung hinſichtlich des heſſiſchen Offiziers des Ausdrucks bedient: „Der heſſiſche Offizier war unterdeſſen abhanden gekommen.“ Dagegen remonſtrirte nun dieſer Offizier. Ich hatte nicht die entfernteſte Abſicht gehabt, denſelben zu verunglimpfen. Ich kann auch wirklich nicht ſagen, wo er ſich befand. Mir kam es nur auf die Thatſache an, daß das Feuer Seitens der Truppen nicht eingeſtellt worden, eine Thatſache, von welcher ja Trützſchler gleichzeitig bei dem Grafen Corvini ſelbſt Meldung gemacht hatte. Dies erwiederte ich in einer zweiten Erklärung im Frankfurter Journal auf die Entgegnung des heſſiſchen Offiziers, unter wiederholter Bereiterklärung, für meine Darſtellung perſönlich einzuſtehen. Die betreffenden Nummern des Frankfurter Journals, in welchen meine beiden Erklärungen enthalten ſind, habe ich hier in Italien nicht zur Hand. Sie waren aber ſo beſtimmt abgefaßt, daß ſie eine unmittelbare Zuſchrift des demokratiſchen Vereines meines Wahlbezirkes zur Folge hatten, des Inhalts: „daß ich durchaus kein Mandat habe, mich in Frankfurt mit Offizieren zu ſchießen, ſondern dem deutſchen Reiche eine Verfaſſung gründen zu helfen“, — wobei meine Wähler freilich vergaßen, daß ich außer ihnen auch noch mich ſelbſt zu vertreten hatte. — Auf meine beiden Erklärungen erfolgte nun aber keinerlei Entgegnung mehr; während der 9

Monate, die ich von da ab noch im Vaterlande verweilte, fand sich Niemand vermüßigt, für die gegen mich in Umlauf gebrachten gehässigen Gerüchte einzustehen. Auch schienen sie von dem Augenblicke ab todt, in und außer dem Parlamente. Da kommt nun hinterher, während meines Exils, im Jahre des Heils 1853, Herr Beda Weber, um im Verlage des Herrn Sauerländer in Frankfurt a. M., über die fragliche Episode folgende Mittheilung zu machen: „Unsere Barricaden und die Redner der Pfingstweide erinnern mich an ein Abenteuer, das Simon von Trier am 18. Sept. zu Frankfurt mit nicht geringem Herzdrücken überstehen mußte. Die Linke wollte mit den Aufständischen vermitteln. Simon von Trier ward ausersehen, mit einigen preußischen Haudegen an die Barricade zu gehen, weil er auf der Pfingstweide so übermäßig tapfer gekräht und gebrüllt hatte. Als jedoch der Redner in die Nähe des Straßenkampfes kam, sank er zusammen wie ein Mehlsack, der seines Inhaltes baar geworden; ein Preuße faßte ihn beim Nacken und schleppte ihn erbarmungslos an die Stätten, wo die Schüsse krachten, deren Pulverdampf so widerlich auf die Nerven des guten Simon wirkte, daß er alle Besinnung verlor und ganz die Gestalt einer abnormen Fehlgeburt annahm, die man in Spiritus zum ewigen Andenken aufgehängt. — Da sind die Weiber in und um Frankfurt weit beherzter . . . . . Als die ersten Schüsse von den Barricaden Frankfurts auf die Soldaten fielen, waren alle Dachfenster von wohlgekleideten Damen besetzt . . . .“

Die Damen Frankfurts mögen sich bei Herrn Beda Weber für das gemachte Compliment persönlich bedanken. Ich aber habe die ganze Stelle wörtlich hierher gesetzt, um den Leser in Stand zu setzen, darnach auch die Glaubhaftigkeit der übrigen Kapuzinaden des Herrn Beda Weber gegen die Mitglieder der Frankfurter Linken gebührend zu würdigen.

Kommen wir nun zu den Angriffen zurück, die wir „Parlamenter“ in der Schweiz von den eignen Exilgenossen zu er-

dulden hatten. Die Namen der Parlamentsmitglieder waren aus ganz natürlichen Gründen daheim wie im Auslande bekannter geworden, als die vieler anderer, vielleicht mehr verdienstlicher Männer. Eine Folge davon war, daß die Hauptſendungen zur Unterſtützung der Flüchtlinge an uns gelangten, aus Deutſchland wie aus America. Dieſe Thatſache war ſo bekannt, daß grade einige unſerer Unterſchriften, die Loewe's und die meine, es waren, deren ſich um jene Zeit ein Fälſcher und angeblicher Flüchtling bediente, um allgemeine deutſche Unterſtützungsgelder in ſeine eigne Taſche abzuleiten, was ihm in einigen Fällen auch wirklich gelang. In Anbetracht dieſer Umſtände und des Eifers, den wir der Unterſtützungs-Angelegenheit fortwährend in unſerer Correſpondenz widmeten, ſah aber auch das Berner Centralcomité vorzugsweiſe uns gerne als Vertrauensmänner in ſeinem Schooße, und Das war dann für unſere Gegner wieder ein neuer Grund der Beſchwerde gegen »dieſe ſich überall einniſtenden Parlamenter.« An zahlreichen Beſchuldigungen gegen uns fehlte es nicht. Das Parlament trug die Hauptſchuld am Mißlingen der deutſchen Bewegung, wir waren Mitglieder dieſes Parlaments, zwar opponirende Minderheit, zwar kleine, heftig opponirende Minderheit, gleichviel: Mitgefangen — mitgehangen! Manchen deutſchen Sendungen war die ausdrückliche Auflage hinzugefügt, genau bezeichnete Summen, direct und ohne Vermittlung der Comité's, an genau bezeichnete Perſonen gelangen zu laſſen. Wenn nun von der Ausführung ſolcher Auflagen auf irgend eine Weiſe irgend Etwas verlautete, dann erhoben ſich laute Klagen gegen die willkürlichen Vertheilungen, mittelſt Deren wir uns eine eigne »Camarilla« (— das war der Ausdruck! —) zu bilden ſuchten. Endlich waren Manche von uns ihren Landsleuten durch Beibringung beſonderer Mittel, durch die Auswirkung freier Ueberfahrt bei den Bundesbehörden, durch Empfehlungsſchreiben an americaniſche Freunde, kurz auf jede mögliche Weiſe zur Auswanderung behülflich. Es war gar nicht mit anzuſehen, wie ſoviele rüſtige Burſche, die gerne gearbeitet hätten, wider Willen

zu verbummeln drohten. Da hatte ich einen Landsmann aus dem Kreiſe Bittburg, einen großen ſtämmigen Burſchen, der mir oft von ſeinem Pfluge, ſeinen Pferden und dem ihm unter der Hand dampfenden Acker mit einer Schwermuth ſprach, welche mich an die beſten Figuren der Georg Sand'ſchen Dorfromane erinnerte. Dem Manne mußte geholfen werden, trotz Alledem und Alledem. Ebenſo habe ich verſchiedenen anderen Arbeitern, Tiſchlern, Gärtnern, Buchbindern, Tapezierern, zur Auswanderung die Hand geboten, und von Einzelnen habe ich Nachrichten, nach welchen es ihnen in ihrem neuen Vaterlande ganz gut geht. Unſere Gegner aber erhoben deshalb die lauteſten Beſchuldigungen gegen uns; ſie ſagten, wir unterſtützten die Auswanderung bloß deshalb, um die revolutionaire Partei zu ſchwächen oder doch bis zu jener energieloſen Bläſſe zu enträthen, deren wir zur Befriedigung unſerer ehrgeizigen Pläne bedürften, und Was desgleichen Blödſinns mehr war. Die Leidenſchaft entfachte ſich wegen dieſes letzteren Punktes bis zu dem Grade, daß unſere Gegner eines Tages einen jungen, tüchtigen und kreuzbraven Unteroffizier aus Aachen, Namens Kleefiſch, dem wir ebenfalls zur Abreiſe behülflich geweſen waren, unter der Anklage eines begangenen Diebſtahls, an der Grenze in Baſel verhaften ließen. Darauf Rückſchreiben des armen Verhafteten an uns, Aufklärung der Sache und völlige Richtigbefindung der Anklage, welchem zufolge wir bei den Behörden die ſofortige Freilaſſung erwirkten. Kleefiſch aber antwortete uns, er wiſſe jetzt, wer ihn als Menſch und wer ihn als bloßes Parteiinſtrument behandelt habe. Man führte eigne Conduitenliſten über uns, wo zur Seite unſerer Namen alle unſere Schandthaten gewiſſenhaft nachgeführt wurden; darauf geſtützt ließ man Libelle gegen uns drucken, welche man bis nach England, America und wohin man nur immer reichte, verbreitete, grade als wenn man am Vorabende einer neuen Revolution ſtünde, welche wir um ihre edelſten Früchte zu betrügen drohten. In einem dieſer Libelle wurde ich unter Anderem beſchuldigt, „geerbkaiſert“, d. h. zum Zuſtandekommen des Erbkaiſerthums beige-

tragen zu haben. Man verwechſelte mich dabei abſichtlich mit Heinrich Simon, der um des Ausſchlages, den er zu Gunſten des Erbkaiſerthumes gab, wahrhaftig nicht um ein Haar ſchlechter, noch beſſer iſt, als ich, ebenſowenig als Loewe und Andere, die in der damaligen Lage für den Erbkaiſer ſtimmen zu ſollen glaubten. Aber es war doch nicht wahr, daß ich dafür geſtimmt hatte. Doch wußte man die große Maſſe lange in dieſem Irrthume zu erhalten, ſo daß eines Tages ein mir wohlwollender Arbeiter ſich alſo gegen mich äußerte: „Nun, Sie haben ſich eben geirrt. Kommen Sie noch einmal in die Lage, ſo wählen Sie keinen Erbkaiſer mehr, nicht wahr?“ —

Dies thörichte Treiben wurde von manchen, ſonſt ganz geſcheidten Leuten unterſtützt, ſei es aus Schadenfreude, ſei es aus angebornem Bedürfniß nach Wühlerei, ſelbſt nach kleinlicher. Dieſe ſteckten die Fahne der Berliner Verſammlung gegen jene des Frankfurter Parlamentes auf. Sie hatten inſoweit Recht, als das Frankfurter Parlament die preußiſche Volksvertretung nicht nur nicht unterſtützt, ſondern zu deren Untergang weſentlich beigetragen hatte. Aber war denn Dies die Schuld der Frankfurter Linken? Hatten wir nicht alles Mögliche aufgeboten, die entgegengeſetzte Richtung zur Geltung zu bringen? — Hierbei drängt es mich, einer Thatſache Erwähnung zu thun, die noch wenig bekannt iſt. Das Alles gehört ja jetzt der Geſchichte an und kann wohl unbedenklich beſprochen werden. Nachdem das Frankfurter Parlament den Waffenſtillſtand von Malmö genehmigt und bald darauf ſämmtliche Anträge auf Schutz der hartbedrängten Stadt Wien zurückgewieſen hatte, begab ſich ein großer Theil der Mitglieder des Donnersberges, gleichzeitig mit Abordnungen ſämmtlicher deutſchen Kammerlinken, mit denen man ſich zu dieſem Zwecke in's Einvernehmen geſetzt hatte, nach Berlin, um der dortigen Linken ein gemeinſchaftliches Hinwirken auf die Entſetzung Wiens vorzuſchlagen. Es handelte ſich um einen Aufruf an das geſammte Deutſchland um Geldbeiträge und bewaffneten Zuzug. Das leitende Comité, welches unmittelbar für die erforderlichen Offiziercadres zu ſorgen habe, ſollte

in Berlin seinen Sitz haben. Kam die Maßregel für Wien zu spät, so konnte sie doch den bald darauf folgenden Berliner Ereignissen eine andere Wendung geben. Mit Hinweis darauf erklärten wir uns sämmtlich bereit, auf unsere Sitze in Frankfurt zu verzichten, und unsere Kräfte mit denen der Berliner Linken zu gemeinsamem Zwecke zu vereinigen. Es gelang uns wirklich, von der zahlreich versammelten Berliner Linken einen unseren Vorschlägen entsprechenden Beschluß zu erwirken. Die Versammlung ernannte sofort eine Commission, bestehend aus ....., d'Ester und mir, um den gedachten Aufruf zu entwerfen, und erklärte sich in Permanenz, bis wir unseren Entwurf vorgelegt hätten. Wir zogen uns zurück und kehrten alsbald mit unserem Entwurfe in die Versammlung zurück. Unterdessen aber waren Waldeck und Temme, welche der bisherigen Berathung nicht beigewohnt hatten, eingetroffen, und machten ihren Einfluß gegen unseren Entwurf sowie überhaupt gegen jeden Aufruf ähnlicher Art mit solchem Nachdrucke geltend, daß die Versammlung von ihrem ersten Beschlusse gänzlich zurückkam. Der Hauptgrund, welchen sie gegen die von uns beantragten Maßregeln anführten, bestand in der zuverlässigen Aussicht, demnächst die parlamentarische Majorität zu erringen, der man schon ganz nahe stehe, und ohne welche auf einen Schutz durch Volk und Bürgerwehr Berlin's nicht zu rechnen sei. Darauf machte Schlöffel sich über die erhoffte parlamentarische Majorität lustig, und sagte der Versammlung so derbe Artigkeiten, daß ich mich in's Mittel legen mußte, um wenigstens ein erträgliches Scheiden zu vermitteln. Wir kehrten darauf nach Frankfurt zurück. In Berlin aber trafen Schlöffel's Prophezeiungen bald darauf buchstäblich ein. Ich will hier natürlich nicht untersuchen, inwieweit Waldeck und Temme mit ihren Anführungen Recht hatten, und was die Durchführung unseres Planes an dem Gange der bald darauf folgenden Ereignisse etwa zu ändern vermocht hätte, — aber sämmtliche Mitglieder der Berliner Linken werden sich unserer damaligen Bereitwilligkeit erinnern, Frankfurt im Stiche zu lassen, und mit ihnen gemein-

ſchaftlich der Zukunft die Stirne zu bieten. Jedenfalls lag zu keiner Zeit auch nur der geringſte Grund dazu vor, die Fahne der Berliner Verſammlung uns als eine entſchiedenere entgegenzuſetzen. Auch das demokratiſch-republikaniſche Princip haben wir Donnersberger reiner vertreten als die Berliner Linke, ja als überhaupt irgend eine Linke in ganz Deutſchland. Freilich war unſere Stellung durch die bereits im Sommer 1848 erfolgte Selbſtauflöſung des Bundestages weſentlich erleichtert. Wir hatten Nichts vor uns, als die durch das Parlament ſelbſt geſchaffene Centralgewalt, während die einzelnen Landesvertretungen ſich ihren angeſtammten Obrigkeiten gegenüber befanden, die zum Theil noch mit großer Gewalt ausgerüſtet waren. Daraus iſt es zu erklären, daß ſelbſt die äußerſte Linke Berlin's nicht aus der »demokratiſchen Monarchie« herauskam. In der That war es ſchwieriger, gegen thatſächliche Gewalten wirkſam anzukämpfen, als bloße Theorieen in ihrer Reinheit geltend zu machen. Dafür ſtanden aber auch den Linken der großen Hauptſtädte mehr Kräfte zu Gebote als uns in Frankfurt, und immerhin haben wir im Parlamente gethan, was in unſeren Kräften ſtand. Auf ſtaatsmänniſches Weſen machten wir im Donnersberg keinen Anſpruch, aber von der ſcharfen Linie der reinen Principien ſind wir auch nicht um eines Haares Breite abgewichen, weder in der Verfaſſung noch in den Grundrechten. Wir ſtimmten gegen eine unverantwortliche Centralgewalt, und als dieſe durch die Mehrheit dennoch beſchloſſen worden war, enthielten wir uns der Abſtimmung, während der »deutſche Hof« einen »unverantwortlichen Itzſtein«, die Weſtendhall einen »unverantwortlichen Gagern« wählte. Jetzt, wo das Gewicht vorübergehender Umſtände ſich verloren hat, klingt Das etwas ſonderbar, — meine Freunde werden mir's nicht übel nehmen. Stimmten doch auch drei unvergeßliche Todte für Itzſtein und Gagern, — Blum für den Erſteren, Raveaux und Schoder für den Letzteren. Aber der Menſch vergeht, der Grundſatz beſteht! — Später, beim endlichen Abſchluß der Reichsverfaſſung, ſtimmten wir gegen das erbliche Kaiſer-

thum, überhaupt gegen Alles, was nicht rein republikaniſcher Natur war, und als die Mehrheit der Verſammlung trotzdem das erbliche Kaiſerthum durchgeſetzt hatte, enthielten wir uns abermals der Wahl. Dabei bedurfte es der nachdrücklichen Geltendmachung unſerer Ueberzeugungen, um uns naheſtehende Freunde von der Wahl abzuhalten, an welcher Einer oder der Andere ſich gerne betheiligt hätte, wäre es auch nur aus dem Grunde geweſen, die intereſſante Reiſe nach Berlin mitzumachen. Nun, das Unglück wäre am Ende auch ſo groß nicht geweſen. Höchſtens wäre dadurch Einer in die Kaiſerdeputation gekommen, welcher den ihn etwa betreffenden Antheil der in Berlin auf dieſelbe herabhagelnden Sarkasmen nicht ſo lammfromm hingenommen haben würde, als die Abgeordneten v. Raumer, Rießer, Biedermann und Panier. Dagegen ſtand der Donnersberg in dieſen Grundprincipien meiſt wie ein Mann. Nur zu allerletzt bildete ſich noch eine grundſätzliche Spaltung. Nachdem nämlich die Reichsverfaſſung mit Erbkaiſer und allgemeinem Stimmrecht, mit kaiſerlichem Suspenſiv-Veto und unbedingter Freiheit der Preſſe, des Vereins- und Verſammlungsrechts, endlich mit einer ſelbſt über das Kaiſerthum hinausgehenden Reviſionsbefugniß, kurz wie ſie nun einmal vorlag, durch die Mehrheit einer aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorgegangenen Verſammlung beſchloſſen worden war, da hielt ich mit einem Theile meiner Freunde es für meine demokratiſche Pflicht, mich dem alſo ausgeſprochenen Willen der Mehrheit zu unterwerfen. Ein anderer Theil des Donnersberges, darunter hauptſächlich Trützſchler, verweigerte dagegen dieſe Unterwerfung. Als Hauptgrund dieſer Weigerung führten ſie, wenn ich nicht irre, an, die Verſammlung habe nicht die Befugniß, auch nur den kleinſten Theil der Souverainetät des deutſchen Volkes an einen Erbkaiſer oder wen immer zu veräußern. Laſſen wir die rein thatſächliche und jetzt ſchwer aufzuklärende Frage, inwiefern die Verſammlung damals als Ausdruck des wirklichen Volkswillens betrachtet werden konnte, bei Seite. Fragen wir lieber ſogleich: Hat das Volk ſelbſt das Recht, auf einen

Theil ſeiner Souverainetät zu verzichten? — Hätte den einzelnen Wahlbezirken gegenüber ihren Vertretern im Parlamente das Abberufungsrecht zugeſtanden, oder wäre die Reichsverfaſſung dem geſammten deutſchen Volke in Urverſammlungen vorgelegt worden, und wäre dieſelbe alsdann durch die erforderliche Mehrheit angenommen worden, wäre alsdann dieſer Mehrheitsbeſchluß für die Minderheit verbindlich geweſen? Da liegt der eigentliche Schwerpunkt. Es iſt dieſelbe Frage, welche ſich ſpäter in Frankreich, kurz vor dem Termine zur zweiten Präſidentenwahl, erhob, und welche damals von den franzöſiſchen Parteimännern, insbeſondere Girardin, dahin formulirt wurde: Steht die Republik über dem allgemeinen Stimmrecht, oder das allgemeine Stimmrecht über der Republik? — Nun darauf antworte ich einfach: Das allgemeine Stimmrecht iſt der wirkliche Volksboden, das erzeugende Erdreich, — die Republik iſt das Erzeugniß, der Baum. Nun wächſt aber die Erde nicht aus dem Baum, ſondern der Baum aus der Erde. Damit iſt wahrlich nicht geſagt, daß der Baum nicht fortwährend kräftigere und ſchönere Geſtaltungen annehmen könne, in dem Maße als ſich das Erdreich ſtärkt und verbeſſert. Auch verſteht ſich von ſelbſt, daß Jedermann das Recht behält, auf die Kräftigung und Verbeſſerung des Bodens hinzuwirken. Aber ein Anderes iſt es, das Recht für ſich in Anſpruch nehmen, den der wirklichen Nährkraft des Bodens entſprechenden Baum abzuhauen, um einen anderen, ſeinem Ideale entſprechenden in die Luft zu pflanzen. Das heißt aus dem Kranze der demokratiſchen Inſignien das ſchönſte Juwel rauben: den Frieden.

Du haſt Recht, Leſer, daß es ſich jetzt nicht um ſolche Haarſpaltereien, ſondern darum handelt, Sebaſtopol zu nehmen. Doch verdiene ich einige Entſchuldigung. Dieſe Haarſpaltereien haben vor dem franzöſiſchen Staatsſtreiche das fühlſame Herz der Börſe eben ſo ſtürmiſch bewegt, als jetzt die Belagerung von Sebaſtopol, und wer weiß, ob nicht die zukünftige Geſchichte ſolche leidige Fragen gelegentlich von Neuem erheben

wird. Drum gestatte mir, Dir zum Schlusse auch noch mitzutheilen, was mir Trützschler während unseres damaligen Meinungszerwürfnisses unter sein Bild schrieb. Daran will ich dann noch verschiedene Unterschriften aus einem während meines Aufenthaltes in Frankfurt gesammelten Parlamentsalbum reihen. Billige Rücksicht auf den Herrn Verleger nöthigt mich, Dir grade einige der besten vorzuenthalten. Nimm vorlieb mit den folgenden, denen ich meine eignen Gedanken hinzufüge.

„Conservativ darf man nur bei vollständiger Anarchie sein.“

Frankfurt a. M., den 16. April 1849.

Wilhelm Adolph v. Trützschler aus Dresden, Abgeordneter des oberen Voigtlandes.

Hält man Das, was ich oben, im dritten Kapitel, über die Pflege des uns gemeinschaftlichen Ideals der „Culturanarchie“ gesagt habe, mit der eben erwähnten Abweichung unserer Meinungen in der Praxis zusammen, so wird man den Stich leicht empfinden, den mein Freund mir mit seinen Worten zudachte. Was ich darauf zu erwiedern habe? — Daß ich durch meine Unterwerfung unter die Reichsverfassung nicht anfing, conservativ zu werden, sondern nur aufhörte revolutionair zu sein, so lange der Mehrheitswille der deutschen Nation sich nicht als ein andrer erweisen würde. Auch auf der neugewonnenen Basis würde ich fortwährend zur Opposition gehört haben. Daraus werde ich überhaupt nie herauskommen. Ja! conservativ darf man nur bei vollständiger Anarchie sein. Ja! die harte Schale der Gewalt muß dereinst völlig fallen, damit der edle Kern gereifter Cultur frei an's Licht trete. Aber wir können diese Schale nicht willkürlich, nicht vor gehöriger Entwicklung und Reife, beseitigen, ohne den Kern selbst zu zerstören.

Zwei Verstorbene:

1) „Die Niedergeschlagenheit, in welcher sich gegenwärtig die Nation befindet, ist dem Herbste zu vergleichen. Der Winterschlaf wird neue Kraft geben; ein kommender

Frühling wird neue Knospen treiben, und der Baum der Freiheit wird grünen und blühen, und ein andrer Herbst die Früchte, die langersehnten, bringen.“

Frankfurt a. M., den 13. December 1848.

Franz Raveaux.

2) „Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So Viel, so Wenig ihm gefällt.“ —

Frankfurt a. M., den 12. December 1848.

Adolph Schober.

„Der brave Mann denkt an sich zuletzt.“

Eisenmann.

Dem setze ich frei und frank entgegen: Wer nicht zuerst, wenn auch nur bescheiden, für sich gesorgt hat, wird nie recht für Andere sorgen können. Erst gehört man auf seine eignen Beine, und dann hilft man den Anderen.

„Erst wenn Kunst und Sitte eine neue Form angenommen, wird die Demokratie fest begründet sein.“

Julius Fröbel.

Sehr wahr! Die Demokratie muß durch Wurzeln und Gefäße bis in die feinsten Spitzen des menschlichen Wesens vordringen und dort neue Blüthen erzeugen. Das mag langwierig sein, weil es einen umfassenden Bildungsprozeß im ganzen Organismus voraussetzt. Dafür wird aber auch die Blüthe um so natürlicher, kräftiger, reicher und schöner sein, als in der Aristokratie, worin sie nur als Treibhauspflanze gedieh.

„Wahrhaft frei ist nur, wer entbehren kann.“

Fallmerayer.

Das ist gewiß wahr; wer aber nicht schön genießen kann, ist ebensowenig wahrhaft frei. Das ist die alte Frage

zwiſchen Stoikern und Epicuräern, zwiſchen Diogenes und Alexander. Was iſt das Rechte, die Kraft zu ſchönem Lebensgenuſſe oder der Heroismus der Entbehrung? Die Kraft zum Genuſſe iſt's, ſagen die Einen. Aber was iſt die Kraft zum Genuſſe bei kläglicher Haltloſigkeit im Mangel? — Der Heroismus der Entbehrung iſt's, ſagen die Anderen. Aber „daß die wahre Glückſeligkeit ſich ſelbſt genügen und keines anderen Dinges bedürfen ſoll", — um mich der Worte des Ariſtoteles zu bedienen — iſt doch auch ein trauriges Ding. Muß denn dieſe trockne Selbſtgenügſamkeit nicht nothwendig der Innigkeit und Wärme unſerer Beziehungen zu Natur und Menſchheit empfindlichen Abbruch thun und dadurch den Lebensreichthum der Einzelnen wie der Geſammtheit weſentlich vermindern? — Wir werden daher wohl Beides nicht gut entbehren können, und ſagen müſſen: „Wiſſe Alles zu genießen und lerne Alles entbehren". — Wenn nur nicht die Ausbildung der Kraft zu ſchönem Genuſſe die Kraft der Entbehrung, die Ausbildung der Entbehrungskraft die Kraft zu ſchönem Genuſſe nothwendig abſchwächte! Ich ſtehe vor einem heißerſehnten Ziele. Ich kann ihm mit dem Heroismus der Entbehrung den Rücken wenden und mein Selbſtgefühl retten, aber nicht ohne Verluſt an Innigkeit, Wärme und Lebensreichthum. Trachte ich dagegen, es zu erreichen und werde dabei von fremder Kraft zurückgeſchleudert, dann iſt es zum Heroismus der Entbehrung zu ſpät, weil das hierzu nothwendige Selbſtgefühl bereits eine ſchwächende Niederlage empfangen hat. Iſt Das wahr, iſt dieſe Schwächung des Selbſtgefühls durch das Scheitern an äußeren Schranken unvermeidlich? — Nein! ſie iſt nicht unvermeidlich. Ich kann ſcheitern, weil meine Anziehungskräfte ſich als unzureichend erweiſen; ich kann aber auch ſcheitern, weil die Auffaſſungs- und Empfindungskräfte Anderer nicht ausreichen. Hier hilft freilich keine eitle Selbſtbethörung, hier entſcheidet nur der ſichere Pulsſchlag eines wahren Selbſtgefühls. — So wäre alſo doch Beides zu vereinigen. Aber dazu gehört eben eine gewaltige Natur, gewaltig wie jene,

welche die »Trilogie der Leidenschaft« hervorgebracht hat; tief und hoch, ein ebenbürtiges Kind jener großen Mutter, welche Land und Meer, Frost und Gluth, Nacht und Licht in einem Schooße umschließt.

Sechstes Kapitel.

Robespierre und die Bourgeoisie. — Verhalten der Schweizerbehörden gegenüber den Flüchtlingen. Ueber das Asylrecht. — Stimmung des schweizerischen Volkes gegenüber den Flüchtlingen. Die angeblichen Auflösungstendenzen eines künftigen Deutschlands gegen die Schweiz. — Der schweizerische Republikanismus.

Trotz aller Anfeindungen vermochten es unsere Gegner doch nicht, uns »Parlamenter« bei der Masse der Flüchtlingschaft in ernstlichen Mißcredit zu bringen. Sonntags Morgens bekam ich regelmäßig Besuch von deutschen Arbeitern, nicht nur wenn man sie in's Pech gehetzt hatte, wie bei Gelegenheit der Burgdorfer Arbeiterversammlung, und es nun galt, sie mit Rath und That wieder herauszuziehen, sondern auch aus natürlichem Bedürfnisse des gegenseitigen Verkehres und Meinungsaustausches. Ich hatte mit den Leuten oft recht interessante Gespräche über die sociale Frage. Wenn ihre socialen Idee'n über die Grundbedingungen des menschlichen Wesens hinausgingen, so gelangte ich immer dadurch am Besten mit ihnen auf ein Ziel, daß ich sie auf sich selbst zurückführte. Wenn man sie frägt, ob sie von den Früchten ihres regeren Fleißes, ihrer größeren Geschicklichkeit, ihrer höheren Einsicht, mit einem Worte ihrer höheren Kraft einen Theil an ihre schwächeren Genossen freiwillig abgeben wollen, so ist die Antwort durchweg: Herzlich gerne! Fragt man sie aber, ob sie sich durch äußere Vorschrift ein für alle Male einen Theil der Früchte ihrer höheren Kraft aboctroyiren lassen wollen, dann antworten sie entschieden: Nein! — Nun, so geht's den anderen Leuten auch, fügte ich dann hinzu, und wenn ihr die heutige Bourgeoisie abgeschafft hättet, so würde,

zufolge der Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur, aus eurem eignen Schooße ſich ſofort wieder eine neue Bourgeoiſie erheben. — Damit beweiſt man Nichts gegen vorübergehende öconomiſche Umwälzungen, wie Lykurgiſche Ackerlooſe, Soloniſche Seiſachthie und römiſche Agrargeſetze. Dieſe hält kein Menſch auf, wenn ſie nothwendig werden. Aber man bringt ſie zum Nachdenken über jene öconomiſche Gleichheit, welche ihnen von anderer Seite als ewiges Reich verheißen wird. Man macht ſich kaum einen Begriff davon, wie weit der Unverſtand nach dieſer Richtung hin bisweilen getrieben wird. Da lebte in Bern ein Dr. philosophiae aus X...., ein wirklicher Dr. philosophiae, welcher in dem ſpäter aufgelöſten Berner Arbeitervereine bisweilen Vorträge hielt und dieſe von Zeit zu Zeit drucken ließ. Bei einem ihrer Sonntagsbeſuche brachten mir einige Arbeiter eine ſolche gedruckte Rede, deren Inhalt wir dann beſprachen. Darin fanden ſich die Verdienſte Robespierre's um Ausrottung der Bourgeoiſie hervorgehoben, und mit folgenden Worten beſiegelt: „Hätte Robespierre noch zwei Jahre gelebt, ſo gäbe es heute keine Bourgeoiſie mehr!“ — Sicher! wäre der Dampfkeſſel nicht geſprungen, ſo wäre er noch heute ganz; hätte Frankreich Luſt gehabt, ſich zu einer kopfloſen Gleichheit zuſammenguillotiniren zu laſſen, ſo wäre es heute um einen Kopf kleiner und gleich! Dieſes iſt über jeden Zweifel erhaben. —

Ueber das Verhalten der Schweizerbehörden und des Schweizervolkes zu den Flüchtlingen iſt bis auf den heutigen Tag gar viel Unrichtiges und Uebertriebenes geſagt worden. Um eine gewiſſe Einheit in die Flüchtlingsangelegenheit zu bringen, nahm der eidgenöſſiſche Bundesrath dieſelbe von Anfang an zur Hand, ſo daß die einzelnen Kantonalregierungen darin meiſt nur nach ſeinen Anweiſungen verfuhren. Er hatte dabei eine ſchwierige Stellung. Außer den unabläſſigen Anforderungen der auswärtigen Regierungen hatte er unſerethalber auch häufige Angriffe innerer Gegner zu erdulden. Die im Sonderbundskriege unterlegene Partei rechnete ihm jeden Franken nach, den er für die Flüchtlinge verausgabte und wies auf die eignen

Armen hin, welche Kälte und Hunger litten, während die Herren Flüchtlinge in warmen Kaſernen gut genährt würden. Das verfing denn auch, und die Stimmung der Berner Armen gegen die Flüchtlinge wurde im Winter 18⁴⁹/₅₀ einmal ſo gereizt, daß man, um Conflicte zu vermeiden, die Flüchtlinge zu gewiſſen Stunden ſtreng in ihrer Kaſerne conſignirt halten mußte. Ariſtokraten und Klerus oder wer immer ſich am Ruder befunden haben möchte, hätten zwar in ähnlicher Lage nicht anders handeln können, als der Bundesrath handelte. Die deutſche Revolution warf auf einmal 8 — 10,000 brod- und obdachloſe Menſchen auf den Schweizerboden. Hätte man ſie mit Kartätſchen am Ueberſchreiten der Gränze verhindern ſollen? Das hätten auch die ärgſten Reactionaire nicht gewagt. Nachdem ſie aber einmal da waren, konnte man ſie auch weder verhungern noch erfrieren laſſen. Die Reactionaire hätten ihnen ebenſogut Brod und Obdach gegeben, wie die Radicalen. Nun es aber die neue Bundesbehörde war, welche das Unvermeidliche that, ſchmiedete man ſich eine Waffe daraus gegen ſie. Trotz dieſer Anfechtungen haben die Schweizerbehörden, abgeſehen von Dem, was durch Privatunterſtützungen in einzelnen Städten und Familien geſchah, durch Gewährung von Obdach, Nahrung und Unterſtützungen zur Auswanderung für die Flüchtlinge Mehr gethan als das geſammte Deutſchland *). Dort waren wir

---

*) **Flüchtlingskoſten von 1849 bis Ende 1852.**
(Aus dem Geſchäftsbericht des Bundesrathes vom Juli 1853.)

	Fr.
An die Kantone gezahlt als Entſchädigung	365,375
Direct von Bundeswegen verwendet, beſonders für Abreiſende .	125,178
Für Commiſſariate	43,299
Truppenaufgebot im Juli 1849 Fr. 1,403,740, „wovon ohne (?) Uebertreibung zwei (?) Dritttheile den Flüchtlingen zugeſchrieben werden dürfen"	936,000
Verwaltungsausgaben	5,145
Summa rund	1,475,000

„Unabhängig von dieſer Summe giebt es ſolche Koſten, welche auf den Kantonen, Gemeinden, Corporationen und Privaten laſteten". — „So

freilich eine beſiegte Partei und unſere Freunde daheim litten mit unter dem Drucke des Siegers. Aber die Schweiz hat auch nur eine Seelenzahl von 2½ Millionen, während Deutſchland 45 Millionen zählt. Um ſich aber eines dauernden und ruhigen Aſyls in der Schweiz zu erfreuen, dazu gehörten drei Dinge: Ein eignes Auskommen, ruhiges Verhalten und Mangel auswärtiger Reclamationen. So hart es den Einzelnen treffen mochte, ſo war doch Nichts begreiflicher, als daß der Bundesrath eine fortgeſetzte Unterhaltung von 10,000 Flüchtlingen auf öffentliche Koſten vor dem Lande nur unter der Bedingung verantworten könne, daß er alle der Humanität nicht widerſprechenden Mittel ergreife, um dieſem Zuſtande ein Ende zu machen. Die Einhaltung der richtigen Linie war hierbei nicht leicht. Zwei Hauptmittel, deren man ſich bediente, den Abfluß der Maſſen herbeizuführen, waren die Einladung zur Rückkehr nach Hauſe und die Beförderung der Auswanderung. Während man zu letzterem Zwecke den Mittelloſen dankenswerth unter die Arme griff, mag es wohl vorgekommen ſein, daß von den nach Hauſe Zurückgekehrten Manche, ſtatt der dort in Ausſicht geſtellten Strafloſigkeit oder leichten Beſtrafung, ein hartes Loos fanden. Was die Verpflichtung, ſich ruhig zu verhalten, anbetrifft, ſo habe ich niemals, wie manche Andere, das Aſylrecht ſo verſtanden, daß man ſich der Schweiz als unverlierbaren Ausgangspunktes zu revolutionairen Unternehmungen gegen die Gränzländer nach Belieben bedienen könne, um, nach erlittener Niederlage, ruhig in deſſen Schooß zurückzukehren. Das iſt eine unbeſcheidene Forderung. Vielmehr hat jedes aſylgebende Land unbedingt das Recht, Denjenigen, welcher von ſeinem Boden aus gegen benachbarte Regierungen Revolutionaires unternimmt

---

übermäßig dieſe Ausgaben, beſonders für die Schweiz, ſein mögen, ſo ſind ſie deſſen ungeachtet nicht außer Verhältniß zu dem Zweck, den man erreichte. Man hat vollkommen ſowohl dem Aſylrecht und der Menſchlichkeit, als auch den internationalen Pflichten und der Sicherheit der Schweiz Genüge gethan".

und dadurch gefährliche Verwicklungen herbeiführt, auszuweisen. „Ah!“ — ruft Mazzini in seinem Streite gegen Fazy aus — „so gibt es also nur ein Asyl für unsere Leiber und unter der Bedingung, daß wir unserer Seele, unserem Glauben, unseren Pflichten, unserer Vaterlandsliebe, unseren Freunden, unserer Correspondenz entsagen!“ — Keineswegs! Niemand verpflichtet uns, unserer Seele, unseren Ueberzeugungen zu entsagen. Wir können denken und glauben, was wir wollen; Niemand nöthigt uns zum Renegatenthum. Wenn wir aber als Missionaire uns verpflichtet glauben, unseren Freunden daheim Waffen zu schicken, Loosungsworte zu geben oder mit ihnen eine auf zukünftige Erhebungen abzielende Correspondenz zu unterhalten, und wenn dann die betreffenden Regierungen, die Beweise in der Hand, sich darüber bei den Behörden des asylgewährenden Landes beschweren, so dürfen wir nicht vergessen, daß auch diese letzteren eine „Mission“ haben, und zwar eine viel positivere und unbestrittenere, als die unsere, d. i. ihr Land vor allen ungelegenen Verwicklungen mit seinen Nachbarn zu bewahren. Wir haben dann einfach die Folgen unserer Handlungen zu tragen und ruhig von dannen zu gehen, ohne uns darüber zu beklagen, man wolle uns zu Renegaten machen. Ueberhaupt verstehe ich das Asylrecht ganz anders, als es in den letzten Jahren vielfach geltend gemacht wurde. Was ist das Asylrecht? Ist es bloß ein Recht, aber keine Pflicht des Staates, welcher Asyl gibt, oder ist es auch ein Recht des Flüchtlings, welcher Asyl in Anspruch nimmt, mithin eine Pflicht des Staates, den er darum angeht? Mazzini und manche Andere behaupten nachdrücklich das Letztere. Von den lichten Höhen der Humanität, der Völkersolidarität und der Universal-Republik der Zukunft steigen sie hinab und sagen zu der kleinen Schweizer-Republik: „Wir sind verbannte Republikaner, wir gehören zu Euch, wir verlangen Aufnahme und Schutz gegen unsere Verfolger“. — Dabei vergessen sie offenbar, zwischen Liebes- und Rechtspflichten zu unterscheiden. Statt von den Höhen der Idee und gewiß erhabener aber nicht zu erzwingender Grundsätze auf goldener Wolke

hinabzusteigen und in deren Namen zu verlangen und zu fordern, wäre es gewiß rathsamer, auf dem Boden der Wirklichkeit zu verbleiben, und von diesem aus festen Fußes aus der Tiefe nach jenen idealen Höhen einer besseren Zukunft emporzustreben. Dadurch würde man sich vor dem Irrthume bewahren, als gegenwärtige Rechtspflicht zu anticipiren, was höchstens einmal als zukünftige Liebespflicht allgemeiner anerkannt werden wird. Dadurch bliebe man in der natürlichen Ordnung der Dinge. Man wird nicht als Bürger einer Universal-Republik mit einer Masse von Rechten gegen alle Welt geboren. Man kommt als ein gar hülfsbedürftiges Wesen zur Welt, als Mitglied einer Familie, welche einer Gemeinde angehört, die ihrerseits wieder einen Theil irgend eines Staates ausmacht. Die positiven Rechte, welche wir in unserer Wiege vorfinden, sind gar gering und werden um so geringer, je mehr sich der Kreis über unsere Wiege hinaus erweitert. Gegenüber der Gemeinde, in der wir geboren, sind sie geringer als gegenüber unserer Familie, gegenüber dem Staate, welchem wir angehören, sind sie geringer als gegenüber unserer Geburtsgemeinde, und gegenüber fremden Staaten bleiben vollends zu unseren Gunsten nur wenige Züge allgemeiner Humanität übrig, welche in die Gesetzgebungen aller gebildeten Nationen eingeschrieben sind. Folgt man diesem natürlichen Wege, so erkennt man leicht, daß selbst das freieste Land, indem es uns Asyl gewährt, nicht eine positive Pflicht erfüllt, welche wir barsch geltend machen können, sondern uns eine Gunst erweist, die wir mit Bescheidenheit genießen sollen. Und wäre die Erweisung dieser Gunst selbst ausdrücklich durch die Landesgesetzgebung vorgeschrieben, so bliebe es immerhin schicklich, nicht zu vergessen, daß deren Quelle eine Freigiebigkeit ist. Jeder ist Herr in seinem Hause. Wenn der würdigste Hülfsbedürftige an meine Thüre klopft und mir die Gastfreundschaft als ein Recht abverlangt, was ihm wesentlich zustehe, so werde ich ihm dieselbe unter besonderen Umständen vielleicht, trotz seiner Barschheit, gewähren; vielleicht aber werde ich sie ihm auch verweigern. Ebenso kann die Schweiz selbst dem unbescholtensten

Flüchtling der Welt das Aſyl verweigern. Deshalb ſage ich nicht, daß, wenn ich Schweizer wäre, ich mich beſtreben würde, jener alten und ehrwürdigen Gewohnheit der Aſylgewährung an politiſch Verfolgte ſtets engere Schranken zu ziehen. Es wäre dies ein Humanitäts-Rückſchritt. Am Allerwenigſten aber würde ich einen Zufluchtſuchenden, ſo lange ſein Verhalten untadelhaft, auf die bloße Anforderung einer auswärtigen Regierung hin, ausweiſen. Liegt nämlich kein anderer Grund zur Ausweiſung vor als der Wille der auswärtigen Regierung, dann handelt es ſich nicht mehr bloß um den Flüchtling, nein! dann handelt es ſich weſentlich um die Selbſtſtändigkeit des eignen Staates, welche jederzeit in ihrer vollen Schärfe aufrecht zu erhalten jede Regierung ein hohes Intereſſe hat. Dann handelt es ſich nicht mehr um bloße Humanität, ſondern um wohlverſtandenen Egoismus. Die Schweiz iſt nur ein kleines Land; aber ſie hat ſicherere Bürgſchaften ihres Beſtandes als manches große. Dazu rechne ich außer ſeiner außergewöhnlichen Wehrhaftigkeit, welcher zufolge in den verſchiedenen Cantonen 8, 10 bis 16 Prozent einer rüſtigen Bevölkerung unter Waffen geſtellt werden können, die tief eingelebte Eigenthümlichkeit ſeines Volkes. Seit Jahrhunderten iſt mancher Schweizer, vermöge Soldes und geleiſteten Eides, im Dienſte auswärtiger Fürſten tapfer ſtreitend gefallen. Aber nie wird ein Fürſt, gelänge es ihm auch, die Eidgenoſſenſchaft augenblicklich zu überwältigen, dem Schweizer daheim „das Haupt kühnlich in Schooß legen können“. Dafür iſt der Sinn für Freiheit und Selbſtregierung zu tief und weit verbreitet, nicht bloß in den Städten, ſondern auch auf dem Lande bis in das letzte Dorf und die ärmlichſte Sennhütte. Neben dieſen innern Bürgſchaften exiſtiren aber auch ganz beſtimmte äußere. Die Schweiz iſt die neutrale Hüterin einer Reihe von wichtigen Päſſen, welche die Kampfgefilde des Po mit den Quellen der Donau und mit der Rheinebene verbinden. Frankreich kann ebenſowenig dulden, daß die Schlüſſel zu dieſen Päſſen in Wien oder Berlin aufbewahrt werden, als Oeſtreich und Preußen es dulden können, daß man in Paris

darüber verfüge. Die widerſprechenden Intereſſen Rußlands und Englands greifen von weiter her ein, tragen aber nicht minder zum Reſultate des gefahrloſen Beſtandes der Schweiz bei. Die Geſchichte erhebt über allen Zweifel, daß nur im Falle gewaltſamer oder friedlicher Aufhebung dieſer Antagonismen die Schweiz ernſtlich gefährdet iſt. So lange dieſelben beſtehen, läßt ſich darauf und auf die eigne Kraft des Landes ſchon eine ganz feſte und ſolide auswärtige Politik gründen, und auf dieſe inneren und äußeren Umſtände iſt auch von den alten Patriciern zu verſchiedenen Zeiten wirklich eine ganz feſte und ſolide auswärtige Politik, hinſichtlich des Aſylrechtes wie hinſichtlich anderer Fragen, gegründet worden. Jedenfalls enthalten dieſe Umſtände beſſere Bürgſchaften der Sicherheit, als ein ungrundſätzliches Leben von Tag zu Tag, worin der bloße Wille doch unverſöhnlicher Gegner, wenn auch nicht offenkundig, dann doch mittelbar, mehr und mehr Geſetz wird. Zum Glücke machen ſich dieſe Bürgſchaften, wenn manchmal das ſichere Bewußtſein ihres Fortbeſtandes erſchüttert erſcheint, im Laufe der europäiſchen Verwicklungen immer wieder mit jener natürlichen Kraft geltend, durch welche ſie für Jedermann handgreiflich werden. Was unter dem alten Patricier-Regimente möglich war, muß doch auch unter dem Reiche der Demokratie möglich ſein. Wenn man ſagt: „Das Volk hat nun einmal keine Luſt, ſich für die Flüchtlinge zu ſchlagen, und echte Demokraten müſſen doch vor Allem den Willen des Volkes ehren“, ſo iſt darauf zu erwiedern, daß, ſo wie wir die Frage geſtellt haben, es ſich nicht darum handelt, ſich für die Flüchtlinge, ſondern ſich für ſeine eigne Unabhängigkeit zu ſchlagen. Wenn das Volk Dies nicht ebenſogut begriffe, als die alten Berner Patricier es zur Zeit Ludlow's und Broughton's begriffen, mit denen ſie gewiß keine übergroßen Sympathieen hatten, ſo wäre es die Sache ſeiner Führer, es Dies begreifen zu lehren. Denn als Demokrat bin ich wohl verpflichtet, mich dem Willen des Volkes, er ſei, welcher er wolle, zu unterwerfen; aber ſoweit geht meine Verpflichtung nicht, mich auch als Vollſtrecker eines von mir als

verkehrt erkannten Volkswillens herzugeben. Darüber würde ich ein bloßes Inſtrument in fremder Hand, darüber ginge meine perſönliche Manneswürde zu Grunde, und Das kann kein Volk von mir verlangen, ebenſowenig als ein Fürſt. Uebrigens wäre es ja gar nicht zum Schlagen gekommen, da jede bewaffnete Execution gegen die Schweiz eine Einigung der Großmächte über den bisher ungelöſten Widerſpruch ihrer Intereſſen vorausſetzt. Das Schlimmſte, was je bevorſtand, war ein allgemeiner Zollkrieg, wie er ſpäter im Beſondern von Seiten Oeſtreichs gegen den Kanton Teſſin wirklich unternommen wurde. Aber abgeſehen davon, daß die Nachbarregierungen durch ſolche Maßregeln die Intereſſen ihrer eignen Angehörigen beſchädigen, bleibt es in der Politik wie im Privatleben immer rathſam, die höheren Güter nicht um der geringeren willen dran zu geben.

Das Mindeſte, was Mazzini, in ſeinem Streite über das Aſylrecht mit Fazy, für die Flüchtlinge in Anſpruch nehmen zu können glaubt, iſt „ein geſetzlicher Zuſtand anſtatt polizeilicher Willkür.“ Dieſe Forderung klingt billig, iſt aber trotzdem nicht ſo einfach. Für die aſylſuchenden Republikaner dieſelben Rechte in Anſpruch nehmen, deren ſich die Schweizer ſelbſt erfreuen, hieße eine Gunſt verlangen, welche einer allgemeinen Schenkung des Bürgerrechts an alle gegenwärtigen und zukünftigen republikaniſchen Flüchtlinge gleichkäme, eines Rechtes, welches jeder Andere nur vermöge Erlegung einer oft hohen Kaufſumme zu erwerben vermag. Alſo eine Spezialgeſetzgebung! Aber was ſoll dieſe Spezialgeſetzgebung enthalten? Die Feſtſetzung des poſitiven Rechtes für jeden unbeſcholtenen Flüchtling, ſo lange er ſich untadelhaft führt, Aſyl und Schutz in der freien Schweiz zu finden? Das wäre alſo ein Act der Großmuth, den das Schweizervolk ſich ein für alle Mal zu Gunſten Dritter ſelbſt auferlegte, gleichſam um ſich gegen die Möglichkeit eintretender Schwächen gegen ſich ſelbſt ſicher zu ſtellen! — Ich glaube kaum, daß irgend ein Volk der Gegenwart ſolche einſeitige Verpflichtungen in ſeine Geſetzgebung aufzunehmen geneigt ſein möchte. Es könnte ja

doch der Fall eintreten, daß die Bürgschaften des eignen Bestandes in einem gegebenen Momente ernstlich erschüttert wären. In solchem Falle würde natürlich jeder aufrichtig republikanische Flüchtling die Verlegenheiten der einzigen kleinen Musterrepublik des alten Europa's nicht noch durch seine persönlichen Angelegenheiten erschweren wollen. Die Schweiz selbst aber möchte wohl auch, selbst dem unbescholtensten Flüchtlinge gegenüber, die Hände nicht gebunden haben. Die Asylgewährung ist ein Act der Freigebigkeit, der Großmuth. Solche Acte übt man gerne frei, nicht kraft Gesetzes. Für eine Spezialgesetzgebung bliebe daher Nichts übrig als die Gewährung der geeigneten Mittel und Wege, um solchen Behörden wirksam entgegenzutreten, welche durch ihre Amtsführung hinter dem Maaße der im Volke lebenden Gefühle der Großmuth und Brüderlichkeit zurückblieben.

Ich würde mich übrigens des Undankes schuldig zu machen glauben, wenn ich den obigen Erörterungen nicht ausdrücklich hinzufügte, daß ich für meine Person, während vier voller Jahre, welche ich als Flüchtling in verschiedenen Kantonen der Schweiz zubrachte, mich stets und überall erwünschter Ruhe, und an manchen Orten besonderer Zuvorkommenheit zu erfreuen hatte. Insbesondere habe ich bei dem nun verstorbenen Herrn Bundesrath Druey in Bern, bei den Herren Staatsräthen Delarageaz und Fornerod in Lausanne, und bei Herrn Staatsrath Tourte in Genf stets alle mit den Interessen des Landes vereinbarlichen Rücksichten gefunden. Auch habe ich bei öfterer Berührung, in die ich für Andere mit Herrn Bundesrath Druey kam, in ihm, trotz der gegen ihn gerichteten vielfachen Angriffe, stets einen gefälligen und hülfebereiten Mann gefunden.

Wenn man sagte, daß das Schweizervolk keine Lust habe, sich für die Flüchtlinge zu schlagen, so sprach man gewiß die Wahrheit. Auch finde ich Dies natürlich. Ich glaube aber noch weiter gehen zu können und ebenfalls die Wahrheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß die deutschen Schweizer uns eigentliche Deutsche überhaupt nicht recht mögen, jedenfalls weniger, als der französische Schweizer den Franzosen, der italie-

niſche den Italiener. Damit will ich gewiß nicht verkleinern, was, außer den Unterſtützungen durch die Behörden, Seitens einzelner Städte und Familien für die deutſchen Flüchtlinge geſchehen iſt. Aber Das ändert Nichts an der Charakterverſchiedenheit des Deutſchen und des deutſchen Schweizers und dem dadurch beſtimmten Mehr- oder Mindermaaße gegenſeitiger Sympathieen. Nützliche Schulbildung und practiſche Lebensklugheit ſind in der Schweiz weiter verbreitet als bei uns; die ſ. g. feine Bildung, die wiſſenſchaftliche wie geſellige, welche bei uns hauptſächlich durch einen zahlreichen Beamtenſtand getragen wird, ſcheint mir dagegen ſeltener in der ſich ſelbſt regierenden Schweiz. Dafür aber findet man weit mehr Naturwüchſigkeit, Eigenthümlichkeit und Friſche. Der Schweizer iſt meiſt herber und derber, dafür aber auch oft kräftiger und gediegener, als wir. Dies gilt beſonders von dem Berner, welcher ſich, wie ſeine alte Stadt mit ihren Arcaden und Gewölben, ein gut Theil ſeiner Eigenthümlichkeit bewahrt hat. Noch heute treibt der Berner mit ſeinem »Mutz«, dem Sinnbilde der alten Berner Kraft, einen gewiſſen Cultus. Eine Menge von öffentlichen Bauten der Stadt ſind mit dem Bären geſchmückt, eine ganze Schaar kleiner Bären hält bei jedem Stundenſchlage an der Stadtuhr des Zeitglockenthurms regelmäßig ihren Umzug; vier anſehnliche Bären in Bronze nehmen die vier Ecken des Fußgeſtells der Reiterſtatue Rudolphs von Erlach ein; und zwei ſtattliche Burſche, kraftvoll aus Granit herausgehauen, halten auf den Pfeilern des Murtener Thores Wacht. Ja auch lebend wird ſeit Jahrhunderten die Familie Petz, Mann, Frau und Kinder, im ſ. g. »Bärengraben« vor dem Aarberger Thor gehegt und gepflegt, und bei öffentlichen Umzügen und Feſtlichkeiten pflegt ſogar ein Bürger im Bärencoſtüme voranzuſchreiten, um z. B. den in gleicher Weiſe an der Spitze der Genfer einherwandelnden Adler zu begrüßen und brüderlich zu umarmen. Der von Deutſchland in ſeiner Revolution bewieſene Mangel an Thatkraft und practiſchem Sinn, das leere Renommiren mancher Flüchtlinge nach der Niederlage und deren thörichte

Streitigkeiten unter einander waren natürlich nicht geeignet, die Achtung des practiſchen und reellen Schweizers für uns zu vermehren. Dazu kömmt aber noch eine andere Betrachtung, welche ſich mehr oder minder bewußt in der Seele des Schweizers gegen uns geltend macht. Der Schweizer nennt ſein Vaterland mit gerechtem Stolze ein „ganz apartig's Ländli.“ Gelangten nun aber Deutſchland, Frankreich und Italien zu den von deren Flüchtlingen erſtrebten Geſtaltungen, ſo wäre die Schweiz eben kein „ganz apartig's Ländli“ mehr. Ja weiter und ſchärfer Sehende wollen für dieſen Fall Etwas herausfühlen wie eine Möglichkeit, daß dann die drei Nationalitäten der Schweiz ſich wieder, eine jede mit ihrem beſonderen Mutterlande vereinigen werde. Ich habe ſogar wiederholt das Frankfurter Parlament ſchnöder Auflöſungstendenzen gegen die Schweiz beſchuldigen hören. Wohl iſt, glaube ich, im Sommer 1848 in Frankfurt von einem Deutſchen aus Zürich eine in dieſem Sinne abgefaßte Denkſchrift eingegangen. Dem Parlamente ſelbſt iſt es dagegen nie eingefallen, ſich mit ſolchen Thorheiten zu befaſſen. Dagegen ſchüttete mancher ausgewieſene Flüchtling neues Oel in's Feuer, indem er auf die ihm widerfahrene Unbill unbedenklich mit der künftigen Theilung dieſer „entarteten“ Republik antwortete. Die deutſche Schweiz, als die Stammhalterinn des Ganzen, iſt aber für Dergleichen vorzugsweiſe empfindlich. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es einem von den wahren Grundſätzen der Demokratie geleiteten Deutſchland, Frankreich und Italien nie in den Sinn kommen könnte, dieſe durch den frei waltenden Volkswillen beſtehende Muſterrepublik jemals mit gewaltſamer Auflöſung zu bedrohen. Ja ſelbſt die freie Anziehungskraft der drei Stammnationen auf die ſchweizeriſchen Deutſchen, Franzoſen und Italiener würde nicht einmal gar gefährlich ſein. Denn was die Schweiz an Bürgſchaften der Freiheit und des Wohlſtandes durch jahrhundertlange Uebung erworben und mit ihrem innerſten Leben verſchmolzen hat, Das werden Andere nicht mit einem Sprunge erreichen, Das hat die Schweiz eben als unver-

lierbaren Vortheil vor den Stammländern voraus. Ich ſage alſo: Jeder aufrichtige Demokrat wird jeden Gedanken an eine gewaltſame Eroberung der Schweiz durch die Stammländer weit von ſich weiſen; wohl aber kann die Schweiz die Stammländer geiſtig erobern, ich meine politiſch-geiſtig; denn ich habe keine Luſt, meinem Vaterlande Etwas zu vergeben. In dieſem Sinne hat man die Schweiz wohl ein „Kleineuropa“ genannt, in dieſem Sinne ſagte Follen, und der radicale Diſtelikalender druckte es ihm zuſtimmend nach:

„Das ſind wohl ſchöne Sagen,
Die lange, lange geh'n,
Daß in dereinſten Tagen
Der Brocken mitten in der Schweiz ſoll ſteh'n.“

Auf dieſem Boden kann man ſich mit einſichtigen Schweizern begegnen. Manche Flüchtlinge dagegen ſind, ſei es durch die ökonomiſche Haltung der Schweiz, ſei es durch den Druck, den dieſelbe vom Auslande empfing und nun den Flüchtlingen mittheilte, zu den ungerechteſten Urtheilen beſtimmt worden. Das ſind „Batzenrepublikaner“ ſagte der Eine, „das ſind gar keine Republikaner“, antwortete der Andere.

„Batzenrepublikaner“ in dem Sinne, daß ihm ſeine und ſeines Landes Freiheit und Unabhängigkeit für Geld feil wäre, iſt der Schweizer gewiß nicht; in dem Sinne dagegen, daß er innerhalb der Freiheit und Unabhängigkeit ſeines Staats- und Privatlebens ſcharf auf den Batzen ſehe, allerdings. Die Schweizer haben keine Sklaven, welche ihnen ihre Arbeit verrichten, wie die bewunderten Republikaner Griechenland's und Rom's deren hatten. In der Schweiz muß man ſich ſeine Arbeit ſelbſt thun oder Diejenigen, durch welche man ſie thun läßt, ordentlich bezahlen, weil, zufolge der politiſchen Gleichberechtigung, Jeder, auch der Arbeiter und Dienſtbote, ſich fühlt und geltend macht. Die Schweiz hat auch keine fremden Länder auszubeuten, um, wie Griechenland und Rom, mittelſt der geraubten Schätze und Reichthümer daheim Kunſt und Wiſſenſchaft zur Blüthe zu bringen. Dazu fehlt ihr nicht nur die Kraft, ſondern,

zu ihrer Ehre ſei's geſagt, auch der Geiſt. Die Schweizer müſſen daher, ſoll trotzdem des Einzelnen wie des Volkes geiſtige und äſthetiſche Bildung unabläſſig gefördert werden, allerdings den Batzen zweimal umwenden, ehe ſie ihn ausgeben. Will man die Schweiz deshalb eine Batzenrepublik nennen, weil ſie ſtatt üppig von Menſchen- und Völkerbedrückung, ſparſam von Ackerbau, Handel und Induſtrie lebt, ſo wäre zu wünſchen, daß in Zukunft keine anderen als Batzenrepubliken das Licht der Welt erblickten. — Statt der Inſeln des Archipelagus und Aſiens, ſtatt der römiſchen Provinzen hat die Schweiz freilich ein anderes Opfer, die alljährig ihre Naturſchönheiten aufſuchenden Fremden. Die regelmäßigen Niederlagen, welche die Schweizer jeden Sommer den Börſen dieſer Verwegenen beizubringen wiſſen, erinnern in der That an die Schlacht bei Marathon und die Erbitterung der puniſchen Kriege. Doch haben ja Diejenigen, welchen dieſe Niederlagen zugefügt werden, ihre Reichthümer in der Regel auch nicht durch zu große Humanität erworben, und außerdem hat der Schweizer wohl ein gegründetes Recht, für die vier Monate, während welcher er ſeinen natürlichen Widerwillen gegen ſo viel Vornehmthun und geſchmackloſe Empfindſamkeit, Geräuſch und befehleriſches Weſen unterdrückt, auch eine anſtändige Entſchädigung zu verlangen.

Mehr Grund als die Beſchuldigung des Batzenrepublikanismus hat die andere: die Schweizer ſeien gar keine Republikaner. Nur muß ſie richtig verſtanden und in gewiſſe Schranken zurückgeführt werden. Für ſich daheim ſind wohl alle Schweizer Republikaner, ariſtokratiſche oder demokratiſche, aber Republikaner. Selbſt die Neuenburger Royaliſten ſind vermöge der Halbheit des Verhältniſſes, was ſie zurückzuführen ſuchen, nur Zwitterroyaliſten, und ich glaube nicht einmal, daß ſich unter dem ſchweizeriſchen Klerus eine royaliſtiſche Partei in dem Sinne vorfindet, daß ſie die Herrſchaft eines in- oder ausländiſchen Monarchen ernſtlich erſtrebte. Hinſichtlich der Beherrſchungsform fremder Länder dagegen ſind viele Schweizer nichts weniger als Republikaner. Da ſind wir eben wieder ein „ganz

apartig's Ländli«. Eine Haupteinwendung gegen die Freiheitsbeſtrebungen anderer Länder beſteht in der Aufſtellung, daß die Schweiz, mit ihrer geringen Einwohnerzahl auf einer kleinen, von hohen Bergen beſchützten Bodenſtrecke, die Grundſätze der Demokratie leichter zu verwirklichen und zu befeſtigen vermocht habe, als Dies größeren Reichen möglich ſei. Es iſt wahr, daß es leichter iſt, 2½, als 36 oder 45 Millionen in friedliches Einvernehmen zu ſetzen und darin zu erhalten. Der am Leichteſten zu regierende Freiſtaat bin zunächſt ich ſelbſt, und ſelbſt in dieſem kleinen Staate kommen zuweilen einige Unordnungen vor. Dann kommen meine Verbindungen mit meinen Verwandten und Freunden, meine Beziehungen zu der mich nahe umgebenden Welt, mit welcher ich täglich in perſönliche Vereinbarungen trete. Das geht noch Alles friedlich und freiſtaatlich, meiſt ſogar ohne Dazwiſchenkunft irgend einer Autorität vor ſich. Je mehr ſich dagegen der Kreis meiner Beziehungen erweitert, je verwickelter dieſe Beziehungen werden, um ſo ſchwieriger wird der Freiſtaat, Das iſt wahr. Das deutſche Volk iſt noch nicht dazu gelangt, ſich über die ihm ſo wünſchenswerthe nationale Einheit zu verſtändigen. Deshalb iſt ihm der in anderer Hinſicht beſeitigte Feudalismus in Geſtalt ſeines vielhäuptigen Bundestags geblieben, welchem gegenüber ſich in der thatſächlichen Welt der wirklichen Kräfte allerdings ſchon eine Vereinfachung nach der Trias, dem bloßen Dualismus und weiterhin geltend macht. Frankreich dagegen, indem es ſeinen Feudalismus gänzlich zertrümmerte, hat ſich ſo vollſtändig über ſeine nationale Einheit verſtändigt, daß ihm, unter ſeiner einen und untheilbaren Herrſchaft, die Freiheit faſt gänzlich abhanden gekommen iſt, und trotz aller ſeiner auf republikaniſche Freiheit abzielenden Revolutionen, hat ſich dies Schauſpiel bis auf unſere Tage ſtets wiederholt. Das ſind geſchichtliche Thatſachen, auf welche die Schweizer, nicht ohne Recht, zu verweiſen pflegen. Aber wer ſagt Euch denn, daß die Völker nie Etwas lernen werden? Enthält denn der Verlauf der letzten europäiſchen Bewegung mit ſeinen zahlreichen Entwicklungsſtadien bis zur Möglichkeit des

Staatsſtreiches des Präſidenten der franzöſiſchen Republik nicht einen unbezahlbaren Unterricht für das franzöſiſche wie deutſche Volk? Sollten die Franzoſen nicht allmählig Etwas von unſerem deutſchen Nationalcharakter annehmen, welcher auf dem Wege der Föderaliſation von Unten nach Oben marſchirt, ohne ſich ſo raſch dem erſten Beſten zu unterwerfen, welcher ihm die Einheit und den nationalen Ruhm verſpricht? Sollten wir Deutſche unſrerſeits nicht allmählig einſehen, daß wir zu langſam marſchiren, daß wir zu individualiſtiſch ſind, daß, ohne einiges Opfer individueller Freiheit, jede Einheit unmöglich iſt, daß die Aneignung einiger Züge des franzöſiſchen Nationalcharakters auch für uns von erheblichem Werthe wäre? Soll es denn abſolut nothwendig ſein, daß die beiden Racen ſich noch erſt kreuzen und daß dieſe Mittheilung gegenſeitiger Vorzüge, ſtatt auf dem Wege geiſtiger Erkenntniß, durch eine unmittelbare Vermiſchung des Blutes vor ſich gehe? — Das ſind weitausſehende Hirngeſpinnſte, unpaſſend für einen practiſchen Mann, antwortet mir der ſchweizeriſche Erhaltungsmann. Aber war denn die Befreiung Eures kleinen Landes von dem Joche mächtiger Herrſcher eine ſo leichte Sache und von ſo kurzer Dauer? Gab es damals nicht ähnliche Leute, welche ſagten: Wie wollt Ihr arme Handvoll Menſchen Euch eines dauernden Sieges erfreuen gegen dieſe große Zahl übermächtiger Feinde, welche ſich nie dabei beruhigen werden, daß eine kleine Republik dahin gelange, ſich inmitten ihrer Staaten ſelbſt zu regieren, ruhig, friedlich, bewundert und beneidet von allen Unterdrückten? Gab es nicht gleichmäßig zu Ende des vorigen Jahrhunderts Leute, welche den americaniſchen Colonieen in ihrem Kampfe gegen das mächtige Mutterland zuriefen: Laßt ab, wir ſind nicht mehr in Griechenland und Rom, und die ſchweizeriſche Republik beweiſt Nichts für Euch, weil dieſe ſich unter ganz anderen Umſtänden gebildet hat, weil ſie nur eine kleine Anzahl von Einwohnern umfaßt, während Ihr ein großes Reich in eine Republik verwandeln wollt! — Laſſen wir alſo dieſe unnützen Beiſpiele bei Seite, welche Nichts für und Nichts wider beweiſen. Die

Zeiten ändern von Jahr zu Jahr, die äußern Umstände sind nie dieselben, aber die Geschichte marschirt unabläſſig, bald vorwärts, bald rückwärts, wenn man ihren Gang nur aus niedriger Höhe beobachtet; aber von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, stets, selbst durch ihre zeitweiligen Rückschritte, im großen Ganzen den Fortschritt der Humanität befördernd.

Viele würden Das auch gerne zugeben, stellten sich, statt widersprechender Ueberzeugungen, nicht widersprechende Interessen diesem Zugeständnisse entgegen. Zunächst die zeitweilige Beschädigung von Industrie, Handel, Wandel und Geschäft, welche im Gefolge aller gewaltigen Völkerbewegungen einzutreten pflegen. Aber dazu kommt noch ein anderer Umstand. Den aristokratischen Republikanern der Schweiz ist, um in ihrem Vaterlande zur Regierung zu gelangen, ein gewisses Maaß des Druckes von Außen unentbehrlich. Und außer den alten Patriciern gibt es in der Schweiz noch andere Republikaner, welche, um zur Regierung in ihrem Lande zu gelangen und sich darin zu erhalten, eines gewissen politischen Zustandes des übrigen Europa's bedürfen, zwar nicht grade eines so schwer auf den Völkern lastenden, als der den Patriciern erwünschte, aber doch eines Zustandes, der den Wünschen der Radicalen oder auch nur der Liberalen des Auslandes keineswegs entspricht. Man kann also kühn sagen, daß manche schweizerische Republikaner Royalisten für das Ausland sind. Wenn jedoch Mazzini in seinem Streite mit Fazy so weit ging, auch diesen der versteckten Sympathieen für die auswärtige Monarchie zu beschuldigen, so läßt sich dies nur aus der Verblendung der Leidenschaft erklären. Wenn Fazy die Maßregeln des Bundesrathes gegen Mazzini gebilligt hat, so that er Dies ohne allen Zweifel nur aus Rücksichten auf die Ruhe und Wohlfahrt seines eignen Vaterlandes. Ueberhaupt ist, selbst abgesehen von aller Grundsätzlichkeit, der Druck von Außen gegenwärtig nicht nur für die schweizerischen Radicalen, für die Partei Fazy in Genf wie für die Partei Stämpfli in Bern, sondern selbst für die etwas conservativere Partei der neuen Bundesverfassung zu

ſtark. Man vergeſſe nicht, daß zwar nicht grade die Geburt, wohl aber die erſte Pflege der neuen Bundeseinrichtungen in die Zeit der noch nicht gebrochenen Kraft der letzten europäiſchen Bewegung fiel und dadurch weſentlich erleichtert wurde. —

Zum Schluſſe dieſes Kapitels geſtehe ich offen, daß ich über alle dieſe Dinge nicht jederzeit ſo ruhig gedacht habe. Auch mir hat die Schweiz viele ſchöne Träume zerſtört. Kurzes und Enges ſuche ich mir noch heute ferne zu halten; aber manche meiner ſchönen Träume mußten zerſtört werden. Ja! ich geſtehe es: dieſer practiſche Geiſt, dieſe ruhige Ueberzeugung, dieſe kühle Ueberlegung brachten, als ich, den Kopf noch ganz heiß von unſerer Revolution, zuerſt unter Schweizern mich wiederfand, eine wahrhaft ſturzbadähnliche Wirkung auf mich hervor. Aber dies Sturzbad war mir heilſam. Das treibt die Flughitzen nach Innen, um ſie zu concentriren, zu kräftigen und zu verhindern, ſich unnütz zu verflüchtigen. Man wird umſichtiger, ruhiger; was man an feurigem Enthuſiasmus verliert, gewinnt man an ſoliber Energie wieder.

Siebentes Kapitel.

Profeſſionelles Revolutioniren. — Die deutſche Monatsſchrift. — Die deutſchen Regierungen und die Partei Herrn v. Gagern's gegenüber der Bewegung des Jahres 1848. — Die Stadt Bern. Schweizeriſches Kadettenweſen. — Eine Flüchtlingsfamilie in »Waberne«. Alpenglühen. — Zeichen der Sympathie aus dem Vaterlande. — Zwei Univerſitätsfreunde. — Meine Verurtheilung als Deſerteur. Amtseid, Treu und Glauben. — Neuenburg und deſſen Verhältniß zu Preußen. — Die Berner Maiwahlen. Die Partei Stämpfli und deren politiſche Gegner.

Die Franzoſen haben ihren Ledru-Rollin, die Italiener ihren Mazzini, die Ungarn ihren Koſſuth. Wen haben wir Deutſche? Wer iſt unſer anerkanntes Haupt. Niemand. Wohl hat Freund Ruge ſich zur Vertretung der deutſchen Nation dem europäiſchen Centralcomite in London zugeſellt, aber aus eigner Beſtimmung. Wohl hat er die Verantwortlichkeit für einige von

dieſem Comité erlaſſene Proclamationen mit übernommen, und iſt von der „guten Preſſe“ daheim noch außerdem für eine Menge von Thorheiten verantwortlich gemacht worden, welche von ganz anderen Leuten, oft ſogar von ſeinen erbittertſten Gegnern ausgegangen waren. Aber ich habe nie Etwas von der Wahl oder Anerkennung ſeiner Perſon durch die übrige Flüchtlingſchaft gehört. Jede Art von Einigung wird den Deutſchen gar ſchwer. Wir können unſeren Nationalcharakter ſelbſt im Exil nicht verläugnen. Hier aber ſcheint mir der Schaden nicht groß. Mit einem Worte: Ich halte Nichts auf das proſeſſionelle Revolutioniren. Die wahre Revolution zündet von Unten nach Oben, nicht von Oben nach Unten, d. h. der wahren Revolution muß eine ſo gründliche und umfaſſende Ausbildung neuer Bedürfniſſe und Ueberzeugungen als Vorprozeß vorangegangen ſein, daß die ſiegreiche Einheit daraus ſtillſchweigend und wie von ſelbſt erwächſt. Dieſer Vorprozeß mag oft langwierig ſein, aber nur er bürgt dafür, daß die Revolution zugleich gewaltig, human und dauerhaft ſei. Freilich bilden ſich jederzeit Parteikerne, und ſchließlich fällt Nichts vom Himmel, ſondern geſchieht Alles durch Menſchen. Aber auf die bloß mechaniſche Einheit der Conſpiration, welche ſich regelmäßig über die Vollendung dieſes Vorprozeſſes täuſcht, gebe ich Nichts. Die Flamme muß aus dem Volksſchooße frei emporlodern; bedarf es des Schwefelſpanes eines auswärtigen Conſpirateurs, dann iſt es ſchlimm um die Revolution beſtellt, und ſie unterbliebe beſſer. Das ſind der Natur der Sache entnommene Betrachtungen. Dazu treten perſönliche. Ich geſtehe offen, daß es ſich mit meinem Stolze nicht verträgt, den Leuten ohne Unterlaß darzuthun, daß ihre Lage unerträglich ſei, während ſie mir täglich beweiſen, daß ſie dieſelbe noch ſehr gut zu ertragen vermögen. Wenn Die daheim ſich hinlänglich glücklich fühlen, nun! ſo ſehe ich nicht ein, warum man ſie in dieſem Glücke ſtören ſollte. Vollends unerträglich aber würde es mir ſein, mich gar als Beamter eines Miniſteriums der Zukunft beſolden zu laſſen. Und Das müßte doch Jeder, der kein Vermögen hätte und der Revolution ſeine

ganze Kraft widmen ſollte. Ein trauriges Ding Das, ein Miniſterium der Zukunft, traurig für das Volk, traurig für die Miniſter! Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß ein Volk, kaum daß es eine Regierung verloren hat, gleich wieder eine andere haben muß. Aber zwei auf einmal, eine gegenwärtige und eine zukünftige, das iſt des Guten Zuviel. Was aber die Zukunftsminiſter ſelbſt anbetrifft, ſo hat die Verbannung Einem wahrhaftig genug Wirklichkeit unter den Füßen herausgezogen. Sich das Wenige, was Einem von Gegenwart geblieben, auch noch ſelbſt rauben, um ſich ganz in die Zukunft zu ſtellen, Das ſcheint mir eine Sünde gegen ſich ſelbſt. Mir dünkt, durch eine ſolche vollſtändige Trennung vom wirklichen Leben müſſe man ſtets einſeitiger werden und das Verſtändniß für die thatſächliche Lage des Volkes zuletzt gänzlich verlieren. Das Volk muß fortwährend arbeiten, um zu leben. Thue ich ein Gleiches, ſo ſtehe ich ihm am Nächſten. Die Arbeit beſitzt eine wunderbare Macht natürlicher Offenbarung; ſie bringt die tiefſten Lebensquellen der Menſchen miteinander in Berührung. Jede Schwierigkeit, mich zu ernähren, läßt mich einen tieferen Blick in die wahren Bedürfniſſe der Geſellſchaft thun. Auch glaube ich ſelbſt als Verbannter noch immer einigen Anſpruch auf Genuß zu haben. Iſt auch nicht ringsumher fette grüne Weide, ſo bietet ſich doch noch hie und da ein friſcher Raſen, eine duftige Blume. Eine einzige thatſächliche Berührung mit dem lebendigen Leben der Gegenwart aber bringt mir mehr Genuß und Bereicherung als jahrelanges theoretiſches Herumdrehen in dem engen Kreiſe einmal vorgefaßter Zukunftsideeen. Das mag man Egoismus nennen. Aber ich fühle keine Miſſion in mir, täglich einſeitiger und ärmer zu werden. Auch ermangelt mein Egoismus keineswegs der Hingebungsfähigkeit, ebenſowenig als es der Miſſion Anderer, beim Lichte betrachtet, an einer entſprechenden Doſis von Egoismus gebrechen möchte.

Es iſt wahr, die Verſuchung des profeſſionellen Revolutionirens trat auch mehrmals an uns »Parlamenter« heran; aber ſolche und ähnliche Betrachtungen wehrten ihr ſtets jeden Erfolg.

Dagegen empfanden wir allerdings das Bedürfniß, der Entſtellung der jüngſten Vergangenheit, an deren Entwicklungen auch wir Theil genommen hatten, möglichſt entgegenzuwirken, und die Fahne der Demokratie, gegenüber den ohnmächtigen Verſuchen zu anderen Neugeſtaltungen, wenigſtens theoretiſch aufrecht zu erhalten. Aus dieſem Bedürfniſſe ging die, unter der Redaction von Kolatſcheck zuerſt bei Hoffmann in Stuttgart, dann bei Küttmann in Bremen erſcheinende „Deutſche Monatsſchrift“ hervor, welche, nachdem ſie dahin gelangt war, ſchon im erſten Jahre die Koſten vollſtändig zu decken und im zweiten bereits Etwas abzuwerfen, nach zweijährigem Beſtehen den Verboten der größeren deutſchen Regierungen erlag. Wir hätten dieſelbe vielleicht in der Schweiz fortſetzen können. Dies unterblieb, weil wir auch hierin von der Ueberzeugung ausgingen, daß ein dauernder Einfluß auf die Entwicklung der Heimath nur auf dem Boden ihrer thatſächlichen Verhältniſſe ausgeübt werden könne. So wurden die zwei Jahrgänge eine Art Teſtament; wir hatten mit den Lebenden nichts mehr zu ſchaffen, wenigſtens nicht als Partei.

Unterdeſſen hatten wir uns auf den Winter 1849/50 in Bern und ſeinen nächſten Umgebungen ganz gemüthlich eingeſponnen. Man ſchaffte irgend Etwas zu Hauſe und blieb dabei in täglichem lebendigem Verkehre untereinander. Vogt ſchrieb ſeine Thierſtaaten, und bereitete größere Arbeiten vor. Von den erſteren las er uns von Zeit zu Zeit, bei Kaffe und Cigarren, die fertigen Bogen zu großer Erquickung vor. Moritz Hartmann und ich wirthſchafteten zuſammen. Ich kochte uns den Kaffe, und war häufig genöthigt, meinen Einladungen, denſelben nicht kalt werden zu laſſen, handgreiflichen Nachdruck zu geben. Hier war er der Langſchläfer. Nach dem Kaffe wurde gearbeitet. Er ſchrieb damals Poeſieen. Ich hatte eben ein „Wort des Rechts für alle Reichsverfaſſungskämpfer“ zu Papier gebracht. Ich war noch immer die Rechtsfragen nicht recht los geworden. Ich warf einen neuen ruhigeren Blick in die politiſchen Acten des verfloſſenen Jahres und gewann auf's Neue die aufrichtige

Ueberzeugung, daß die Bundesverſammlung und die einzelnen deutſchen Regierungen in der Zeit der Bedrängniß durch revolutionairen Sturm wirklich die unbedingte Anerkennung des ſouverainen Berufes der deutſchen Nationalverſammlung als Rettungsanker in die Fluthen geworfen hatten. Nichts war einfacher, als nachher zu ſagen: Das war Sturm, wir waren nicht frei, unſere Entſchließungen wurden uns durch Gewalt abgerungen; ſie ſind daher unverbindlich! — Aber Das hat keine Regierung geſagt; in den Märztagen waren ſogar gegenüber einem den Zugeſtändniſſen abholden Offiziercorps aus königlichem Munde die ausdrücklichen Worte gefallen: „Ich bin niemals freier und ſicherer geweſen, was ich gegeben und gethan habe, habe ich aus vollſter und freier Ueberzeugung gethan ...“; und auch ſpäter hat ſich keine deutſche Regierung, wenigſtens keine der größeren, bei Zurücknahme dieſer Zugeſtändniſſe, der Einwendung bedient, dieſelben ſeien durch ungeſetzliche Gewalt erpreßt worden. So ſtark iſt das Bedürfniß des Menſchen, die Einheit des eignen Charakters aufrecht zu erhalten, in denſelben keinen offnen Bruch kommen zu laſſen! — Wohl ihm, wenn die innere ſittliche Befriedigung dem äußeren Anſcheine entſpricht! — Dagegen iſt den verſchiedenen Miniſterien die undankbare Aufgabe geworden, die unzweideutigſten Willensäußerungen äußerlich zu bemängeln und oft in ihr directes Gegentheil zu verkehren. Dieſem Streben gegenüber fühlte ich das Bedürfniß, diejenigen Zugeſtändniſſe der beſtehenden Gewalten, durch welche die Revolution aus dem Stadium der bloßen Thatſachen in das Stadium des Rechts getreten iſt, ſcharf hervorzuheben und gegen jede Verdunkelung ſicher zu ſtellen. Damit wurde ich die Rechtsfrage nach dieſer Seite hin los. Dagegen erhob ſie ſich jetzt mit neuer Gewalt gegen die Gothaer. Nicht nur hatte Herr v. Gagern mit den Seinen meinem Freunde Heinrich Simon, als Gegenleiſtung für deſſen Zuſtimmung zum Erbkaiſerthume, eine ſchriftliche Verpflichtung eingehändigt, von der Reichsverfaſſung, ſowie ſie damals abgeſchloſſen vorlag, auch nicht einen Paragraphen aufzugeben, nein! die ganze Partei hatte ja auch

bald darauf durch einen eignen Parlamentsbeſchluß „vor dem geſammten deutſchen Volke“ „feierlich“ erklärt, „an der endgültig beſchloſſenen Reichsverfaſſung unwandelbar feſtzuhalten.“ Dazu beſchloß man auch noch, daß das Parlament „rechtlich ſo lange fortbeſtehe, bis dieſe Reichsverfaſſung ins Leben getreten ſei“, ſo daß Einem nicht einmal die Ausflucht blieb, zu ſagen, das Verſprechen des unwandelbaren Feſthaltens ſei nur unter der Vorausſetzung des Fortbeſtandes des Parlamentes gegeben worden. Denn rechtlich beſteht das Parlament noch heute fort und fort, nach Euren eignen Beſchlüſſen. — Nun hatte ich mir zwar wohl gedacht, daß Mancher, ſtatt mit ſeiner Perſon für das gemeinſame Werk einzuſtehen, daheim in Schlafrock und Pantoffeln „daran feſthalten“ werde. Eine freiwillige, ausdrückliche Verläugnung desſelben hatte ich dagegen nicht für möglich gehalten. Hatten wir ja doch in Stuttgart auch nicht eine Hand daran gelegt. Hatte ja doch ſelbſt unſere proviſoriſche Reichsregentſchaft nur den Auftrag erhalten, dasſelbe unangetaſtet zur Durchführung zu bringen, und wenn die deutſche Kaiſerkrone unter den Schlägen desſelben Fürſtenhauſes, dem man ſie zugedacht hatte, Stück für Stück in Scherben ging, war Das unſere Schuld und konnte man ſich deshalb uns und der Nation gegenüber des feierlich eingeſetzten Wortes für entbunden halten? — Und doch ging man nach Gotha und Erfurt, um das Werk Derjenigen zu unterſtützen, welche das der Paulskirche niedergeworfen hatten. Die Zeitungen brachten uns damals grade die Nachrichten von den Reden, welche Herr v. Gagern in Hamburg und Bremen hielt, um Diejenigen, welche noch von rechtlichen und ſittlichen Bedenken zurückgehalten wurden, der Reichsverfaſſung abwendig zu machen und zum Dreikönigsentwurf hinüber zu führen. Ich traute meinen Augen nicht, mir fehlte alles Begriffsvermögen für ein ſolches Verhalten, und ganz außer mir trat ich manchmal in den Kreis meiner Freunde, und rief, die Thüre hinter mir zuſchmeißend, entrüſtet aus: „Nein! aber Das iſt doch zu toll!“ — Dann lächelten ſie über dieſe Verſchwendung meines

ſittlichen Unwillens und ſagten : Haſt Du denn immer Deinen Gagern noch nicht verdaut! Den könnteſt Du nun doch endlich bald verdaut haben! — Ja dieſe Verdauung ward mir ſchwerer, wie Vielen. Ich ſehe nicht ein, warum ich Das nicht jetzt bekennen ſoll. Trotz alles Widerſtrebens, trotz der Spöttereien über den „Edlen“ und ſeine Augenbrauen, trotz Alledem und Alledem hatte Herr v. Gagern mir imponirt. Für einen leidenſchaftlichen Freund ausgedehnter Volksfreiheiten hatte ich ihn nie gehalten. Er machte mir von Anfang den Eindruck eines Ariſtokraten, aber eines noblen Ariſtokraten voll Kraft, perſönlicher Würde und von dem man ſagen könne : Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort. Mein Glaube an ſeine Kraft war nun zwar bereits Lügen geſtraft worden. Im entſcheidenden Augenblicke verließ er ſeinen Poſten. Aber vielleicht hatte er die Kraft zu männlichem Kampfe nur deshalb nicht in ſich gefunden, weil die Reichsverfaſſung zu viele ſeiner ariſtokratiſchen Natur widerſtrebende Beimiſchungen erhalten hatte, obzwar man in dieſer Hinſicht zu der Frage berechtigt iſt, warum er ſich denn mit der Demokratie ſo weit eingelaſſen habe? — Doch ſei's. So wird er doch wenigſtens ſeine perſönliche Würde wahren und ſich, beſſerer Zeiten harrend, in ſtolzes Schweigen hüllen. Ein Mann, welcher im Namen eines Volkes von 45 Millionen, als deſſen bewundertſter Ausdruck, ſouverainer Weiſe Kaiſer und Reich wieder aufzurichten unternommen hatte, konnte ſich unmöglich nun im Dienſte Anderer zu bloßer Unionsflickerei hergeben. Und vermöchte er von dem Gipfel, auf den ihn die Sympathieen ganz Deutſchlands getragen, auch ſo tief herabzuſteigen, wird er ſich nicht jenes der Nation und ihren übrigen Vertretern feierlich geleiſteten Verſprechens erinnern, an dem einmal beſchloſſenen Werke unwandelbar feſtzuhalten? Sind wir Demokraten denn nicht auch Menſchen? Sind wir denn Hunde? — Und wozu alles Dies? Ich frage wozu? Die Volkskraft, welche Euch im Triumphwagen auf die Höhen Deutſchlands jubelnd hinaufgezogen hatte, iſt ja gebrochen; habt Ihr denn gar Nichts von den Schüſſen in Frei-

burg, Mannheim und Raſtadt gehört? — Der Triumphwagen iſt ja jetzt im Hinabrollen begriffen und er muß fort und fort rollen, bis ſich die Thore des alten Bundestags raſſelnd hinter ihm ſchließen. Ihr hattet einen habsburgiſchen Prinzen proviſoriſch an die Spitze des Reiches geſtellt, damit er einem Hohenzollern definitiv die Wege bahne. Fürwahr! Das war ein Gedanke von reizender Naivität, einer wahrhaft jungfräulichen Phantaſie würdig! — Aber jetzt wird Preußen aus eignem Kraftgefühl einſchreiten. Herr v. Radowitz hat es Euch verheißen. Ich glaube wirklich, diesmal war es ihm Ernſt. Das iſt der zweite Mann, welcher mir, trotz alles Widerſtrebens, in der Paulskirche oft imponirte. Doch greifen wir nicht vor. Bei Philippi, will ſagen: bei Bronzell ſeh'n wir uns wieder! — Für damals genügte es, mir auch den Gothaern gegenüber Luft zu machen. Das that ich durch Verfaſſung einer Kritik der Schriften von Laube und Biedermann über das deutſche Parlament, welche damals in der deutſchen Monatsſchrift erſchien. So ward ich mein Rechtspathos auch nach dieſer Seite hin los, und konnte mich nunmehr ſowohl nützlicheren Beſchäftigungen, als auch dem äußeren Leben und Freundesumgang wieder harmloſer zuwenden.

Die Aare bildet bei Bern einen ſcharfen, nach Weſten geöffneten Ellbogen, in deſſen kräftiger Umarmung auf einem Sandſteinfelſen ſich die alte Stadt mit ihren Bruſtwehren, Häuſern und Thürmen wohl 100 Fuß über den Waſſerſpiegel erhebt. Oeſtlich rollen die Poſten von Thun und Zürich über die prächtige, 900 Fuß lange, aus hellen Granitquadern gehauene Brücke, hoch über die Aare hinweg, in die breite Hauptſtraße, welche unter verſchiedenen Bezeichnungen die Stadt von Oſten nach Weſten durchſchneidet. Weſtlich eilen durch das Murtener und Aarberger Thor wieder zwei Straßen hinaus, welche in ihren ſpäteren Verzweigungen nach Freiburg, Laupen, Murten und Aarberg führen. S'iſt eine prächtige Stadt, das alte Bern, die unvertilglich in meiner Erinnerung lebt. Bei hellem Wetter haſt Du an jedem freien Orte derſelben, von der Münſterterraſſe bis

zur Engi, die ſtärkende Ausſicht auf die Alpen, und bei ſchlechtem Wetter bieten Dir die alten Schwibbögen ſeiner Arcaden ein ſchützendes Dach zu regenſchirmloſem Bummeln durch das Innere. Da ſiehſt Du Männer, Frauen und Maidſchi regſam vor ihren Gewölben, ihre ausgebreiteten Waaren zum Verkaufe ausbietend; und an Markttagen drängt ſich dort und in den zwiſchen den beiderſeitigen Arcaden hinlaufenden Hauptſtraßen und Plätzen das eigenthümliche Leben der ganzen ländlichen Umgebung zuſammen. Zierliche Strohflechtereien, rieſige Käſe, zunderverkaufende Murillogeſtalten, welche ihre Waare an langen Stangen tragen, prächtiges Vieh, Menſchen in allerlei Trachten feſſeln Deinen Blick, und aus dem bunten Gedränge fällt der Berner Dialect mit ſeinen kräftigen Kehllauten auf Dein Trommelfell wie die unerbittlichen Wirbelſchläge eines Tambours. — Außer der Familie Mutz vor dem Aarberger Thor unterhält die Stadt Bern in den Stadtgräben vor dem Murtener Thore auch ein Rudel Dammhirſche, ein Rudel Rehe, und eine Schnattergeſellſchaft von Schwänen und türkiſchen Enten. Dieſe Thierwelt hat ihren eigenthümlichen Reiz; der Volkswitz liebt es wohl, äſopiſch an ſeinen Mutz anzuknüpfen, und ich betrachtete mir oft viertelſtundenlang die Hirſche und Rehe und gedachte der Heimath und ihrer ſchönen Wälder voll Jagdluſt und Hörnerklang. Willſt Du Dich nicht der Gemſenjagd ergeben, — und die iſt mühſam und ſchwierig — ſo biſt Du in der Schweiz ſo ziemlich um das Vergnügen der Jagd gebracht. Zur Gemſenjagd müßteſt Du Dich vor Allem dort in's Gebirg begeben. Bleib' aber lieber hier bei mir und begnüge Dich mit dem Anblick der Berge, welche, wenn Du von der Münſterterraſſe über die Münzterraſſe, die beiden Schanzen und das Falkenplätzli nach der „Engi“ wanderſt, ſtets vollſtändiger, freier und ſchöner hervortreten. Vielleicht trifft ſich's auch, wie es mir oft begegnete, daß Du von einer der Schanzen aus die Berner Kadetten unter hellem Trommelſchlag ein- oder ausmarſchiren ſiehſt. Dieſe Kadetten ſind nicht die Kinder adliger oder vornehmer Familien, welche in eignen Officiersſchulen zum profeſſionellen Soldaten-

thume ausgebildet würden. Nein es ſind die Kinder aller Klaſſen der Geſellſchaft, welche bereits als Knaben in den Elementarſchulen nebenher frei in den Waffen geübt werden. Die kleinen Artilleriſten da mit blauen Kragen ſind die Zöglinge des Berner Waiſenhauſes. In den höheren Anſtalten werden die Uebungen fortgeſetzt und auch die Studenten der Univerſität bilden ein eigenes Corps. Jeder Knabe bis zum Kleinſten handhabt ſeine Waffe wie ein Alter, von Verzärtelung iſt da keine Spur, und ich habe im Frühjahre 1849 die Berner Kadetten in einer größeren Uebung den Front- und Reihenmarſch, das Abbrechen und Aufmarſchiren, die Colonnebildungen und das Deployiren, ja das Paſſiren eines Defilée's im Feuer mit einer Sicherheit ausführen ſehen, welche preußiſchen Recruten von ein Paar Monaten alle Ehre gemacht haben würde. Von Zeit zu Zeit vereinigen ſich die Kadetten mehrerer Kantone zu gemeinſchaftlichen größeren Uebungen. So hatte im Jahre 1851 ein combinirtes Manoeuvre bei Baden ſtatt, ebenſo ſpäter ein größeres Manoeuvre beim Berner Bundesfeſte. Dieſes in der ganzen Schweiz allgemein verbreitete Kadettenweſen erleichtert es weſentlich, ohne eine zu lange, den Ackerbau und die Gewerbe behindernde Dienſtzeit des Erwachſenen, zu jener allgemeinen Wehrhaftigkeit zu gelangen, ohne welche Demokratie, allgemeines Stimmrecht und alle anderen Allgemeinheiten nur allgemeine Kartenhäuſer wären. — Auf der „Engi“, einem vor dem Aarberger Thore auf einer Höhe unter ſchattigen Bäumen gelegenen Vergnügungsplatze, warteten wir häufig das den Sonnenuntergang begleitende Glühen der Alpen ab. Das iſt ein wunderbares Schauſpiel, wenn die kühlen Schneeleiber ſich von der Sohle bis zum Scheitel nach und nach entzünden vom hellen Roſenroth bis zu lebhaftem Dunkelroth, dann, wie die Sonne tiefer ſinkt, allmählig erblaſſen und zuletzt in hellbleichen Gewändern noch geſpenſtig gen Himmel ragen, während im Thale längſt die Abenddämmerung eingetreten iſt. Einen ſchöneren Punkt zur Beobachtung dieſes Schauſpieles als die „Engi“ findeſt Du in der näheren Umgebung Berns nicht, höchſtens einen gleich-

ſchönen auf dem am entgegengeſetzten Ende der Stadt, jenſeits der großen Brücke, links auf der Anhöhe gelegenen Café Dumont. Die Umgebungen der „Engi“ bilden Spaziergänge und Anlagen und werden von den Bernern viel beſucht. Sonntags iſt dort häufig Harmonie, welche die ſchöne Welt Bern's herbeilockt. Dort ſaßen wir Flüchtlinge oft inmitten der ſonntäglichen Welt an einem beſonderen Tiſche, nicht immer Alle nach der Jahreszeit gekleidet, den Ariſtokraten zum Verdruß, denen immer noch nicht genug unter uns aufgeräumt war. Von Zeit zu Zeit aber trat ein Radicaler an unſeren Tiſch und drückte dem Einen oder Anderen die Hand, und dann war man raſch wieder mit der ſchönen Schweiz verſöhnt.

Eine halbe Stunde aareaufwärts von Bern, am Fuße des „Gurtenberges“, liegt das freundliche Dörfchen „Wabern“. Um dorthin zu gelangen, ſchlägſt Du eine, auf dem linken Aareufer nach Thun führende Straße ein, welche länger aber auch hübſcher iſt als die auf dem rechten Ufer hinführende Poſtſtraße. Zum Aarzihlithore hinaus ſteigſt Du zu den Aarzihlibädern hinab; dieſe bei Seite laſſend gelangſt Du zu einer prächtigen Kaſtanienallee, unter deren Schatten Du durchwandelſt; dann ſteigt der Weg etwas an, und kaum oben angelangt, wo der Weg ſich nach Links wendet, liegt das Dorf vor Dir, der größte Theil rechts von der Straße, dicht am waldigen „Gurten“; links von der Straße noch einige Häuſer und mehrere Campagnen von Berner Patriciern mit Gärten und Treibhäuſern. Zwiſchen dem Gurten und der Aare auf beiden Seiten der Straße breiten ſich Gärten, Gemüſefelder und grüne Matten mit Obſtbäumen aus. Im Spätherbſte weiden dort ſchöne Kühe, ihren Genuß andächtig mit hellem Geläute begleitend. Hie und da erhebt ſich auch in der Ebene ein Endchen Wald von Eichen, Buchen oder Tannen, dazwiſchen bisweilen ein Paar Birken mit ſilberweißen Stämmen, „als wär' daran in ſtiller Nacht — der Mondſchein blieben hangen“. In der Ferne die Alpen. Nachdem Du bereits einige der Campagnen linker Hand haſt liegen laſſen, biegſt Du zwiſchen ein Paar Bauernhäuſern links

nach einer Wieſe mit Obſtbäumen ein. Da liegt, rundum frei wie eine Laterne, ein ſauberes zweiſtöckiges Bauernhäuschen. Im Hofe ein Brünnlein, im Garten Blumen und ſchattige Lauben. Dort wohnt Carl Mayer von Eßlingen mit ſeiner Emilie und ſeinem Sohn „Göckele“, welchem von nun an jedes Jahr ein neues „Geſchwiſterle“ beſcheert wird. „Göckele“ will ſagen: Hähnchen; der Aelteſte iſt billig Hahn im Korbe. Ihm folgt ein Mädchen, die kleine Marie. Man nennt ſie aber nicht anders als „Bille“. Wie man Bille von Marie ableitet, weiß ich nicht, wahrſcheinlich wie Jacob von Nebukadnezar. Dieſe Ableitung aber bewirken tiefſinnige Etymologen alſo: Nebukadnezar! — Tolle „bukad“ et habes „Nenezar“. Duplex negatio aequalis est affirmationi; ergo Nenezar = Jazar. Muta „zar“ in „cob“ et habes „Jacob“. Quod erat demonstrandum. Es kann aber auch ſein, daß das Mädchen zugleich Sybille heißt, was die Ableitung, freilich nicht ohne empfindlichen Verluſt für die gelehrte Wiſſenſchaft, vereinfachen würde. Auf Marie folgt wieder ein Junge, „Ludwig“, deſſen Pathe Uhland iſt, den ſie aber nicht anders nennen als „Spielmann“. Warum? Da die beiden älteren Geſchwiſter ein Bube und ein Mädchen ſind, ſo lag den gemüthlichen Schwaben Nichts näher, als daß die Zwei miteinander tanzen möchten, und da mußte denn der Dritte ein „Spielmann“ ſein. Die Kinder werden äußerlich nach der Abhärtungsmethode, innerlich zur Humanität erzogen. Des Abends werden ſie mit kaltem Waſſer, friſch vom Brunnen weg, gewaſchen, von Kopf bis zu Fuß; dann bringt man ſie in ihren Nachtkittelchen zu Bette. Ja, wenn ich im Winter manchmal ſchon des Morgens ziemlich frühe kam, fand ich noch ein bas-relief von Göckele im Schnee auf dem Altan. Da hatte der ſpartaniſche Vater ihn abgedruckt, doch nur ſcherzend, mit den Kleidern, — ein Gelbveiglein-Spartaner. Der kleine Junge hat mich übrigens oft überraſcht durch die Kraft, mit der er den Schmerz überwindet. Ich habe ihn heftig anrennen, fallen und bluten ſehen, ohne daß er einen Laut von ſich gab. Der Vater unterrichtet die Kinder ſelbſt. Spielend lehrt er ſie das Abc

und Zählen, Letzteres mit Aepfeln und Nüſſen. Theilung und vorenthaltene Stücke weihen die Kinder ſchon frühe in den Schmerz der Brüche ein. Außerdem hat man gemalte Vögel, vierfüßige Thiere, Schmetterlinge, Häuſer, Handwerker in ihren Werkſtätten, Soldaten zu Fuß und zu Pferd, den Struwelpeter, die beſten Münchner Bilderbogen und was ſonſt von einfachen Kindermährchen gut zu Bildern gruppirt iſt. Dieſe Bilderwelt iſt in große Bände gebunden, von denen der Vater heute dieſen, morgen den aufſchlägt, auf jedem Knie ein Kind. Dann werden den Kindern all die ſchönen Sachen erklärt, und ein andermal werden ſie dann befragt, was Das ſei? worauf ſie ſich in gegenſeitigem Wetteifer überſtürzen, ſo daß bald neue Bücher angeſchafft werden müſſen. Geht's aber gar an die Erzählung der Mährchen, dann ſaugen die Kinder mit den Augen jedes Wort von den Lippen des Vaters. Wenn ein guter Menſch in Gefahr kömmt, dann ſind ſie wie ſelbſt drin, und wenn es dem Unſchuldigen wirklich ſchlecht geht, dann werden ihnen die Aeuglein feucht, und lebendiges Mitleiden zuckt ihnen um den Mund. Kleine Geſchichten lernen die Kinder wohl auch nacherzählen, z. B: „Et is emal e Mädele dewes; dat is in de Wald dange un hat Erdbeerle beſucht. Da is e Wolf tomme un hat des Mädele — befreſſ.“ Du magſt ſie nun glauben oder nicht, aber die Bille hat mir dieſe Geſchichte ſelbſt erzählt, als ſie eben zu ſprechen angefangen hatte; und wie ſie mit Erzählen zu Ende war, ſah ſie mich erſt groß an ob des ſchrecklichen Ereigniſſes, zeigte aber gleich darauf vergnügt lächelnd ihre weißen Zähnchen, aus Freude, daß es ihr ſo gut gelungen. — Die gelegentlichen demokratiſchen Nutzanwendungen des Vaters kann man ſich leicht vorſtellen. Aber er ließ den Empfindungen der Kinder ihren freien und natürlichen Lauf. Wenn man das Göckele frug: „Willſt Du für die Freiheit ſterben?“ dann zog er manchmal ſein kleines Schwerdtchen und ſchrie: Hurrah! — Manchmal aber auch ſchüttelte er mit dem Kopfe und ſagte: „Nei!“ — Nein! mein Junge, Du haſt ganz Recht, ſo Etwas nimmt man

ſich auch nicht gradezu ein für alle Mal vor. Wenn's kommt, dann iſt's früh genug! —

Das wahre Leben begann aber erſt, wenn Weihnachten heranrückte. Dann war des Pappens und Klebens, des Malens und Bilderausſchnitzelns kein Ende. In den letzten Tagen brachte dann die Poſt auch noch die Kiſten von Onkel Rödinger in Stuttgart — Rödinger's Frau iſt eine Schweſter der Frau Mayer — und von dem Großvater Mayer und den Tanten in Tübingen. Darin befanden ſich Kleidchen, Wagen, Pferde, Trompeten, Puppen, Küchen, Bauſteine und zahlloſe »Gutle«, für die großen wie für die kleinen Kinder, den »Oncle« Simon nicht ausgeſchloſſen. Hierbei muß ich verrathen, daß, trotz des Verbotes des Friedenscongreſſes gegen die Kinderſpielſoldaten, dieſe letzteren, ſowie Schwerdter, Flinten, Lanzen und Helme, ſtets einen Hauptbeſtandtheil der auswärtigen, wie der älterlichen Beſcheerung bildeten. In Blei und Holz, zu Fuß und zu Pferd, rückten von allen Seiten Soldaten der verſchiedenſten Waffengattungen heran, ſo daß man die verwickeltſten Manoeuvres ausführen konnte. Auch das grobe Geſchütz fehlte nicht, und die kleinen Kanonen waren ſo eingerichtet, daß man mittelſt daraus hervorgeſchnellter Erbſen ganze Reihen exponirter Truppen damit über den Haufen ſchießen konnte. O Elihu! wenn Du Das geſehen, oder gar die Reden gehört hätteſt, mit denen der Vater das Spiel begleitete! — Wenn man ihn frug: Was willſt Du dereinſt aus Deinem Jungen machen? Dann antwortete er ohngefähr ſo: »Erſt ſoll er mir ſtudiren und ein Culturmenſch werden, damit er mit anderen Menſchen menſchlich zu leben verſtehe. Dann aber ſoll er mir auch Soldat werden und das Kriegshandwerk lernen, damit er gegen brutale Menſchen ſich ſeiner Haut nachdrücklich zu erwehren lerne. Soll denn einmal noch für lange Zeit keine andere Wahl bleiben, als zu unterdrücken oder unterdrückt zu werden, ſo will ich lieber, daß er zu den aufgeklärten Unterdrückern als zu den brutal Unterdrückten gehöre!« — Das werden Manche recht unchriſtlich, entſetzlich werden es aber Diejenigen finden, welche

für ihren Theil dieſen Geſchmack vollſtändig theilen, grade deshalb aber um ſo ſtärker das fromme Bedürfniß empfinden, daß die Anderen in ſelbſtverläugnender Tugend und chriſtlicher Demuth erzogen werden.

Später zog auch Reinſtein in das v. Fellenberg'ſche Haus. So heißt nämlich die Berner Dame, von welcher die Familie Mayer ihre ländliche Wohnung gemiethet hatte. Ganz in der Nähe befindet ſich ein von Herrn Gladbach, einem weiland Flüchtlinge aus den dreißiger Jahren, mit Umſicht und Erfolg geleitetes Knaben-Inſtitut. Mit dem Vorſtande und den Lehrern dieſer Anſtalt ward man allmählig bekannt, wir in der Stadt Wohnenden kamen oft hinaus, und ſo bildete ſich in der Mayer'ſchen Familie, neben dem netten Kinderleben, alsbald auch ein reger Männerverkehr aus. Bei ſchönem Wetter nahmen wir Nachmittags dort häufig den Kaffee, in deſſen Bereitung beide Schweſtern, Frau Mayer in Wawern, wie Frau Rödinger in Stuttgart, über das gewöhnliche Niveau ihres Geſchlechtes anmuthig hervorragen. Manchmal aber gingen unſere Anſprüche noch weiter. Dann luden wir uns auf irgend ein deutſches, in der Schweiz unbekanntes Gericht ein, z. B. auf Sauerkraut und Schweineknöchelchen. Da ſaßen wir denn um einen großen runden Tiſch und erhoben die Hände zum lecker bereiteten Male.

„Auch unſer edles Sauerkraut,
Wir ſollen's nicht vergeſſen;
Ein Deutſcher hat's zuerſt gebaut,
Drum iſt's ein deutſches Eſſen.
Wenn ſolch ein Fleiſchchen, weiß und mild
Im Kraute liegt, das iſt ein Bild
Wie Venus in den Roſen."

Uhland.

Die Politik war natürlich von unſeren Geſprächen nie ausgeſchloſſen. Wie wäre Das auch möglich geweſen, während die Zeitungen uns täglich berichteten, wie ſämmtliche Prophezeihungen der Linken in der Paulskirche nun an den hartgläubigen Centren, eine nach der anderen, buchſtäblich in Erfüllung gingen,

ſo daß Herr Beſeler ſich bereits über »Unmenſchlichkeit« zu beklagen anfing! — Das war hart für Euch, aber Ihr hattet uns ſchnöde verrathen, und Ihr könnt es uns nicht verargen, daß wir nun über Euer klägliches Schickſal ſelbſt eine Art von Genugthuung empfanden. Neben der Politik nahmen aber ſchon die Reiſeeindrücke, welche wir von den Wundern der Schweiz empfangen, und was wir daneben über Land und Leute erfahren hatten, einen bedeutenden Theil unſerer Unterhaltungen ein. Mancher zeigte auch neue Quellen eigenthümlichen Weſens, die ſich bisher in der allgemeinen politiſchen Ueberfluthung verloren hatten, und Vogt reizte ſchon damals meine Sehnſucht nach Nizza durch ſeine lebendigen Erzählungen von den dunklen Olivenwäldern, den goldnen Früchten der Orangenhaine und dem blauen Meere. Θαλαττα, Θαλαττα!

Dabei vergaßen wir oft des Harmes. Ja, Loewe erklärte bisweilen ausdrücklich, er befinde ſich im Zuſtande der »Behaglichkeit«. Das Wort »behaglich« — finde ich — hat ſchon an ſich etwas beſonders Eindringliches. Wie aber unſer würdiger Präſident, als welchen wir ihn fortwährend auch im Exil anerkannten, das Wort ausſprach, Das werde ich in meinem Leben nicht vergeſſen. Wenn Der bei guter Unterhaltung vor einer würzigen Taſſe dampfenden Kaffee's ſo rückgelehnt im Armſtuhl ruhte und die duftigen Wolken einer Havannahcigarre genußvoll zögernd vor ſich hinblies, dann quoll ihm das Wort »behaglich« ſo ſeelenvoll gedehnten Klanges, ſo honigſchwer verweilend von den Lippen, daß ſelbſt der raſcheſte Jugendmuth und das keckſte Kraftgefühl überzeugt werden mußten, auch dem Zuſtande der Ruhe liege eine ſchönmenſchliche Berechtigung zu Grunde. Zum Faulbett der Trägheit ſoll es freilich nicht werden, das ſchöne Kiſſen der Ruhe, und es gibt für die Erzeugung und Vermehrung des Lebensreichthums und der Lebensſchönheit wohl kaum etwas Verderblicheres, als das unſerer Zeit nur zu eigne Streben, ſich durch einen raſchen Glücksſchlag zu bereichern, um dann bis an's Ende ſeiner Tage Nichts mehr zu thun und rentenverzehrend hinzuvegetiren. Aber eine unausge-

ſetzte Kraftanſtrengung iſt eine unnatürliche Aufreibung, die uns nie zu bedeutender Leiſtung kommen läßt. Ruhe ſoll mit Kraftanſtrengung abwechſeln, die Kraft ſoll das Kiſſen der Ruhe bereiten, die Ruhe der Quell neuer Kraft werden. „Nach gethaner Arbeit iſt gut ruh'n“, ſagt der ſchlichte Volksmund, und ein Menſch, der auf ſelbſterobertem Ruhekiſſen ausruht und behaglich genießt, und dem dabei ſichtlich neue Kraft zu neuen Thaten in die Glieder ſtrömt, iſt in ſeiner Weiſe ein eben ſo ſchöner Anblick, als der Menſch in der höchſten Kraftanſtrengung.

Zum Sonnenuntergang ſtieg man wohl auf Reinſtein's Stube hinauf, von deſſen Fenſtern aus der Blick unbehindert die Berner Alpenwelt umſpannt. An einem der Fenſter war ein Fernrohr angeſchraubt, welches in einem beweglichen Scharniere die Richtung annahm, die man ihm geben wollte. Vermittelſt dieſes Fernrohrs konnte man jedes Schneefeld, jeden Gletſcher bis zu den geringſten Wellen- und Narbenlinien auf das Genaueſte beobachten. Die Hauptſache bleibt aber doch der Geſammteindruck. Es gibt ein doppeltes Alpenglühen, das erſte Glühen und das ſ. g. „Nachglühen“. Dieſes letztere iſt nicht gar häufig und beſteht darin, daß, wenn die Sonne ſchon untergegangen und das erſte Glühen vorüber iſt, die bereits in ihre Leichengewänder gehüllten Berge plötzlich wieder in hellem Roth aufleuchten, welches ſich oft bis zu innigſter Gluth vertieft. Dieſes Phänomen erklärt ſich ſo, daß die Strahlen der bereits untergegangenen Sonne, welche direct den öſtlichen Horizont nicht mehr zu erreichen vermögen, durch am weſtlichen Himmel befindliches Gewölk aufgefangen und der Art gebrochen werden, daß ſie im Winkel noch einmal zu den gegenüberliegenden Bergen gelangen. Das Nachglühen ſetzt alſo eine eigenthümliche Beſchaffenheit des weſtlichen Himmels nach dem Sonnenuntergange voraus. Es muß ſich dort in günſtiger Lage Gewölk befinden, welches nicht ſo dicht iſt, um den Strahlen der Sonne den Durchgang zu wehren, aber doch auch wieder dicht genug, um deren Brechung zu bewirken. — Neben dieſem warmen Bilde

macht ſich in meiner Erinnerung ein anderes von erquickender Friſche geltend, welches ich auf einer Partie nach der benachbarten »Bütſcheleck« genoß. Die Ausſicht von dem in einer Stunde zu erreichenden »Gurten« iſt zwar ausgedehnter als die von der »Engi«; ſie erreicht aber an Reichthum und Schönheit bei Weitem nicht diejenige von der »Bütſcheleck«, welche den Wanderer für den dreiſtündigen Weg vollkommen belohnt. Auf dieſem Wege, hinter Zimmerwald auf der Höhe, kommt man an einem Tannenwalde vorbei, welcher ſich den fernen Alpen als Vordergrund in der Weiſe unterbreitet, daß er ein Bruſtbild derſelben wie im Halbrahmen heraushebt. Die reichen Schneeformen auf dem dunklen Tannengrunde bieten ein Bild der Keuſchheit und Friſche von unbeſchreiblicher Wirkung. Aehnliches kann der Wanderer, der ſeine Standpunkte gut zu wählen verſteht, übrigens an manchen Orten der Schweiz genießen. —

Unterdeſſen war, neben den allgemeinen Unterſtützungen für die Flüchtlinge, auch manches Zeichen perſönlichen Wohlwollens aus dem Vaterlande in das Exil zu Einem gelangt. Auch über dieſe näheren Berührungen gebe ich dem Leſer Rechenſchaft. Sie haben weſentlich mit dazu beigetragen, den Glauben an die Menſchen in mir aufrecht zu erhalten. Bringt meine Mittheilung auch nur bei Einem oder dem Anderen dieſelbe Wirkung hervor, dann habe ich meinen Zweck erreicht. — Bereits in Frankfurt, als uns Seitens unſerer Regierungen die Diäten entzogen wurden, boten mir mehrere Familien in freundlichſter Weiſe freie Wohnung in ihren Häuſern an. Vor unſerer Abreiſe nach Stuttgart ſtellte mir eine wohlhabende Frankfurter Familie, die mich nicht anders als aus dem Parlamente kannte, ihre Kaſſe zur Verfügung, und von derſelben Familie erhielt ich ſpäter, auf meiner Durchreiſe durch Zürich, einen Brief vom 4. Juli 1849, worin es heißt: »Manches Herz kann dem Wunſche nicht widerſtehen, daß es ihm doch vergönnt ſein möchte, durch irgend eine Handlung, durch irgend ein *großes* Opfer, welcher Art es auch ſei, die Theilnahme am Schickſale Derer auszudrücken, die ſich für das Wohl des Vaterlandes aufopferten«, und gegen den

Schluß: „Gönnen Sie uns die Freude, zu Ihrer Erleichterung und Bequemlichkeit in der Fremde Etwas beizutragen, und glauben Sie feſt, daß, in welchem Winkel der Erde Sie auch ſein mögen, und woher Ihr Hülferuf auch kommen möge, wir ſtets und immer und unbedingt bereit ſein werden, zu thun, was Sie verlangen". — Kaum in Bern angelangt, als es einen Augenblick zweifelhaft ſchien, ob wir Parlamentsmitglieder in der Schweiz würden bleiben dürfen, erhielt ich zwei Einladungen von Deutſchen in Belgien, eine nach Antwerpen und eine nach Seraing bei Lüttich, worin mir Wohnung und alle mögliche Aus- und Forthülfe angeboten wurde. Der Letztere erbot ſich auch, mir eine Summe Geldes zu ſchicken, und zum Landankauf in Wisconſin mitzuhelfen, ſofern ich nach America auswandern wolle. Ich antwortete ihm, daß noch keine Maßregeln gegen uns ergriffen ſeien, und daß ich die Schweiz, ſo lange wir daſelbſt geduldet würden, nur in dem Falle zu verlaſſen gedenke, wenn ſich mir anderwärts eine beſtimmte Ausſicht auf eignen Erwerb eröffne. Das Geldanerbieten lehnte ich dankbar ab, da ich grade nicht in Noth war. Ich habe ſeitdem Nichts mehr von ihm erfahren. Ich glaube, mein Brief war etwas ſchwerfällig. Die jüngſte Vergangenheit laſtete noch ſchwer auf mir. Sonſt hätte ich vielleicht gedacht, daß eine beſtimmte Exiſtenz aufgeſucht ſein wolle und Einem nicht auf dem Präſentirteller entgegengetragen werde. Gleichviel! gelangen dieſe Zeilen unter ſeine Augen, ſo ſoll er wiſſen, daß ich ihm, indem ich Dieſes ſchreibe, in Gedanken herzlich die Hand drücke. — Ein eigenthümliches Mißverſtändniß ſollte mir bald neue Zeichen der Sympathie eintragen. Ich hatte eine vortreffliche Stradevarius-Geige mit zum Parlamente gebracht, war aber während der ganzen Sturm- und Drangperiode nicht zum Spielen gekommen. Sodann hatte ich ſie mit in die Schweiz geflüchtet, wo ſie mir nun oft in einſamen Stunden zum Troſte wurde. In der Nachbarſchaft wohnte ein Unternehmer von Tanzvergnügungen, welcher mich zuweilen ſpielen hörte. Eines Morgens klopft's an meine Thüre, und herein tritt der fragliche Mann, mit der An-

frage, ob ich nicht Luſt habe, mich an dem mit ſeinem Tanzunternehmen verbundenen Orcheſter zu betheiligen, wofür er mich ordentlich zu bezahlen bereit ſei. Die Unterhaltungen dauerten nur 3—4 Stunden; um Mitternacht ſei Alles vorbei. Ich hätte mich nun gewiß nicht erniedrigt, wenn ich durch Annahme dieſes Anerbietens mir oder Anderen eine kleine Zulage verdient hätte. Aber ich war damals grade mit Abfaſſung meiner Vertheidigungsſchrift für alle Reichsverfaſſungskämpfer beſchäftigt und die Arbeit drängte. Ich antwortete daher dem Manne, daß ich mich zwar bisher nicht vorzugsweiſe mit Tanzmuſik beſchäftigt habe, dennoch aber von ſeinem Anerbieten gerne Gebrauch machen würde, wenn ich nicht eben durch dringende Arbeit vollſtändig in Anſpruch genommen wäre. Wolle er ſpäter einmal wieder anfragen, ſo würden wir uns gewiß einigen. — Dieſes kleine Erlebniß erzählte ich dann ſcherzend bei Tiſch, von wo es in veränderter Geſtalt Eingang in die heimiſche Preſſe fand. Bald darauf war in mehreren deutſchen Blättern zu leſen, ich ſei genöthigt, mir mein tägliches Brod durch Violin-Unterricht zu verdienen. In Folge Deſſen erhielt ich wieder zwei Anerbietungen, eine aus München und eine aus Frankfurt a. M. Von München aus ward mir ein Anlehen angeboten. In dem Schreiben aus Frankfurt hieß es: „Ich hörte dieſer Tage, Sie hätten ſich entſchloſſen, Unterricht in der Muſik zu geben. Dieſes veranlaßt mich zu der Bitte, daß Sie mir vergönnen möchten, einen Theil Ihres Bedarfes übernehmen zu dürfen, und zwar für das laufende Jahr 1850 mit fl. 200 in ¼jährigen Raten, welche ich Ihnen anticipando durch das dortige Banquierhaus Maccuard und Comp. zuſtellen würde“. Aehnlicher Anerbietungen erhielt ich noch einige aus kleineren deutſchen Städten. Ich lehnte alle dieſe Anerbietungen, im Hinweis auf das dringendere Bedürfniß der großen Maſſe meiner Leidensgenoſſen, ab. Daneben regte ſich in meinem Innern noch etwas Anderes. Ich war der Meinung, ein junger Mann in meinen Jahren ſolle unter allen Umſtänden auf eignen Füßen ſtehen. Mein Selbſtgefühl ſträubte ſich empfindlich dagegen, von dieſem Grundſatze abzuweichen.

Deshalb aber waren dieſe Beweiſe edler Uneigennützigkeit an mir nicht verloren. Sie wirkten der Verbitterung gegen mein Vaterland entgegen, welches allmählig wieder ſeine alte Phyſiognomie anzunehmen begann, als wenn Nichts vorgefallen wäre, während wir Flüchtlinge durch das Reißen aller Exiſtenztaue und jener zahlreichen zärteren Fäden, welche Einen mit dem Leben verbinden, täglich und ſtündlich an den großen Bruch erinnert wurden. Unter ſolchen Umſtänden waren jene Strahlen freier Liebe von heilſamer Wirkung. Auch ſind ſie heute noch mehr werth als alles officielle Schaugepränge und ihre wohlthätige Wirkung lebt in meinem Herzen fort und fort. — Ich hatte zwar damals, was ich grade brauchte, aber ich lebte nur von Tag zu Tag, von Hand in Mund. Der geringſte Arbeiter mit ſeinem kosmopolitiſchen Handwerke konnte zuverſichtlicher in die Zukunft ſchauen, als ich mit meiner an die Scholle gebundenen und in freien Ländern immer mehr überflüſſig werdenden Rechtswiſſenſchaft. Die Schriftſtellerei war ein erbärmliches Ernährungsmittel. Außer den Leuten vom „Leder“, den Soldaten, waren die „von der Feder“ am Uebelſten dran. So z. B. glaubte ich mit meiner Vertheidigung der Reichsverfaſſungskämpfer einem wirklichen Bedürfniſſe entſprochen zu haben. An allen Gerichten waren auf dieſen Kampf bezügliche Prozeſſe anhängig, in allen deutſchen Kammern machten ſich einſchlägige Fragen geltend, auch wird ja der rechtliche Angelpunkt unſerer Revolution ſtets von hiſtoriſch-politiſcher Bedeutung bleiben. Der naive Raveaux hatte nicht Lobes genug für meine Arbeit und Heinrich Simon, der doch vor der Revolution zu verſchiedenen Malen bewieſen, daß er wiſſe, wann es Zeit iſt, ein Wort zu ſprechen, ſagte mir, ſeit den „Vier Fragen“ von Jacobi habe er die Empfindung: „Sieh! Das war einmal wieder ein Wort zu ſeiner Zeit!“ nicht mehr ſo ſtark gehabt, als nach Durchleſung meiner Brochüre. — Nun, was brachte ſie mir ein? Hundertundfünfzig Gulden, und an einem guten Verleger hatte es mir wahrlich nicht gefehlt. Dr. Löwenthal in Frankfurt übernahm bereitwilligſt den Verlag und erklärte,

auf jeden Gewinn daran im Voraus mit Vergnügen zu verzichten. Aber was kann der beſte Verleger bei mangelnden Käufern? Ueber den Abſatz ſchrieb mir derſelbe im folgenden Herbſte: „Bei der unſeeligen Zerriſſenheit der geiſtigen und materiellen Intereſſen unſeres deutſchen Volkes iſt es leider eine Unmöglichkeit, daß eine Schrift wie die Ihre und die unter ähnlichen Verhältniſſen in Frankreich oder England am erſten Tage ihres Erſcheinens drei oder vier größere Auflagen nöthig gemacht hätte, auf einen größeren Abſatz als etwa 2000 Exemplare rechnen könnte. Wenigſtens wurden von Ihrer Reichsverfaſſungsſchrift nur ungefähr ſo viele abgeſetzt; Jedermann las und pries ſie, aber, wie Das ſo geht, — Zehen leſen und Einer kauft“. — Was die arme demokratiſche Tagespreſſe für periodiſche Beiträge bezahlen konnte, war in Wahrheit nicht ſo Viel als ein Steinklopfer auf der Chauſſee von Genf nach Lauſanne verdient. Ja in Folge der ökonomiſchen Ruinirung und endlichen Unterdrückung einzelner Blätter verlor man manchmal ſelbſt den kläglichen Ertrag mehrmonatlicher Arbeit. Braucht man da zu erröthen, wenn man dennoch Unterſtützungen aus Deutſchland annahm? Ich habe dem Leſer mitgetheilt, welche Anerbietungen ich dankbar abgelehnt. Ich bin ihm jetzt auch ſchuldig zu ſagen, welche ich angenommen. Zuerſt habe ich von meinen Trierer Wahlmännern und dann auch von der in Stuttgart eine Zeit lang fortgeführten Diätenkaſſe für die Reichstagsabgeordneten mehrere Sendungen erhalten. Dieſe an meine Eigenſchaft als Volksvertreter direct anknüpfenden Unterſtützungen waren mir minder empfindlich. Hatte ich doch durch die treue Erfüllung der mir dadurch auferlegten Pflichten meine junge Advokatenpraxis verloren, die gewiß die Noth von mir ferne gehalten haben würde. Es war mir bei dieſen Unterſtützungen, als wenn ich noch wirklich von meiner Kraft zehre. Volle Befriedigung empfand ich auch bei ihnen nicht, ich trage das Gefühl davon nach wie eine Ehrenſchuld, die ich dereinſt noch einmal an der großen Familie der Bedürftigen vollſtändig abzutragen gedenke. Dieſem Gefühle geſellt ſich übrigens die

erleichternde Erinnerung bei, daß ich während des Parlamentes in Frankfurt am Main täglich kaum die Hälfte meiner Diäten brauchte und die andere Hälfte das ganze Jahr hindurch mit vollen Händen bis zum letzten Heller hingab. —

Eines Erlebniſſes hätte ich aber beinahe Erwähnung zu thun vergeſſen, welches doch der Mittheilung werth iſt. Eines Tages, zu Ende 1850, erhielt ich nämlich einen anonymen Brief aus dem Großherzogthum Heſſen, mit vier Friedrichsd'or und dem Corpszeichen unſerer alten „Palatia“ auf der Univerſität Bonn am Rheine, und der Abſender dieſes Briefes warſt Du, Carl .... in ..... — Ich weiß es, Du biſt nicht desſelben politiſchen Glaubens wie ich, am Allerwenigſten was die Mittel zum Ziele betrifft. Durch Deine Geburt gehörſt Du der Ariſtokratie, durch Dein Vermögen der Bourgeoiſie an. Aber Deine Seele iſt nicht eng; ſie fühlte aus mir Etwas heraus, wie die Wärme einer wirklichen Ueberzeugung. Und da haſt Du geſagt: „Dieſer alte Corpsbruder iſt doch ein ordentlicher Kerl, und es wäre ſchändlich, wenn er des täglichen Brodes ermangelte!“ Und da haſt Du Deine Goldſtücke zuſammengepackt und haſt mir ſie geſchickt. — Hier meine Empfangsanzeige.

Was ſagt Ihr aber dazu, Ihr blonden und braunen Jünglinge auf der Pfälzer Kneipe zu Bonn? — Seht! auf den alten Körben Eurer Schläger müſſen ſich noch Hiebe finden, die uns gegolten; aus dieſen alten Commershörnern haben wir dereinſt in die Runde getrunken, und wie Ihr jetzt da ſitzt, in Hemdärmeln, das Corpsband über die offene Bruſt, ſo ſaßen auch wir. Das ſind nun ſchon ſechszehn Jahre her, und — die Schickſale der Menſchen ſind verſchieden. Aber der Bund unſerer Jugend hat ſich bewährt. So füllt denn Eure Humpen noch einmal bis zum Rande und bringt's der Jugendfreundſchaft, die auch unter den heftigſten politiſchen Stürmen nicht zu Schanden wird. —

Ich war nicht bloß studiosus juris et cameralium in Bonn geweſen, ſondern auch Musketier und Unteroffizier des 30. Linien-Regimentes, und ſpäter, zufolge Kabinets-Ordre vom 16. October 1845, Seconde-Lieutenant des 30. Landwehr-Regi-

mentes in Trier. Auch hieran wurde ich noch während meines Aufenthaltes in Bern, wenn auch auf andere Weise, als an die Studentenzeit, erinnert. Eines Tages erhielt ich durch meine Aeltern folgenden Ausschnitt aus dem Trierischen Amtsblatte:

„Edictalcitation.

Der im Laufe dieses Jahres vom 1. Bataillon (Trier) 30. Landwehr-Regiments als Deserteur gemeldete Seconde-Lieutenant und Advokat beim hiesigen Landgerichte, Ludwig Simon, 30 Jahre alt, wird hierdurch aufgefordert, binnen drei Monaten und spätestens in dem auf den 25. Februar 1850 um 10 Uhr Vormittags auf hiesiger Hauptwache anberaumten Termine sich einzufinden, widrigenfalls er in contumaciam als Deserteur erachtet und zu einer Geldbuße von 50 — 1000 Thlr. wird verurtheilt werden.

Trier, den 13. October 1849.

Königl. Gericht der 16. Division.“

Es war klar, daß ich dieser Vorladung nicht Folge leisten könne, ohne mich einer langen Vorhaft in der wegen Hochverraths durch die Civilgerichte gegen mich eingeleiteten Untersuchung auszusetzen. Blieb ich dagegen in dem gesetzten Termine aus, so ward ich als Deserteur verurtheilt, und konnte mich nachher den Civilgerichten nicht stellen, ohne mich mehrjähriger Zuchthausstrafe auszusetzen, welche, außer der Geldbuße, dem Deserteur, dessen man habhaft wird, noch außerdem bevorsteht. In dieser zweischneidigen Lage, in die ich mich versetzt sah, kam mir ein wirkliches Unwohlsein zu Statten. In Folge der heftigen Gemüthsbewegungen des verflossenen Jahres hatte mein Leber-, Gallen- und ganzes Verdauungssystem erheblich gelitten, und es zeigten sich schon jetzt die Vorboten eines Uebels, welches einige Monate später als gastrisch-nervöses Fieber ausbrechen, und mich dann, in Folge einer vernachlässigten Reconvalescenz, auf ein ganzes Jahr, gelähmt an Körper und Geist, elend dahinwerfen sollte. Was meinem Zustande am Allerwenigsten zusagte, war eine Reise vor die Gerichtsschranken. Unter diesen Umständen

ſtellte mir Herr Profeſſor Dr. Vogt, Vater, ein ärztliches Zeugniß dahin aus, daß ich der gedachten Vorladung weder für den Augenblick noch für die nächſten Monate nachkommen könne. Die Unterſchrift des Arztes war von einem Berner Notar, die des Notars durch das Staatsſchreiberamt und die des Staatsſchreibers durch den preußiſchen Geſandten, Herrn v. Wildenbruch, beglaubigt. Obgleich dieſes Zeugniß dem Königlichen Diviſionsgerichte vor dem anberaumten Termine vorgelegt wurde, ſchritt man nichtsdeſtoweniger zu meiner Verurtheilung als Deſerteur. Wie man über das ärztliche Zeugniß weggekommen iſt, weiß ich nicht. Doch nicht etwa durch die bloße Erwägung, daß Herr Profeſſor Dr. Vogt der Vater meines Freundes Carl Vogt ſei! — Was war denn natürlicher, als daß wir Flüchtlinge den ärztlichen Rath, deſſen wir bedurften, bei dem Vater unſeres Freundes einholten? —

Dieſe Verurtheilung als Deſerteur hätte ich vielleicht auf andere Weiſe vermeiden können, wenn ich bei Zeiten die richtige Einſicht gehabt hätte. Noch in Frankfurt a. M. hatte ich nämlich von meinen Herren Kameraden vom 1. Bataillon 30. Landwehr-Regimentes folgendes Schreiben erhalten:

„An den Königlichen Lieutenant im 1. Bataillon 30. Landwehr-Regimentes, Herrn Ludwig Simon zu Frankfurt.

Ihr geſammtes Verhalten während längerer Zeit berechtigt zu der Anſicht, daß der Wunſch, aus Ihrer bisherigen Stellung eines Preußiſchen Landwehr-Offiziers zu ſcheiden, eine Ehrenſache für Sie geworden ſein müſſe.

Die unterzeichneten Mitglieder des Offizier-Corps des 1. Bataillons 30. Landwehr-Regimentes, welchem auch Sie angehören, glauben ſich nun verpflichtet, es Ihnen unverholen auszuſprechen, daß Sie jene Anſicht vollkommen theilen und eine Willensäußerung in dieſer Beziehung von Ihnen gewärtigen.

Trier, den 28. März 1849.

gez. Boltz, Hauptmann, u. ſ. w. — “.

Das Schreiben iſt nicht übel ſtyliſirt. Statt mir beleidigend grade in's Geſicht zu ſagen: Wir wollen nicht mehr mit Dir dienen! ſetzen die Herren zuvorkommend eine Anſicht bei mir voraus und erklären dieſe höflicher Weiſe ganz und gar maßgebend für ſich. Das Schreiben macht Herrn Advocat-Anwalt Boltz, ſpäterem Regierungsrathe, aus deſſen Bureau es, nach der mir bekannten Handſchrift, hervorgegangen, alle Ehre. Auch iſt gegen die darin ausgeſprochene Anſicht eigentlich nicht Viel einzuwenden. Nur eine Frage möchte ich mir erlauben. Mit den Einzelſtaaten hatten wir in Frankfurt direct Nichts zu ſchaffen. Für den deutſchen Geſammtſtaat hatte ich mich aber bereits in meiner allererſten Parlamentsrede öffentlich und rückhaltlos zur demokratiſchen Republik bekannt. Warum fühlten die Herren nicht ſchon damals die Ehrenpflicht, mir ihr Mißfallen unverholen auszuſprechen? Warum warteten ſie erſt ab, bis ſich die ſiegreichen Thatſachen nachdrücklich gegen uns erklärt hatten, um dann erſt auch ihrerſeits eine Erklärung abzugeben? — Das geht mich nun freilich weniger an. Aber mir dünkt, das Wohlgefallen eines Landesherrn an ſolchen loyalen Acten müſſe durch deren Verſpätung weſentlich vermindert werden. — Ich hatte damals in Frankfurt barbariſch Viel zu thun. Außer der Vorbereitung zu den Sitzungen lag mir als Vorſtand des Centralmärzvereines und in mehreren anderen Beziehungen täglich die Beantwortung von mindeſtens einem Dutzend Briefe ob; ſo daß ich nur das dringend Nothwendige aufzuarbeiten vermochte. So blieb das Schreiben damals unhöflicher Weiſe unbeantwortet. Jetzt aber habe ich die volle Muße, mich über die Sache näher auszuſprechen.

Ich bin nicht ſo radical, daß ich mir ohne Weiteres das Recht beilegte, irgend Jemanden das Wort zu brechen, ſei es einem Könige, ſei es einem Bettler. Ich habe Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen den Eid der Treue geleiſtet, nicht bloß als Soldat, ſondern ſchon früher als Auscultator, Referendar und Advocat. — Was habe ich zu meiner Entſchuldigung anzuführen? Wer Anderen nicht geſtatten will, ihre Handlungen

frei und unabhängig von einem gegebenen Worte zu bestimmen, der darf in dieser Hinsicht auch gegen sich selbst keine Nachsicht üben. Wie vermag ich mich also vor mir selbst zu rechtfertigen? Ich bedarf dieser Rechtfertigung vor mir selbst, ich gestehe es offen, mag man hüben und drüben darüber denken, was man will. Das gilt mir gleich. Ich bedarf ihrer umsomehr, als Treu und Glauben, dieser feinste Gesellschaftsnerv, grade in neuester Zeit, auf den Höhen der Gesellschaft, zum großen Schaden der humanen Entwicklung, die empfindlichsten Schläge erlitten hat. — Man hat wohl gesagt, der Amtseid sei nicht frei. Das ist falsch. Zwar steht der junge Mann, nach langen Studien und großen Opfern, auf einmal vor dem Eide, er weiß nicht wie. Zurücktreten hieße eine bedeutende Einbuße thun. So wird denn der Eid, oft leichtfertig genug, geleistet. Doch kann man nicht sagen, er sei unfrei. Auf diese Weise könnte man mit dem Bedürfniß des materiellen Wohlbefindens jeden Eidbruch rechtfertigen. Andere suchen sich damit aus der moralischen Klemme zu ziehen, daß sie den Interessen ihres Landesherrn besser durch ein liberales als durch ein reactionaires Verhalten zu dienen behaupten. Das kann unter Umständen wahr sein; aber der Eid ist doch meist so gefaßt, daß es schließlich nicht auf unser Ermessen, sondern darauf ankommt, wie der Landesherr selbst seine Interessen versteht. So gäbe es also gar kein Mittel, mit dem Inhalte seiner widerstrebenden Ueberzeugungen aus dem einmal gezogenen Kreise auf befriedigende Weise herauszukommen? Glücklicher Weise bleiben auch die höchsten Gewalten von dem allgemeinen Gange der menschlichen Entwicklung nie ganz unberührt. Diese Berührung pflegt mehr oder minder wirkliche Reformen oder doch Versprechungen von Reformen hervorzurufen. Würden diese Versprechungen stets bei Zeiten erfüllt, so würden gewaltsame Revolutionen vermieden und die Geschicke der Völker in friedlichen Bahnen ihrem Ziele entgegengefördert werden. Man wird kaum irgend eine erhebliche Revolution anzuführen vermögen, welcher nicht solche unerfüllte Reformversprechungen vorhergegangen sind. . . . . .

Doch ich halte inne; denn ich gewahre, daß ich auf graden ſchlichten Wegen nicht zum Abſchluſſe meines Gedankens gelangen könnte, ohne meinen Herrn Verleger, ſelbſt einem wahrheitliebenden Richter gegenüber, der Gefahr einer Verurtheilung auszuſetzen. Umwege ſtehen mir aber grade in dieſem Punkte nicht an. Ich ſchweige daher lieber. Um ſo freier mögen ſich unſere Gegner ausſprechen. So mag Herr v. Gerlach am 9. April 1851 in der erſten preußiſchen Kammer unumwunden erklären, „ein Verſprechen, welches dem Zeitgeiſte, einer Art von Geſpenſt, gegeben ſei“, brauche nicht gehalten zu werden. Alſo Völker, große Völker, mit der ganzen Wucht ihrer geiſtigen und materiellen Intereſſen ſind keine Rechtsſubjecte. Rechtsſubjecte ſind nur Diejenigen, von welchen Miniſter, Staatsräthe, Oberlandesgerichtspräſidenten und andere Beamte ihre Titel, Orden und hohen Gehälter beziehen! — Wenn nun aber Deine beſſere Ueberzeugung ſich ſolchen Aufſtellungen widerſetzte, wenn es Dir weniger auf Perſönliches als vielmehr darauf ankäme, daß der Grundſatz der Treue überall unter den Menſchen zur Anwendung komme, in der Höhe wie in der Tiefe, daß nicht bloß von den Völkern, ſondern auch gegen dieſelben Treue geübt werde; wenn Dein Gefühl ſich gegen die einſeitige Leiſtung der Treue gegen eine ihrerſeits von der Pflicht der Treue völlig entbundene Gewalt ſträubte und empört ausriefe: Das wäre ja Treue zur Treuloſigkeit! — dann, mein Freund, ſei doppelt auf Deiner Hut; denn Du könnteſt in die Gefahr kommen, ein Deſerteur, ein Hochverräther und ein todeswürdiger Verbrecher zu werden, deſſen Namen man von Rechtswegen an den Schandpfahl heftet. —

Im Frühjahr 1850 machte ich noch von Bern aus, in Begleitung Vogt's, einen Abſtecher zu Fuß nach Neufchatel, wo ſich Loewe ſeit einiger Zeit niedergelaſſen hatte, um ſich im Franzöſiſchen auszubilden und ſich, wo möglich, eine ärztliche Praxis zu gründen. Die Stadt Neuenburg ſteigt an einem ſteilen Abhange des Jura amphitheatraliſch empor, ihren Fuß in den Wellen des See's badend, welcher ihren Namen trägt.

Ihre Umgebung ist minder bedeutend als die Landschaften der meisten übrigen Schweizerſee'n. Doch macht bei günstigem Wetter der grüne See von ganz anständigem Umfange, der blaue Jura, die Rebenhügel, die saubern Landhäuser und die malerische Stadt mit dem Schlosse einen ganz heiteren Eindruck. Viele Häuser waren völlig geschlossen und unbewohnt. Man sah, es waren Lusthäuser. Hier ist der Sitz des neuenburger Royalismus. Die rege, weltberühmte Uhrenindustrie des Kantons sitzt in den demokratischen Bergen, hauptsächlich in „Locle" und „Lachaux-de-Fonds". Diese Orte bilden die Hauptstütze der neuen Regierung, welche übrigens unzweifelhaft die Mehrheit im Kantone für sich hat, und nur fälschlicher Weise mit der Freiburger Regierung auf eine Linie gestellt worden ist. Am Neuenburger See wird ein vortrefflicher rother Wein gebaut, welcher, um seines reichen Gehaltes an Kohlensäure willen, besonders Unterleibsleidenden empfohlen wird. Der beste wächst zu Cortaillod, in der Nähe von Boudry, der Geburtsstadt Marat's, am Ausflusse der Reuse in den See. Die bemerkenswerthe Aussicht vom benachbarten Chaumont, einem Ausläufer des Jura, welche die ganze Gebirgswelt vom Säntis im Kanton Appenzell bis zum Montblanc in Savoyen umfaßt, ging uns leider, vermöge eines mehrere Tage lange umwölkten Himmels, verloren. Doch genoß ich späterhin dieselbe Aussicht vollständiger vom Weissenstein bei Solothurn. Dagegen sahen wir den Monte-Rosa in Morgenbeleuchtung im Neuschateler Museum, ein kühnes, gewaltiges Bild von Calame, dem Koriphäen der Genfer Landschaftsmaler. — Auch der Zutritt zum Schlosse, welches früher der preußische Gouverneur inne hatte, und welches seit 1848 von der neuen demokratischen Regierung des Kantones bewohnt wird, wurde uns von dieser letzteren freundlich gestattet. Dabei wurde wohl auch des Verhältnisses zu Preußen gedacht. Ja wenn da hinter dem Jura, statt der Franche-Comté, die Provinz Brandenburg oder Pommern läge, dann hätten wahrscheinlich auch wir nicht so harmlos unseren Blick über den gekräuselten See schweifen lassen. Aber bis zu den preußischen Kern-

landen ist gar weit, und Preußen hat nie das Recht gehabt, auch nur einen Soldaten im Kantone zu unterhalten. Auch soll das Land der preußischen Kasse niemals wirkliche Vortheile eingebracht haben. Ueberhaupt ist die ganze Souverainetät über Neuenburg und Valengin wohl nur von moralischem Werthe für die Krone, nicht aber von materiellem Werthe für das Land Preußen. In einer Proclamation vom 5. April 1848 zwar hatte der König von Preußen, bezüglich der stattgefundenen Losreißung Neuenburgs von der Hohenzollern'schen Souverainetät, im Hinblicke auf den damaligen Zustand Europa's, die ihm treugebliebenen Neuenburger ermächtigt, „sich nur durch Rücksichten auf die Lage und das Glück ihres Landes leiten zu lassen, ohne Rücksicht auf die Bande, welche sie an ihn knüpften"; auch die Ernennung bevollmächtigter Commissarien „zur Unterhandlung mit dem eidgenössischen Vororte" in Aussicht gestellt. In einem spätern Schreiben vom Juni 1850 aber spricht der König wieder seinen festen Willen aus, „seine Getreuen nicht zu verlassen", „seine Autorität, sobald die Umstände es gestatteten, wiederherzustellen", und „der Revolution, welche sie bedränge, ein Ende zu machen". In noch weit stärkeren Ausdrücken erklärte sich endlich der König über die demokratische Regierung von Neuenburg und über die Schweiz überhaupt im Monate August 1851 gegenüber der bei der Hechinger Huldigungsfeier erschienenen Neuenburger Deputation. Welchen Verlauf diese Streitfrage in Zukunft nehmen wird, hängt wohl in erster Linie von dem Gange der großen europäischen Ereignisse ab. Dieses Gefühl hat bei den Mitgliedern der Neuenburger Regierung die Wirkung, daß sie nicht bloß für Frankreichs, sondern auch für Deutschlands und des gesammten Auslandes Entwicklung ein einsichtiges Interesse beweisen, welches von dem engen Kantönli-Geiste, auf den man bisweilen anderwärts stößt, vortheilhaft absticht.

Mit Freund Loewe verabredete ich bei dieser Gelegenheit für den bevorstehenden Sommer eine größere Schweizerreise, mit der Absicht, mich nachher in der französischen Schweiz niederzulassen, sowohl um die Einrichtungen und Sitten des

Landes von möglichſt vielen Seiten kennen zu lernen, als auch um das Franzöſiſche beſſer zu erlernen, als Dies an unſeren heimathlichen Gymnaſien möglich iſt. Beginnt doch der franzöſiſche Unterricht dort erſt im vierten Schuljahre, nachdem man bereits mit Lateiniſch und Griechiſch vollgepfropft iſt, und zwar auch von da ab nur in zwei Stunden wöchentlich auf ein Paar Dutzend lateiniſche und griechiſche Stunden. Uebelgeſinnte könnten daraus leicht den Verdacht ſchöpfen, man habe vor den franzöſiſchen Republikanern, trotz aller Herabſetzung derſelben, doch mehr Reſpect als vor denen Rom's und Griechenland's. Folge davon iſt, daß, wenn rheinpreußiſche Advocaten oder Richter, welche ihre Bildung bloß den preußiſchen gelehrten Schulen verdanken, einen Artikel aus den Cinq Codes vorleſen, ein fremder Zuhörer eben ſo gut auf den Gedanken kommen könnte, es ſeien die chineſiſchen Kings oder indiſchen Veda's, welche in der Rheinprovinz geſetzliche Kraft haben.

Bevor ich die Stadt Bern verließ, ſollte noch das Schauſpiel der Maiwahlen des Jahres 1850 an mir vorübergehen, durch welche die radicale Partei Stämpfli geſtürzt und eine Coalition von Conſervativen und Patriciern an's Ruder des Cantons gebracht wurde. Der Wahlkampf war heiß und die vereinzelten Auftritte im Berner Oberlande und im St. Immerthale haben bewieſen, daß dieſer Regierungswechſel, in Ermangelung der im Cantone tief eingelebten demokratiſchen Inſtitutionen, nur durch eine gewaltſame Revolution hätte bewirkt werden können. Die Mehrheit, durch welche das radicale Regiment geſtürzt wurde, war nicht groß, und es fehlte damals nicht an Stimmen, welche Stämpfli aufforderten, ſich, geſtützt auf ſeine entſchiedenen Anhänger, gewaltſam an der Spitze der Regierung zu behaupten. Was hätte er dadurch erreicht? Er hätte dem demokratiſchen Principe, dem er ſelbſt ſeine Erhebung verdankte, eine tödtliche Wunde verſetzt, einem Principe, welches durch die bloße Wirkung des Friedens, welchen es in ſeinem Schooße trägt, indem es das allgemeine Stimmrecht Aller an die Stelle des Säbels Weniger ſetzt, mehr Wohlthaten über Ackerbau,

Handel, Wandel, Gewerbe, Wiſſenſchaft und Kunſt ausſchüttet, als der genialſte Dictator, und trüge er die wohlthätigſten Pläne in ſeinem Kopfe, es jemals vermag. Und woher haben denn die neuen Genie's unſerer Tage die Paar Körner politiſcher und ſocialer Weisheit, von denen ſie ſoviel Aufhebens machen? Mir dünkt, ſie haben dieſelben bloß geraubt aus jener großen Saat, welche die allgemeine Intelligenz längſt ausgeſtreut hatte, und ſie hätten beſſer gethan, dieſelben auf dem breiten Volksacker liegen zu laſſen. Dort wären ſie zu einer vielleicht langſameren, dafür aber geſunderen, dauerhafteren und fortwirkenderen Blüthe gelangt, als durch die willkürliche Pflege einer entmannenden Treibhausdictatur. Stämpfli aber war ein aufrichtiger, ehrenhafter Demokrat, der ſeinen perſönlichen Ehrgeiz dem allgemeinen Wohle unterzuordnen wußte. Er ſtieg ruhig von dem höchſten Poſten des Landes hinab und trat als einfacher Advocat in ſeine Schreibſtube zurück. So that Pericles, ſo hätte in ähnlichem Falle Washington gethan. Die guten Früchte einer ſolchen Handlungsweiſe ſollten nicht lange auf ſich warten laſſen. Eine zu lang dauernde Gewalt wird nur zu leicht einſeitig und dazu fortgeriſſen, des Volkes eignes Leben mehr und mehr zu hemmen. Statt deſſen erhielt durch den Abtritt Stämpfli's ſeine eigne Partei ſowie das geſammte Volk einen neuen Lebensſporn. Während die Radicalen auf dem politiſchen, zum Theil auch auf dem öconomiſchen Felde neue Anläufe nahmen, vertiefte ſich die Bewegung im Volke ſelbſt bis zum Schönbrunner Programm mit dem Verlangen nach Progreſſivſteuer und Vertheilung der Gemeindegüter. Und wenn ſich ſelbſt einige Rufe nach jenen ſocial-myſtiſchen Utopieen erhoben, welche nicht von dem freudigen Lichte der Freiheit, ſondern von dem ſchmerzlichen Dunkel der Sklaverei ausgebrütet wurden, ſo hat's doch damit in der Schweiz keine ernſtliche Gefahr. In der demokratiſchen Schweiz verſchwindet Dergleichen vor dem freien Hauche der Wirklichkeit wie das Irrlicht vor dem friſchen Morgenwinde. Während die Zeit zu den verlangten öconomiſchen Reformen noch nicht gekommen ſcheint, haben dagegen die Radicalen auf

politiſchem Gebiete ihre Gegner bereits wieder bedeutend zurückgedrängt. Nicht nur hat Stämpfli ſeinem Rivalen Blöſch im eignen Cantone wieder Terrain abgewonnen, ſondern er ſollte auch alsbald durch das allgemeine Vertrauen der Schweiz zu einem der höchſten Poſten der geſammten Eidgenoſſenſchaft berufen werden. Herr Ochſenbein dagegen, zur Zeit der Berner Maiwahlen Bundesrath, welcher durch ſeine ſ. g. weiße Demokratie den Ausſchlag zu Gunſten der Conſervativen gegen Stämpfli gegeben hatte und dadurch, von ſeinem Sitze im Bundesrathe aus, die künftige Situation ſeines Heimathcantons Bern zu beherrſchen vermeinte, Herr Ochſenbein vermochte bei den letzten Nationalrathswahlen in der geſammten Schweiz auch nicht in einem einzigen Bezirke gewählt zu werden, und da die trefflichen Inſtitutionen der Schweiz dem gekränkten Ehrgeize jede Möglichkeit rauben, ſich über den Volkswillen zu erheben, ſo blieb uns das eigenthümliche Schauſpiel vorbehalten, denſelben jüngſt in die Dienſte eines auswärtigen Staatsſtreiches treten zu ſehen. — Betrachte Dir dieſe Situation wohl und von allen Seiten, lieber Leſer. Während ringsum der Säbel herrſcht, gehen in dieſer kleinen Schweiz gleichwohl große Dinge vor ſich.

Ueber die Perſönlichkeiten des Herrn Blöſch und Stämpfli erlaube ich mir kein Urtheil, eben ſo wenig über den ſpeziellen Unterſchied ihrer Parteiprogramme. Keinen von Beiden kenne ich perſönlich, die tieferen Intereſſen des Kantons Bern kenne ich nicht genügend. Aber einige äußere Symptome von allgemeinerer Bedeutung, die ich wahrgenommen, erlaube ich mir hier mitzutheilen. Während man unter dem Regiment Stämpfli's kaum Etwas von einem Preßprozeſſe gehört hatte, kamen dieſelben unter der neuen Herrſchaft der Conſervativen an die Tagesordnung. Auf einer ſpäteren Reiſe im Jura traf ich in Lachaux-de-Fonds einen fidelen Studenten, Namens Nußbaum, und noch einen Anderen, welche aus ihrem Heimathskantone waren verbannt worden, weil ſie „Zin, Zin, Rataplan, vivent les rouges, à bas les blancs“ geſungen hatten, ein

Lied, welches Einem damals in der französischen Schweiz aus jeder Werkstätte, mehr vergnügt als drohend, entgegentönte. Einen unvertilglichen Eindruck hat mir aber folgender Umstand hinterlassen. Als ich gegen das Frühjahr 1851 auf kurzen Besuch wieder nach Bern kam, da fand ich, zum Gedächtnisse des vorigjährigen Wahlsieges der Conservativen, an der Buchhandlung von Huber und Comp. eine mit Epheu umkränzte Tafel mit folgender Inschrift aufgestellt: „Gott hat geholfen, Gott hilft noch, Gott wird ferner helfen. Hier werden Gaben für die Nothleidenden gesammelt.“ Unterdessen erhielten die zum Tage von Schönbrunn ausziehenden Socialradicalen, welche sich durch ihre eigne Einsicht, statt durch fremde Almosen zu helfen suchten, Prügel im Geiste des Conservatismus. Man muß aber deshalb ja nicht glauben, daß die Conservativen auch ihrerseits sich bloß auf die Hülfe Gottes verlassen. O nein! Die „Patrie“, ein conservatives Berner Blatt, schlug später als Devise für ein zur Betreibung der Nationalrathswahlen niederzusetzendes Comité den Satz vor: „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott!“ — Für mich die irdische Herrschaft und die Selbsthülfe, für Dich der Himmel und die christliche Barmherzigkeit! — Das ist der große Parteiunterschied, der durch die ganze Welt geht. Statt allgemeiner, humaner Belebung der Selbstkraft jedes Einzelnen zu steter Kräftigung, Bereicherung und Verschönung des Gesammtlebens — einseitiges, selbstsüchtiges Streben der Einen nach Herrschaft, um die Anderen durch frömmelnde Verdummung der eignen Kraft zu berauben.

3. Reiſebericht aus den Urkantonen, aus Graubünden, aus der italieniſchen Schweiz und aus den Monte-Roſa-Thälern.

— Juli bis Herbſt 1850. —

Achtes Kapitel.

Reiſe mit Loewe und Caspary in die Urkantone, nach Graubünden und Teſſin. Reiſeplan. Der Suwarow'ſche Zug. Beſuch bei Heinrich Simon und Rappard auf ihrem Gute am Zürcher See. Rappard's mikroſcopiſches Unternehmen. Frau ....., ſpäter Frau Loewe. Alpſtock und Wirthshauspreiſe. — In's Linththal. Die Schlacht bei Näfels und die ſchweizeriſche Unabhängigkeit. Das Klönthal. Ziegen und „Schabziger." Ueber den Pragel in's Muottathal. Alpenflora und eine ruſſiſche Laffette. Muotta. Die Urkantone, der Ultramontanismus und die Freiheit. Ankunft Suwarow's über den „Kinzigkulm", Gefechte im Muottathale, Abzug über den Pragel in's Linththal und von da durch das Sernfthal über den Panixer Paß in's Rheinthal. Rückkehr nach Rußland und Tod desſelben. Die Revolution von 1789, der Schrecken und die auswärtigen Kriege. Die Revolution von 1848, die Juniſchlacht und die Wiederauflage des Bonapartismus. Clauſewitz'ſche Kritik des Uebergangs über den Kinzigkulm Klauſenpaß und Glattalp. Unſer Führer und der Sonderbundsfeldzug. Wohlriechende Bergißmeinnicht. Ueber den Urnerboden nach Linththal. Der Canton Glarus. Ueber den Wallenſee in's Rheinthal.

Zu Anfang Juli's 1850 traf Loewe von Neufchatel in Bern ein, von wo aus wir zu Dritt unſere verabredete Reiſe

antraten. Der Dritte war Wilhelm Casparh, ein Schul- und Spielgenoſſe von mir. Während ich dem Abiturienten-Examen zuſtrebte, verließ er auf Tertia oder Secunda das Gymnaſium, um, dem Wunſche ſeines Vaters, eines alten Soldaten, gemäß, ebenfalls Soldat zu werden. Ohne eine Kadettenanſtalt oder eine Offizierſchule zu beſuchen, befähigte er ſich durch häuslichen Fleiß raſch nacheinander zum Fähndrich- und Offizier-Examen. Nachdem er beide cum laude beſtanden und einige Zeit als Seconde-Lieutenant Dienſte gethan hatte, trug er auch in einem Concurſe um den Beſuch der Kriegsſchule zu Berlin den Sieg davon, und genoß des höheren kriegswiſſenſchaftlichen Unterrichts, welcher ſtrebſameren Offizieren dort zu Theil wird. Von der Kriegsſchule zurückgekehrt ließ er ſich dann auf ein Jahr zur Artillerie commandiren, um auch den Dienſt in dieſer Waffe kennen zu lernen. Bei Ausbruch der Februarrevolution ſtand er als Bataillons- oder Regimentsadjutant, wenn ich nicht irre, in Münſter. Aber wie gewonnen, ſo zerronnen! Er hatte ſich ſtets litterariſch und philoſophiſch beſchäftigt, und glaubte nun von der neuen Bewegung die Verwirklichung ſeiner zwar gemäßigten, aber im Verhältniß zum damaligen Zuſtande Preußens und Deutſchlands immerhin vorgeſchrittenen Anſichten erwarten zu dürfen. Zu Beginn des Jahres 1849 zum Mitgliede der zweiten preußiſchen Kammer gewählt, geſellte er ſich der Linken zu, welche gerne einen unterrichteten Offizier in ihren Schooß aufnahm. Nach Auflöſung der preußiſchen Kammern ſah ich ihn in Frankfurt oder Stuttgart wieder, und bei meiner Ankunft in Bern war Einer der Erſten, auf den ich ſtieß, mein alter Schul- und Spielgenoſſe Casparh. Ich glaube, er hatte ſeinen Abſchied genommen. Wie er, nicht durch Geburt oder Protection, ſondern durch demokratiſchen Fleiß emporgekommen war, ſo war er nun von ſeinen ſämmtlichen, mühſam erworbenen Würden auch demokratiſch wieder hinabgefallen. Er hatte ſein Vaterland mit der Schweiz vertauſcht, nicht weil daheim etwas Beſonderes gegen ihn vorlag, ſondern aus einem ſehr erklärlichen Gefühle allgemeinen Unbehagens. Jetzt lebt er wieder in

Deutſchland, nach meinen letzten Nachrichten als Factor eines Braunkohlenbergwerks im Deſſauiſchen. In Bern nannten die Anderen ihn wohl, mit Rückſicht darauf, daß Nichts wirklich Compromittirendes gegen ihn vorlag, ſcherzweiſe: „Flüchtling aus Neigung.“ — Glaube nicht, lieber Wilhelm, daß ich Dies anführe, um mich noch jetzt für jene Prügel zu rächen, welche Du mir vor nun bereits 28 Jahren höchſt willkürlicher Weiſe, kraft des bloßen Rechtes des Stärkern, auf dem Dammwege zwiſchen dem alten Maximin-Palaſte und der Porta nigra zu Trier gabſt, weil ich mehr und ſchönere Bücher unter dem Arme trug, als Du, und Dir auf Deine impertinente Frage: „Was machſt Du Kleiner mit all den dicken Büchern?“ nicht Rede und Antwort ſtehen wollte. Nein! das ſehe ich als vollſtändig geſühnt an durch das Entſetzen, welches Dich ergriff, als bald darauf Dein ſeliger Vater, mit all ſeinen Decorationen geſchmückt, Dich bei dem meinigen zum Gymnaſium anmeldete, und Du in einer Ecke der Stube den Geprügelten als den Sohn Deines künftigen Lehrers erkannteſt. Ich erwähne des „Flüchtlings aus Neigung“ nur als getreuer Memoirenſchreiber, welcher nicht unterlaſſen will, neben den ernſten Blüthen, welche das Exil hervortrieb, auch diejenigen zu zeigen, welche von dem Strahle roſenfarbenen Humors leiſe geröthet ſind.

Casparÿ machte bloß den erſten Haupttheil unſerer Reiſe mit, worauf wir etwa einen Monat zu verwenden hatten. Für Anfang Auguſt dagegen hatten Loewe und ich uns mit Vogt, Mayer und Anderen ein Rendez-vous im Berner Oberlande gegeben, von wo wir eine gemeinſchaftliche Reiſe ſüdwärts über die Berner Alpen in's Wallis und von da, mit Ueberſchreitung der Rhone, nach dem Monte-Roſa beabſichtigten. — Die Zwecke, welche wir Drei zu unſerer erſten Reiſe mitbrachten, waren nicht ganz dieſelben. Casparÿ's Hauptzweck war, den berühmten Zug Suwarow's, den er nach verſchiedenen militairiſchen Schriftſtellern auf der Karte ſtudirt hatte, nun auch an Ort und Stelle zu verfolgen. Dieſer Zug war folgender. Nachdem Suwarow die Franzoſen in Italien wiederholt auf's Haupt

geſchlagen und über den Appennin aus dem Lande hinausgeworfen hatte, wurde er von dem auf ſeine Lorbeeren eiferſüchtigen Wiener Kriegsrathe nach der Schweiz beordert, um, in Ablöſung des an den Rhein beorderten Erzherzogs Karl, gemeinſchaftlich mit ſeinem bei Zürich ſtehenden Landsmanne Korſakow, die Franzoſen unter Maſſena auch aus der Schweiz hinauszuwerfen. Im September des Jahres 1799 langte Suwarow aus den lombardiſchen Ebenen mit etwa 24000 Mann, worunter 5000 Koſacken, bei Arbedo in der Nähe von Bellinzona im Kanton Teſſin an. Von da nahm er ſeinen Marſch das Ticinothal aufwärts nach der Höhe des Gotthard. Nach verſchiedenen blutigen Kämpfen erzwang er am 24. September den Uebergang über den Gotthard, und warf den franzöſiſchen General Lecourbe auf der entgegengeſetzten Seite in's Reußthal hinab, deren Lauf er nun durch das Urnerloch, über die Teufelsbrücke bis zum Vierwaldſtätter-See folgte, die Franzoſen in wiederholten ſiegreichen Gefechten vor ſich herdrängend. In Altdorf angelangt fand er alle Boote, die ihn über den See zu bringen vermocht hätten, entfernt, und die Engpäſſe des Axenbergs am öſtlichen Ufer des Urner-See's beſetzt. Da beſchloß der greiſe Feldherr jenen in der Kriegsgeſchichte ewig denkwürdigen Uebergang über den „Kinzigkulm" in's Muottathal, um von da über Schwyz ſeine Vereinigung mit Korſakow zu bewerkſtelligen. Hier erhielt er jedoch die Nachricht, daß Maſſena den günſtigen Moment des Abzuges des Erzherzogs Carl nicht verſäumt, und bereits am 25. und 26. September dem General Korſakow den entſcheidenden Sieg von Zürich abgerungen hatte. Hierdurch ſah er ſich zum erſten Male in ſeinem Leben zum Rückzuge genöthigt. Dieſen bewirkte er, von allen Seiten bedrängt, mit beiſpielloſer Tapferkeit über den Pragel nach Glarus, und von da durch das Sernftthal über den ſteilen Panixer-Paß nach Ilanz im Rheinthale. Hier langte er am 10. October an, und ſetzte nun ſeinen Rückzug rheinabwärts unbehindert bis nach Baiern fort, wo er hinter dem Lech Cantonni-

rungsquartiere bezog, um bald darauf nach Rußland zurückzukehren. —

Loewe und ich hatten nun aber keineswegs Luſt, uns die Richtung unſerer Reiſe ausſchließlich durch die ſtrategiſchen Rückſichten Suwarow's vorſchreiben zu laſſen. Der Kanton Appenzell hatte mir Luſt nach einem ferneren Stück Urkantone erweckt, und Loewe wünſchte durch das Rheinthal aufwärts nach Graubünden und von da durch das Miſocco-Thal nach dem Kanton Teſſin bis zum Luganer-See vorzudringen. Das ließ ſich vereinigen. Man konnte das Stück Urkantone ſo wählen, daß die Hauptthaten Suwarow's von ſeiner Ankunft am Vierwaldſtätter-See bis zum Rückzuge in's Rheinthal hineinfielen. Dann mußte Caspary vor der Hand darauf verzichten, auch dem Anzuge Suwarow's aus Italien zum Vierwaldſtätter-See entgegenzugehen. Vielmehr ſchlug man ſich dann über den Wallenſee in's Rheinthal. Nachdem man durch dieſes und das Miſoccothal bis nach Bellinzona gelangt war, machte man einen Abſtecher nach Lugano, und verfolgte dann, nach Bellinzona zurückgekehrt, den erſten Theil des Suwarow'ſchen Zuges von Arbedo den Ticino aufwärts über den Gotthard. Jenſeits des Gotthard angelangt ſtand ſodann Loewe und mir die Verbindung mit den uns erwartenden Freunden im Berner Oberlande über Furca und Grimſel offen. — Dieſen Plan brachten wir vollſtändig zur Ausführung. Viel Zeit hatten wir dabei eben nicht zu verlieren. Wir ſetzten uns daher in die Poſt von Bern nach Zürich, und gingen raſch durch Zürich durch, um Heinrich Simon und Rappard auf ihrem Gute zu Mariafeld bei Meilen am nördlichen Ufer des Zürichſee's zu beſuchen. Sie waren noch mit Bauen und Einrichten beſchäftigt. Es war aber drinnen ſchon hinlänglich wohnlich, um einige Tage bei ihnen zu verweilen. Die Politik war raſch abgethan. Ueber Das, was in Deutſchland vor ſich ging, waren unſere Anſichten faſt ganz dieſelben, und was mögliche Anſtöße von Außen anbetrifft, ſo hatten zwar die Pariſer Nachwahlen zur Legislative (Deſlotte's, Vidal's, Carnot's am 10. März 1850, und Eugene Sue's

am 28. April dess. J.) deutlich bewiesen, daß sich im Volke eine lebhafte Reaction gegen das Gebahren des präsidentschaftlichen Napoleonismus und der royalistischen Legislative vorbereite, welche die arme Republik übel zwischen sich genommen hatten. Auf diese Wahlen hatten aber Legislative und Präsident, durch das Burggrafengesetz vom 31. Mai 1850, keck mit der Beschränkung des allgemeinen Wahlrechtes geantwortet, und das Volk hatte diesen Eingriff in seine Rechte zwar murrend, aber doch ohne Aufstand hingenommen. Also theoretische Opposition bis zur Wahl eines neuen Präsidenten und einer neuen Legislative über zwei Jahre! — Was Dann, Das wissen die Götter.

Das Gut unserer Freunde, welches sie im folgenden Jahre wieder verkauften, war sehr freundlich an den Ufern des See's gelegen, dahinter ein Gärtchen, prächtige Wiesen mit Obstbäumen, weiterhin leise ansteigende Weinberge; nach Vorne der blaue Wasserspiegel des See's mit einer kleinen Bucht, in welcher ein leichter grüner Nachen, welchen die Beiden sich nach besonderen Anweisungen hatten bauen lassen, zu Spazierfahrten bereit lag. Wir stachen häufig in den See und stürzten uns dann in den kühlen Wellenschooß. Dabei erzählte uns eines Tages der Züricher Rechtsanwalt Brändlin, der mit uns badete, Einer seiner Freunde sei einmal von einem großen Fische an der Ferse verwundet worden. Der Fisch habe die Ferse wahrscheinlich für ein lebloses Stück Nahrung genommen. Diese Geschichte erschien mir damals ganz fabelhaft; ich habe aber später, kurz nach meiner Verurtheilung und bildlichen Hinrichtung, einen ähnlichen Anbiß im Genfer See erlitten, grade als wenn die Fische der See'n mit zum vollstreckenden Personal des Meisters Hammel in Köln gehörten. — Rappard beschäftigte sich damals mit einem eigenthümlichen Plane, den er später auch wirklich zur Ausführung brachte. Als vermöglicher Rittergutsbesitzer hatte er sich in seinen Mußestunden viel mit dem Mikroscope beschäftigt, auch wohl unter demselben einzelne Objecte aus dem Thier- und Pflanzenreiche zwischen Glasplättchen der Art einbalsamirt, daß man, indem man diese Präparate

unter dem Mikroſcope betrachtete, der Natur bis in ihr innerſtes Getriebe hineinſehen konnte. Jetzt, nachdem er den größten Theil ſeines Vermögens durch die Reaction verloren hatte, beſchloß er, durch Verfertigung ſolcher mikroſcopiſcher Präparate ſich einen neuen Erwerbszweig zu gründen. Außer ſeinem perſönlichen Vortheile hoffte er dadurch das Studium der Naturwiſſenſchaften zu befördern, auf welche die politiſch geſcheiterte Bewegung ſich mit vertieftem Eifer geworfen hatte, und von deren befreiender Wirkung er Großes erwartete. In Berlin hatte er eine junge Dame kennen gelernt, welche kürzlich ihren Mann durch den Tod verloren hatte, ſich grade mit ähnlichen Arbeiten beſchäftigte und dabei eine außergewöhnliche Geſchicklichkeit an Tag legte. Dieſe Dame zog aus dem Nachlaſſe ihres verſtorbenen Mannes heraus, was ihr geblieben war, und verband ſich mit Rappard zur Gründung eines mikroſcopiſchen Inſtitutes in Zürich, welches alsbald ſeine ſauberen Präparate auf den ganzen Continent und ſelbſt bis nach America verſenden ſollte. Die junge Wittwe war eben von Berlin eingetroffen; ſie wohnte in dem benachbarten Dorfe und kam des Mittags auf das Gut zu Tiſche. — Frau T. trug ihr dunkelblondes Haar kurz, wie ein Mann. Unter einer kräftigen Stirne ſchauten ein Paar klare blaue Augen hervor; der untere Theil des Geſichtes, hauptſächlich der Mund, waren von beſtimmtem, ja ſcharfem Schnitte. In der Anregung aber waren die Augen nicht ohne ſchwimmenden Glanz und die Mundformen konnten ſogar weich werden. Das ganze Aeußere deutete Etwas von jener Miſchung von Kraft und Hingebungsfähigkeit an, welche einen Hauptreiz nicht nur des Weibes, ſondern des Menſchen überhaupt ausmacht. Soll doch der charakteriſtiſche Ausdruck Alexanders des Großen grade in einer Verbindung des Männlichen, Löwenartigen mit dem Weichen, faſt weiblich Freundlichen beſtanden haben. Sie ſprach und bewegte ſich frei, doch gemeſſen, und ſchien ſich ihre Schranken nicht in Gemäßheit der Vorurtheile der Welt, ſondern nach Maßgabe des eignen Schönheitsbedürfniſſes zu ziehen. Nach unſrer Abreiſe von Mariafeld ſprachen wir Drei

wohl öfters von dieſer neuen Erſcheinung, welche wir Alle als eine nicht gewöhnliche erkannten. Bei aller gebührenden Achtung für dieſelbe machten wir allerlei Combinationen und warfen das Rößlein munterer Reiſelaune bald hierhin bald dorthin, Loewe nicht ausgenommen. Er ahnte wohl damals noch nicht, daß, kaum daß ein Jahr verfloſſen, dieſes Weib und er ſelbſt gegenſeitig eine ſolche Gewalt über einander gewonnen haben würden, daß er nicht nur ſeine bisherige Ehe, mit aller möglichen Schonung, wie ſich von ſelbſt verſteht, löſen, ſondern auch das liebe Europa gegen America vertauſchen werde, um dort der neuen Familie eine neue Exiſtenz zu gründen. Verloren biſt Du uns deshalb nicht, lieber Freund! Aber ganz ohne Abzug an ſonſtigen Freiheiten und Richtungen gehen ſolche liebenswürdige Staatsſtreiche der Weiber gegen uns Männer doch niemals von Statten. — Vor unſerer Abreiſe ſchenkte mir Heinrich, in Anbetracht des Umſtandes, daß ich meinen Reiſeſtock verloren hatte, ſeinen Alpſtock, den ich von nun an bis an's Ende unſerer Reiſe mit Ehren führte. Der Alpſtock iſt ein einfacher, glattrunder, etwa 6 Fuß langer Stock mit eiſerner Spitze. Man ſtützt ihn nicht gegen die Abgründe, — wiche der Schnee oder das Erdreich, ſo läge man Unten, — vielmehr nach der entgegengeſetzten, gefahrloſen Seite, um das Gewicht des Körpers auf ihn nach Innen zu legen. Ebenſo ſtellt man ihn beim Bergabſteigen nicht vor ſich her, ſondern legt das Gewicht des Körpers auf ihn nach rückwärts, um die bergabwärts treibende Wucht zu vermindern. Führer und andere Eingeborene rutſchen auf dieſe Weiſe oft ganze Schneefelder mit reißender Geſchwindigkeit hinab. Wer aber den Alpſtock nicht ordentlich zu handhaben verſteht, dem wird er mehr ein Hinderniß als eine Hülfe. Auch iſt er durchweg überflüſſig, und ich habe ſpäter die ſchwierigſten Höhen der Schweiz mit einem einfachen Stocke erſtiegen. Meine Kaſſe befand ſich dabei weit beſſer, da der überall mitgeführte Alpſtock überall die höchſten Preiſe bezahlt. Auf die Preiſe erſchien uns im Verlaufe unſerer Reiſe noch ein anderer Umſtand von Einfluß. Caspary und ich behaupteten nämlich, daß ein Paar

freundliche Worte und Scherze, in aller Sittſamkeit zwiſchen Küche und Speiſezimmer oder in einer Fenſterniſche mit den Mädchen des Hauſes gewechſelt, oft einen ermäßigenden Einfluß auf die Preiſe übten; welchem jedoch unſer würdiger Freund Loewe Fälle entgegenſetzen zu können glaubte, in welchen unſere ſogenannten Preisermäßigungsbeſtrebungen, ſei es als Anlaß zu Zeitverſäumniß, ſei es als Luxusartikel, bei Aufſtellung der Rechnung mit in Anrechnung gekommen ſeien. Wir vermochten uns über dieſe Meinungsverſchiedenheit nicht ſchlüſſig zu machen; fernere Erfahrungen thun Noth, und junge Leute, ja auch bejahrtere verheirathete Männer, werden ſich unter obwaltenden Umſtänden unſchwer entſchließen, zur Aufklärung dieſes Theils der Reiſewiſſenſchaft, durch Anſtellung neuer belehrender Erfahrungen, das Ihrige beizutragen.

Von Mariafeld ging's im Flug über den blauen See, zwiſchen den lachenden grünen Ufern vorbei, die Schneeberge vor uns, nach Schmerikon. Von dort pilgerten wir den Linthcanal entlang nach Weſen, wo wir naß bis auf die Haut und verhöhnt von linthaufwärts fahrenden Schiffern, deren Anerbieten, uns mitzunehmen, wir abgelehnt hatten, des Abends anlangten. Am anderen Morgen ſchlugen wir uns ſüdlich in das Linththal des Cantons Glarus. Halbwegs zwiſchen Weſen und Glarus, am Fuße des jähen „Rautiſpitzes“ liegt „Näfels“, wo Dich der Geiſt der Urcantone aus den Blättern der ſchweizeriſchen Unabhängigkeitsgeſchichte urkräftig anweht. Bei Näfels hatte am 9. April 1388 jene berühmte Schlacht Statt, durch welche die Glarner gegen Oeſtreich ihre Unabhängigkeit erfochten. In Folge des Rütli-Bundes der drei Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden und des dem Tell abgezwungenen Apfelſchuſſes waren die Vögte bereits aus dieſen drei Landen vertrieben, und die errungene Unabhängigkeit durch die Siege am Morgarten (1315) und bei Sempach (1386) mannhaft aufrecht erhalten worden. Dieſen beiden Siegen reihten die dem Bunde beigetretenen Glarner den von „Näfels“ an und behaupteten dadurch ihre unabhängige Verbindung mit den Brudercantonen. Durch den Sieg der Ap-

penzeller gegen Erzherzog Friedrich und den Abt von St. Gallen am »Stoß« (1405) wurde ein gleicher Erfolg für dieſen Canton erzielt. Unterdeſſen waren auch bereits die Berner, nachdem ſie dem burgundiſchen Adel bei Laupen eine derbe Lection ertheilt hatten (1339), dem Bunde beigetreten, welcher nun aus einem Angegriffenen bald zum Angreifer wurde und den Herzögen von Oeſtreich zuletzt ſogar das Stammland Habsburg im Aargau wegnahm und gegen alle Verſuche der Wiedereroberung bis auf den heutigen Tag behauptete. — Heute noch wallfahrten die Glarner jedes Jahr am zweiten Donnerstage des Monates April nach »Näfels« zur Gedächtnißfeier jener Schlacht, und auf den benachbarten »Rautifeldern« ſtehen heute noch eilf Steine mit der Jahreszahl 1388 an den Stellen, wo die eilf Angriffe Statt hatten. Bei dem ſechsten, da wo alles Volk unter das Landesbanner zuſammentrat, wird dann die Hiſtorie des großen Sieges mit namentlicher Anführung aller Derer, »die ſich für das Land gewagt«, vorgeleſen, und nach der Meſſe für die Väter pflegt ſich das Volk, wie billig, der Freude zu überlaſſen. — Von Näfels gingen wir dem Laufe der Linth nur noch bis »Nettſtall« am Fuße des »Wiggis« entgegen. Dort öffnet ſich zwiſchen der zackigen Felswand des »Wiggis« und dem rieſigen »Glärniſch« mit ſeinen ſieben ſchwarzen, ſchneegeſprenkelten Gipfeln das romantiſche Klönthal, durch welches die wilde »Löntſch«, in einer Reihe wildgeberdiger Waſſerfälle, zwiſchen großartiger Felsumgebung hinabbrauſt, um ſich unten mit der Linth zu vereinigen. In dieſes Thal lenkten wir ein. Gleich im Anfang begegnete uns daſelbſt eine Ziegenheerde. Größer und ſchöner habe ich in meinem Leben keine geſehen; es waren gewiß an fünfhundert Stück. Ihr Schellengeläute klang uns ſchon aus großer Ferne laut entgegen, und als ſie an uns vorbeizog, wollte der Zug gar kein Ende nehmen. Derſelbe bot das mannichfaltigſte Leben dar, Thiere, ſchwarz wie der Teufel mit weißen, und weiße wie Schnee mit röthlichen Augen, dazwiſchen alle möglichen Schattirungen in Braun, Grau und Gelb, mit und ohne Flecken, welche, je nach ihrer Lage, den Thieren

oft einen gar ſchlauen, täppiſchen oder poſſierlichen Ausdruck geben. Hier ſetzen ein Paar munter und launig in albernen Sprüngen zur Seite, dort ſperren zwei quer die Straße, indem ſie mit ihren impertinent gewölbten Häuptern von Grund aus gegeneinander ausholen und ihre ſenkrechten, ſcharf umgebogenen Hörner kampfluſtig kreuzen; hier tragen Zwei verſtändig oder gar mit maßvoller Salbung ihre langen Bärte vor ſich her; dort laſſen wieder Andere ihre Häupter bedenklich hängen und ſcheinen des Lebens Unverſtand mit Wehmuth zu genießen. Alle aber ſind von ganz anderem Schlage als die Ziegen in den Städten und Ebenen. Sie haben Etwas von den Gemſen, und im Canton Uri erzählten mir ſpäter die Bauern, daß die Ziegen im Gebirge oft derart verwilderten, daß kein anderes Mittel bleibe, ſich ihrer zu bemächtigen, als ſie, wie die Gemſen, zu ſchießen. Auch lieferten deren Felle faſt eben ſo gute Handſchuhe als die der Gemſen. — Im Canton Glarus iſt die Ziegenzucht in beſonderer Aufnahme. Man verfertigt daſelbſt auch den bekannten „grünen Kräuterkäſe“, welcher bis in die fernſten Gegenden, ſelbſt bis nach America verſendet wird. Im Lande ſelbſt heißt er „Schabziger“. Das Wort „Ziger“ kommt aber nicht von „Ziege“, ſondern bedeutet jede geronnene Flüſſigkeit, „Schabziger“ alſo einen Käſe, welcher geſchabt wird. Die Milch erhält durch den häufig hier wachſenden Steinklee, den die Thiere mit Vorliebe wegnaſchen, einen beſonders aromatiſchen Geſchmack, und bei der Käſebereitung ſelbſt wird dann noch verriebener Steinklee im Verhältniß von drei Pfund Kleepulver zu hundert Pfund Molken hinzugefügt, wodurch die grüne Farbe und ein erhöhtes Kräuterarom gewonnen werden. — Nach zweiſtündigem Anſteigen durch die wildromantiſche Schlucht erweitert ſich das Thal zu grünen, blumigen Matten, in deren Mitte der Klönſee ſich eine Stunde in die Länge und eine halbe Stunde in die Breite ausdehnt. Den Hintergrund ſchließt der „Pragel“, über welchen man in den Canton Schwyz gelangt. Hier war Friede, von der übrigen Welt rings abgeſchloſſen durch hohe Berge. Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange und

ſchüttete tiefere Goldlichter über die grünen Matten. Der See war ruhig und ſchlug nur ſeltenen, melancholiſchen Schlages an die ſtillen, einſamen Ufer. In einer Bucht lag ein kleiner Nachen. Eine einfache Inſchrift im Felſen des Glärniſch, am unteren Ende des See's, neben einem Waſſerfall, erinnert an Salomon Geßner, den Idyllendichter, der von Zürich aus im Sommer häufig hierher kam und wochenlang in einer Sennhütte lebte. Schweigſam wanderten wir den See aufwärts bis „Bornau“, ein an deſſen oberem Ende einſam gelegenes Wirthshaus, wo wir Abendbrod nahmen, den „Schabziger“ koſteten und uns in leidlichen Betten zum Uebergange über den Pragel ſtärkten. Unſer nächſter Reiſeplan war folgender. Indem wir bei Nettſtall in das Klönthal einlenkten, hatten wir nicht die Abſicht, auf den übrigen Theil des Linththals zu verzichten. Vielmehr beſchloſſen wir daſſelbe durch das Klönthal, über den Pragel, durch das Muotta- und Biſithal, über die Glattalp und den Urnerboden im Bogen ſo zu umgehen, daß Caspary die zweite Hälfte des Suworow'ſchen Zuges ſtudiren könne, und wir darnach in das obere Linththal, gegen ſeinen Schluß hin, wieder einlenkten. Von da ſtand uns dann der Weg linthabwärts zurück nach Weſen und über den Wallenſtadter See hinüber nach dem Rheinthale offen. Des anderen Morgens überſtiegen wir daher den 5160 Fuß über das Meer ſich erhebenden „Pragel“. Im Hinanſteigen kamen wir wohl über eine prächtige grüne Matte, hatten auch ein Paar ſchöne Rückblicke auf das Klönthal mit dem See; im Uebrigen aber iſt der Pragel ohne alle Ausſicht, ſteinig, ſumpfig, beſchwerlich und langweilig. Auf der Höhe fanden wir noch ziemliche Strecken Schnee's, über welche unſer Weg führte. Aber grade da war uns noch eine Freude vorbehalten, ein erfriſchendes Lächeln der unvergleichlichen Alpenflora. Wenn im Thale längſt der Sommer eingetreten iſt, wenn dämmrige Schwüle über dem Schmelze der Matten zittert, dann herrſcht auf den Alpen noch immer der junge Frühling. Wir fanden große doppelte Butterblumen mit ſchön geſchloſſenen Kelchen, wie gelbe Roſen; üppige Büſchel himmelblauer Vergißmein-

nicht; die glockenförmige Gentiane (gentiana acaulis); vor Allen aber die kleine an niedrigem Stengel (gentiana verna), dieſes reizende Sternblümchen vom ſchönſten Transmarinblau mit ſchneeweißem Aeuglein inmitten des Blau's. In ganzen Familien wuchs ſie urfriſch am Rande des friſch geſchmolzenen Schnee's empor. Ich kenne kein ſchöneres, erquickenderes Blau als das dieſer kleinen Gentiane, und wenn ich manchmal müde, durſtig oder gelangweilt an einem Schneefelde vorbeikam, an deſſen Rande ſie ihr lenziges Antlitz erhob, dann fühlte ich mich ſtets neu geſtärkt, als ob die nährende Kraft des ſchneegetränkten Bodens, welcher dieſe Farbenfriſche entquillt, labend in meine eignen Adern gedrungen wäre. — In der Sennhütte auf der Höhe traten wir gegen einen feinen, aber eindringlichen Regen unter, welcher ſich unterdeſſen eingeſtellt hatte. Ueber der praſſelnden Flamme hing ein pechſchwarzer rußiger Keſſel mit ſchneeweißer Milch. Wir rückten an's Feuer, um unſere Kleider einigermaßen abzutrocknen. Doch fehlte es an Stühlen. Da zogen Caspary und ich aus einem Winkel ein eigenthümliches Geſtell hervor, um uns desſelben als Bank zu bedienen. Unſer Erſtaunen war nicht gering, als wir darin eine aus dem erſten beſten Holze roh zuſammengezimmerte Laffette erkannten. Der Senne erklärte auf Befragen: „Ja, das Geſtell ſei ſchon gar alt, älter als er ſelbſt. Das rühre noch von der Zeit her, da der Ruſſ und der Franzos im Lande geweſen.“ Es war kein Zweifel, wir hatten die Laffette einer ruſſiſchen Bergkanone vor uns, eine Hinterlaſſenſchaft des alten Suwarow. Caspary betrachtete ſie mit einem Intereſſe, das an Inbrunſt gränzte und trennte ſich nicht ohne wiederholte Rückblicke von derſelben. Wir ſtiegen auf der andern Seite des Pragel in den Kanton Schwyz hinab und langten gegen Abend in Muotta an, wo wir in dem Wirthshauſe neben der Kirche ein ganz leidliches Unterkommen fanden. Das war nicht ganz unerheblich; denn wir blieben zwei Tage dort eingeregnet. Dies hatte zur Folge, daß wir uns im Innern des Hauſes etwas näher umſahen. Alle Stuben hingen voll Heiligenbilder. Im Speiſezimmer hing zwar auch General

Dufour mit ſeinem Stabe zu Pferde. Aber hinter der Thüre ſchaute ein älteres Bild, den Schwur der Urkantone darſtellend, an dem alten Bunde feſtzuhalten, ſo hervor, als wenn es bloß den günſtigen Augenblick abwarte, die Helden des neuen Bundes wieder hinauszuſchmeißen. Ein ganz eigenthümliches Machwerk war der katholiſche Hauskalender. Darin wurden die Helden des rechten Glaubens den Helden des falſchen Glaubens in Bild und Wort gegenübergeſtellt. Auf der einen Seite ſah man alle möglichen Märtyrer der katholiſchen Kirche, von den älteſten Zeiten bis auf den in der Pariſer Juniſchlacht gebliebenen Erzbiſchof Affre, in geiſtlichen Gewändern von ergebenem Faltenwurfe, in demüthiger Stellung, ſei es knieend, ſei es über den Todesblock gebeugt; auch Nonnen voll entſagungsſeeliger Sanftmuth. Auf der andern Seite dagegen waren Ronge, Tzersky und Andere dargeſtellt im knappen modernen Frack mit hochfriſirten Haaren, wie ſie ſich lächelnd mit koketten Fräuleins unterhielten, oder dieſelben gar am Arme führten und ſich im Reden ſüßlich zu ihnen hinabbeugten. Dieſe Holzſchnitte waren überaus komiſch anzuſehen. Der dazu gehörige Text war entſprechend. Dazwiſchen befanden ſich von Zeit zu Zeit beſondere Betrachtungen, „Exempel“ genannt, welche gleichſam als Ruheſtationen zwiſchen die lange Geſchichtserzählung von den Helden des rechten und falſchen Glaubens eingeſchoben waren. Des dritten Exempels erinnere ich mich noch im Allgemeinen. Es lautete ungefähr ſo: „Wie Schiffer auf hoher See, wenn ſie von allem Lande abgeſchnitten ſind, ſich oft ſchon auf große Entfernungen vom Dufte der Gewürzinſeln angeweht fühlen, ſo dringen häufig zu Solchen, welche der irdiſchen Welt völlig entſagt haben, köſtliche Düfte aus jener Welt, welche ſie zu den gottſeeligſten Thaten begeiſtern.“ Das iſt ſchon ganz gut. Die geiſtlichen Herren aber, die wir auf unſerer Reiſe in den Urcantonen ſahen, ſchienen ſich keineswegs von jenſeitigem Gewürzduft zu nähren; vielmehr deuteten blühende Wangen, gemüthliche Bäuchlein und dralle Waden häufig auf diesſeitige Ochſen- und Schweineſtälle von beſter Einrichtung und Zucht hin. Das ſind ohne Zweifel ſehr

nützliche Anſtalten; nur muß man auch den anderen Leuten es zu gute halten, wenn ſie lieber von roſenrothem Schinken und gebratenem Ochſenfleiſch als von Gewürzduft leben. — Caspary hatte die Phantaſie, zwölf- bis vierzehnjährige Knaben nach der Geſchichte Tell's auszufragen. Sie wußten auch nicht die Spur davon, Nichts von dem Vogt, Nichts von dem Bogenſchützen, Nichts von Hut, Nichts von Apfel. Fernere Fragen ergaben, daß ſie dagegen um ſo reichlicher über die Mutter Gottes und alle Heiligen unterrichtet waren. Dabei ward man doch etwas irre an dem Satz, daß die Freiheit vorzugsweiſe in den Bergen wohne. Was vorzugsweiſe in den Bergen wohnt, iſt nicht die Freiheit, ſondern die Eigenthümlichkeit, oder wenn man will, die Freiheit, ſo zu ſein, meiſt auch die Kraft, ſo zu bleiben, wie man einmal iſt. Das liegt auch in der Natur der Sache, in der abſchließenden und abhärtenden Kraft der Berge. Aber dieſe ſich behauptende Eigenthümlichkeit iſt deshalb noch lange nicht die innere Freiheit. Es iſt wahr, die Unabhängigkeit nach Außen iſt die erſte Bedingung einer geſunden inneren Entwicklung, und wir wollen den Urcantonen nicht vergeſſen, daß ſie die Wiege der ſchweizeriſchen Unabhängigkeit ſind. Aber die alte Schweiz enthielt in ihrem Inneren eine Menge rechtloſer Exiſtenzen, Einzelexiſtenzen und ganze Landſchaften, und dieſer ultramontane Knabe „Unabhängigkeit“ hätte ohne die befreiende Berührung der proteſtantiſchen Ebene, der größeren Städte und der übrigen Welt ein ganz ſonderbarer Burſche werden können. Noch jetzt iſt in den katholiſchen Urcantonen der Einfluß der Geiſtlichkeit bedeutend; aber die Ländchen erfreuen ſich, ſeit der Niederlage des Sonderbundes, voller demokratiſcher Freiheit; ja meiſt beſteht auch noch die alte „Landsgemeinde“, d. i. die Urverſammlung ſämmtlicher ſtimmberechtigter Bürger, welche, ohne Vermittlung von gewählten Vertretern, die wichtigſten Angelegenheiten des Landes direct entſcheidet. So lange nun die Geiſtlichkeit dieſe freien Einrichtungen ſelbſt unangetaſtet läßt und ſich derſelben bloß bedient, um, wie jeder Andere, ihren Einfluß geltend zu machen, kann man, vom demo-

kratiſchen Standpunkte aus, eigentlich Nichts dawider haben. Mag man ihrem Einfluſſe auf demſelben Wege entgegenwirken; ihn gewaltſam zurückdrängen, hieße den oberſten Grundſatz der Freiheit verläugnen.

Wir frugen die Bauern nach den Ruſſen und Franzoſen. Es gab noch genug alte Leute, welche Alles mit erlebt hatten. Es war ja erſt 50 Jahre her. Sie erzählten uns, wie in einer Nacht des Monates September des Jahres 1799 (vom 27. zum 28. September) plötzlich ganz fremde Soldaten zu Tauſenden, Männer und Pferde, vom Kinzigkulm (6275 F. ü. d. M.) in ihr Thal hinabgeſtiegen ſeien. Das Thal ſei von allen Nahrungsmitteln entblößt geweſen. Was nicht ſchon von den Franzoſen aufgezehrt oder weggenommen geweſen ſei, das hätten die Bewohner auf die Alpen geflüchtet gehabt. Die Ruſſen ſeien meiſt genöthigt geweſen, ſich von Wurzeln und Baumrinden zu nähren, und den Pferden habe man Fichtenzweige vorgeworfen. — In unſerem Wirthshauſe fanden wir auch gedruckte Beſchreibungen aller Einzelnheiten des Suwarow'ſchen Aufenthaltes im Muottathale. Hier erhielt er zuerſt die Nachricht von der bereits am 25. und 26. Sept. erfolgten Niederlage Korſakow's bei Zürich. Er wollte die Nachricht nicht glauben und war ſo wüthend, daß er den Bauer, welcher ſie überbracht hatte, als Spion oder Verräther hängen laſſen wollte, was zu verhindern nur dem inſtändigen Einſchreiten der Priorin des Kloſters gelang. Als ſich die Nachricht beſtätigte, hielt der ſonſt ſtets auf eigene Fauſt handelnde Feldherr hinter der Kirche des Ortes den erſten Kriegsrath ſeines Lebens. Von allen Seiten war er umzingelt. Eine Abtheilung von Lecourbe's Heerhaufen, die er auf der Gotthardſtraße bis zum Vierwaldſtätter-See vor ſich hergeworfen hatte, war ihm bei ſeinem Uebergange über den Kinzigkulm auf den Ferſen gefolgt. Mortier und Maſſena hatten den weſtlichen Eingang des Thales bei Ibach und Schwyz beſetzt, und waren noch durch Lecourbe verſtärkt worden, der mit dem Reſte ſeiner Heeresabtheilung über Brunnen zu ihnen geſtoßen war. Molitor's Vorhut wehrte den öſtlichen Ausgang über

den Pragel. Dieſe wurde geworfen und der Uebergang über den Pragel erzwungen, jedoch nicht ohne daß vorher die blutigſten Kämpfe im Thale Statt gefunden hätten. — Trotz des ſchlechten Wetters gab es doch hie und da ein Paar freie Stunden, welche wir dazu benutzten, die Umgebung in Augenſchein zu nehmen. Der ſchönſte Theil des Muottathales iſt die Strecke von Muotta bis Schwyz. In einer Längenausdehnung von 3 Stunden dehnen ſich dort zwiſchen waldigen Bergen, von denen mehrere Waſſerfälle hinuntertoben, grüne Wieſen, bald in ſchmalen Streifen, bald in breiteren Matten, ihrer ganzen Länge nach von der wilden Muotta durchbrauſt, welche dem Vierwaldſtätterſee zueilt, mit dem ſie bei „Brunnen“ ihre Gewäſſer vereinigt. Einzelne Ausläufer der Berge ſtellen ſich quer in's Thal hinein, ſei es als bloße Abhügelung, einladend zum Hinterhalt, ſei es als vollſtändige Querhöhe, geeignet zu burgähnlicher Vertheidigung. Etwa zwei Stunden von Muotta, eine Stunde vor Schwyz, führt ein kühnes Brücklein über das finſter verengte Thal vom rechten auf das linke Ufer der tief unten brauſenden Muotta. An dieſen verſchiedenen Punkten, vornehmlich am „Bühl“, am „Mattligütſch“ und an der „Brücke“ wüthete der Kampf mit beſonderer Heftigkeit. Dem General Roſenberg war die Aufgabe geworden, mit der ruſſiſchen Nachhut die von Schwyz her drängenden Franzoſen zurückzuhalten, um dem ruſſiſchen Hauptheere den Uebergang über den Pragel zu ermöglichen. Einmal führte die ruſſiſche Infanterie eine Scheinflucht aus. Als aber die Franzoſen ſiegestoll hinterdrein ſtürmten, brachen hinter einer Abhügelung im Hinterhalt aufgeſtellte Koſacken hervor und richteten in Vereinigung mit den wieder Front machenden Flüchtigen ein furchtbares Blutbad unter den Franzoſen an. Nun war die Reihe zur Flucht an dieſen letzteren. Sie zogen ſich nacheinander auf den „Bühl“, auf den „Mattligütſch“ zurück. Auf beiden Höhen hatte man grobes Geſchütz vortrefflich aufgeſtellt. Die Ruſſen hatten nur ihre erbärmlichen Bergkanonen, die ſie auf den Rücken ihrer Pferde über den Kinzigkulm mitgebracht hatten. Aber trotzdem war kein Aufhalt. Die Ruſſen nahmen Alles mit

dem Bajonett, unter dem furchtbaren Feuer der franzöſiſchen Artillerie. Die von ihnen alſo erſtürmten Höhen ſind zum Theil ſo ſteil, daß wir, unbehelligt wie wir waren, ſie nicht ohne Schwierigkeit mit unſeren Stöcken zu erklettern vermochten. Man mußte ſtaunen ob ſolcher Tapferkeit. Bis zu der Brücke warf Roſenberg die Flüchtigen, das Bajonett in den Lenden, zurück. Um den Beſitz der Brücke wurde lange mit großer Erbitterung gekämpft. Sie wurde mehrmals genommen und wiedergenommen. Bei dem heftigen Vor- und Rückdrängen auf derſelben fielen viele Hunderte, Feind und Freund, tief hinab in die wilde Muotta, ſo daß das Waſſer aufſtaute. Das Blut beider Völker färbte weithin den Fluß, welcher die Leichen der Getödteten mit ſich fortführte. Ueber den Pragel gelangte Suwarow glücklich in das Linththal, wo er drei bis vier Tage mit ſeinem tapferen Heere ausruhte. Am 5. October ſtieg er, von dem überlegenen Feinde, welcher den Ausgang des Linththals bei Näfels ebenfalls beſetzt hielt, fortwährend gehetzt, durch das Sernftthal den 7410 Fuß hohen Panixer Paß hinan, wo, in Folge der bereits vorgerückten Jahreszeit, zwei Fuß tiefer Schnee lag. Manche erlagen den feindlichen Geſchoſſen, Viele gaben vor Ermattung ihren Geiſt am Wege auf, Andere ſtürzten auf den ſchlüpfrigen Pfaden in die Abgründe. Die Leichen der Gebliebenen dienten viele Monate lang den wilden Thieren zur Nahrung und das gebleichte Gebein manches Tapfern ſoll noch heute in den Spalten und Schluchten des Jäzſtockes zu erkennen ſein. Am 10. Octob. erreichte er das Rheinthal, nachdem er durch Kampf, Hunger und Witterung etwa ein Dritttheil ſeiner Mannſchaft, den größten Theil ihrer Pferde und alles Geſchütz verloren hatte. Mit dem Reſte ſeines Heeres marſchirte er nun rheinabwärts nach Baiern, wo er hinter dem Lech Cantonnirungsquartiere bezog, um bald darauf in ſein Vaterland zurückzukehren. Durch Eiferſucht von ſeinen italieniſchen Lorbeeren entfernt, nach beiſpielloſen Kriegsthaten in den wilden Gebirgen der Schweiz, Kriegsthaten, deren Erfolgloſigkeit wahrlich nicht ihm zur Laſt fiel, ward der greiſe Held von ſeinem Kaiſer mit Verweiſen wegen eines unbedeutenden

Dienſtfehlers empfangen, und hauchte, ſechszehn Tage nach ſeiner Rückkehr, am 18. Mai 1800, im 71. Lebensjahre, ſeinen kräftigen Geiſt aus. Thiers, in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, ſagt von Suwarow: „Er hatte eine große Kraft des Charakters, affectirte und bis zur Narrheit getriebene Sonderbarkeiten (— er ritt wohl gelegentlich im bloßen Hemde an der Front vorbei —) und keinerlei Combinationsgenie. Er war ein wahrer Barbar, glücklicher Weiſe unfähig, die Anwendung ſeiner Kräfte richtig zu berechnen. Seine Armee war von bemerkenswerther Tapferkeit, die ſelbſt Etwas vom Fanatismus hatte, aber ohne alle militairiſche Bildung. Die Bedeutung der Artillerie, Cavallerie und Ingenieurkunſt war darin auf Null reducirt, die Soldaten wußten nur vom Bajonett Gebrauch zu machen.“ — Bis auf einen gewiſſen Punkt iſt Das heute noch wahr, aber auch nur bis auf einen gewiſſen Punkt. Dieſe Herren Koſacken, welche mit ihren Pferden die ſchwierigſten Päſſe von fünf, ſechs und ſieben Tauſend Fuß ü. d. M. überſteigen, indem ſie abſitzen und auf den Rücken ihrer Pferde das Geſchütz fortſchaffen, welche ſich ſodann in tief eingeſchnittenen Thälern in den Hinterhalt legen, unvorſichtige Infanteriſten zuſammenhauen und Gefechte entſcheiden, ſcheinen mir denn doch nicht ſo ohne alle Bedeutung. Die Intelligenz iſt ſicher nicht zu reich ausgeſtreut in der ruſſiſchen Armee, und wenn einem ruſſiſchen Corps begegnete, was, nach Xenophon, im J. 401 v. Chr. den 10,000 Griechen auf ihrem berühmten Rückzuge aus Aſien durch den treuloſen Tiſſaphernes widerfuhr, daß ihm nämlich mit einem Male ſeine ſämmtlichen Führer weggemordet würden, ſo möchte es dieſem Corps wohl ſchwer werden, ſofort aus ſeinen eigenen Reihen eine neue Generalität erſtehen zu laſſen, wie ſolche ohne Weiteres aus den Reihen der gebildeten Griechen erſtand. Für manche Armee des Weſtens dagegen möchte Dergleichen gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Auch iſt es gar nicht einmal nöthig, den Fanatismus der Ruſſen unter Suwarow auf die Heiligkeit irgend einer geſcheidten oder dummen Ueberzeugung zurückzuführen. In wildfremdem Lande, zwiſchen

himmelhohen Bergen, wo man Nichts zu eſſen hat als Wurzeln und Baumrinden, erklärt er ſich einfach aus der Werthloſigkeit des Lebens. Aber dieſe rohen Maſſen haben doch erſtaunliche Erfolge errungen, und was den alten Suwarow ſelbſt anbetrifft, ſo haben die franzöſiſchen Generale, welche ihm im Felde gegenübergeſtanden, doch ganz anders geurtheilt, als der geiſtreiche Geſchichtſchreiber hinter ſeinem Schreibtiſche von Mahagoniholz. Ich weiß nicht mehr genau, iſt es Lecourbe oder Maſſena, aber Einer von beiden ſoll geſagt haben, daß er für den einen Rückzug Suwarow's aus der Urſchweiz ſeine ſämmtlichen Schlachten gäbe.

Trotzdem war es nur ein Rückzug. Sieger blieb Maſſena, jedoch vereinzelter Sieger der ſonſt allerwärts unterlegenen Republik, ſo daß der aus Aegypten zurückkehrende Bonaparte wohl fragen konnte: Was habt Ihr in weniger als zwei Jahren aus dieſem Frankreich gemacht, welches ich Euch als Siegerin auf allen Schlachtfeldern hinterlaſſen hatte? Damit war denn der 18. Brumaire vor der Thüre. „Dieſes Frankreich“ — ſagt Thiers — „nachdem es alle Charaktere angenommen hatte, den monarchiſchen, den republikaniſchen, den demokratiſchen, nahm endlich den militairiſchen Charakter an, weil es inmitten dieſes unabläſſigen Kampfes mit Europa einer ſoliden und kräftigen Conſtituirung bedurfte.“ — Gegenüber dieſer „Nothwendigkeit“ und den ihr entſprechenden Eingriffen Frankreichs in die Selbſtſtändigkeit der übrigen Völker hatten ohne Zweifel auch die Ruſſen, als Theilnehmer an dem Proteſte dieſer Völker gegen ſolches Vorgehen, ihre Berechtigung. Doch wollen wir dabei nicht vergeſſen, daß es das Ausland war, welches durch den Herzog von Braunſchweig und deſſen bramarbaſirendes Manifeſt vom 25. Juli 1792 ſich die erſten Eingriffe in die ſelbſtſtändige Entwicklung Frankreichs erlaubte, und dadurch nicht nur den Schrecken im Innern, ſondern auch jene fieberhafte Ueberſchätzung der Kräfte nach Außen hervorrief. Wenn das Vaterland ſo gefährlich bedroht iſt, wie durch dies übermüthige Manifeſt, dann kann man keine inneren Feinde im Rücken gebrauchen (September-

gräuel); wenn Alles, was rüſtige Arme hat, gegen den auswärtigen Feind ziehen muß, dann kann man nichts Neues produciren, ſondern muß das Vorhandene, von den Reichen Beſeſſene conſumiren (Confiscation, Aſſignate und Maximum); wenn die Unabhängigkeit des ganzen Landes bedroht iſt, dann kann man auf die innere Freiheit eine Zeit lang verzichten, um dem Auslande unter Bonaparte's Führung zu zeigen, was ein heißblütiges, auf das Aeußerſte getriebenes Volk vermag. Dabei überſchätzte freilich Bonaparte ebenſowohl ſeine Kräfte als der Herzog von Braunſchweig die ſeinen überſchätzt hatte. Ja! fände hüben und drüben ſtets eine richtige Schätzung der Kräfte Statt, ſo ſtände man dem Frieden der Welt um Vieles näher! — Die Februarrevolution des Jahres 1848 hatte keinen directen äußeren Druck zu erdulden. So hatte ſie auch keinen Schrecken, ſondern hielt dem geſtürzten Königthume freundlich den Wagenſchlag, damit es wohlbehalten entkomme. Auch erklärte ſie gleich in den erſten Tagen durch den Mund Lamartine's, daß ſie in die ſelbſtſtändige Entwicklung der übrigen Völker nicht willkürlich eingreifen werde. Keine auswärtigen Kriege; dagegen die Juniſchlacht. Der Irrthum in Berechnung der Kräfte, welcher in der erſten Revolution zwiſchen Frankreich und dem Auslande ſtattgefunden hatte, griff im Jahre 1848 auf zwei Seiten im Innern Platz. Die Arbeiter überſchätzten nicht nur die Kraft der Theorieen Louis Blanc's, ſondern auch die Kraft ihrer Arme; und die verblendete Bourgeoiſie, indem ſie ſelbſt die billigſten Reformen hartnäckig verweigerte und dadurch die Kataſtrophe hervorrief, ſollte alsbald erfahren, daß auch ſie ihre Kräfte bedeutend überſchätzt habe. Von ihrer Armee, den Arbeitern, getrennt, verfiel ſie einer unbarmherzigen Reaction bis zur Wiederauflage des Bonapartismus, welcher den Streitenden das gewaltſame Compromiß ſeines Staatsſtreiches auferlegte. Der Bonapartismus hat Etwas gelernt und verfällt nicht geradezu in die alten Fehler. Das iſt wahr. Aber wird ſeine Berechnung der Kräfte ſtets eine fehlerloſe ſein? — Die Anerkennung, deren man ſich von Seiten der auswärtigen Mächte

erfreut, gründet ſich weſentlich auf die Vorausſetzung, daß man einen Volksinſtinct dauernd zurückdrängen werde, der wohl recht thöricht und zurückdrängenswürdig ſein mag, aber doch eine Hauptſtütze des neuen Regimentes bildet. Das fühlt man ſelbſt; wie möchte man ſonſt die in Uniformen gekleideten Bauern den wahren Adel des Landes nennen? Und drängt man dieſen Inſtinct wirklich zurück, ſo muß man den inneren Anſprüchen gerecht werden, d. h. man muß den Arbeitern und Bauern Dasjenige geben, in deſſen Beſitz die Bourgeoiſie fortwährend von Einem geſchützt zu werden hofft. Man ſtützt ſich ja auf beide Klaſſen. Das iſt eine verwickelte Rechnung, bei der man wohl auch gelegentlich in die Brüche gerathen könnte. Ja, hat man nicht eigentlich ſchon mit einem Bruche angefangen, wenn auch nur mit einem . . . bruche? —

Einen Hauptpunkt über den Suwarow'ſchen Zug in das Muottathal wünſchte Caspary noch aufzuklären. Klauſewitz ſowie ſchweizeriſche Militairſchriftſteller behaupten nämlich, Suwarow hätte als Eingangspaß vom Vierwaldſtätterſee aus in das Muottathal, ſtatt des »Kinzigkulms«, beſſer den »Klauſenpaß« gewählt, welcher letztere das rechts von Altdorf einmündende Schächenthal öſtlich ſchließt, und von dem auf der entgegengeſetzten Seite öſtlich fortlaufenden Urnerboden trennt. Es iſt wahr, der Kinzigkulm ward bisher nur von Jägern, Hirten und Viehtreibern betreten. Der Pfad iſt ſo eng, daß die Ruſſen Mann für Mann marſchiren mußten. Die Vorhut hatte bereits Muotta erreicht, als die letzten Ruſſen Altdorf kaum verlaſſen hatten. Der Marſch dauerte 14 Stunden und die Ruſſen erlitten an Kriegszeug und Mannſchaft gewaltigen Verluſt. Aber auch der Klauſenpaß iſt ein beſchwerlicher, ſteiniger, naſſer, ſelten ganz ſchneefreier Weg, und nur um 100 Fuß niedriger als der Kinzigkulm. Das Entſcheidende aber iſt, daß man nach Ueberſchreitung des Klauſenpaſſes erſt den Urner Boden, keineswegs aber das Muottathal erreicht hat. Um dieſes letztere zu erreichen, muß man nach Ueberſchreitung des Klauſen erſt links die »Glattalp« hinanſteigen, nach deren Ueberſteigung man auf der

anderen Seite zuerſt in das »Biſi«- und dann in das Muottathal des Kantons Schwyz gelangt. Dieſen Weg haben wir, Caspary zu Liebe, in umgekehrter Ordnung gemacht. Von Muotta aus ſchlugen wir uns in ſüdöſtlicher Richtung, dem Laufe des Fluſſes entgegen in das Biſithal, durch grüne Matten, wilde Felspartieen und finſtere Wälder anſteigend. Gegen das Ende des Biſithales, da wo zahlloſe Quellen von allen Seiten hervorſprudeln, ſtiegen wir zu einer Sennhütte empor, aus der wir uns einen Führer mitnahmen, der uns glücklich über die Glattalp brachte. Von einem Wege war bald gar nicht mehr die Rede. Wir gingen etwa zwei Stunden im Schnee bis an die Kniee. Unſer Führer war ein friſcher, rüſtiger und dienſtfertiger junger Burſche, der den Sonderbundskrieg auf Seiten der Ultramontanen mitgemacht hatte. Darüber führten wir mit ihm ganz intereſſante Geſpräche. An einzelnen Stellen aber hätte ein Fehltritt hingereicht, um zerſchmettert im Abgrunde anzulangen. Da verging uns das Reden. Unſer Führer ging dann voraus, um die Haltbarkeit des Schnee's feſtzuſtellen, und reichte wohl auch bei den ſchwindeligſten Stellen dem Einen oder Anderen die Hand. Darnach ſetzten wir unſere Geſpräche wieder lebendig fort. Er erzählte uns, die Geiſtlichen hätten ihnen gepredigt, man wolle ihnen ihren Gott, ihren Glauben und ihr Gewiſſen rauben. Davon ſei aber Nichts wahr geworden, obgleich die Gegner Herr geworden. Dagegen müſſe man jetzt die Kriegskoſten bezahlen und auch er müſſe jährlich einige Franken dazu beitragen. Auf die Eidgenoſſen, die er im Sonderbunde bekriegt hatte, war er gar nicht wüthend, dagegen klang ein halbſcheuer, aber doch vernehmlicher Ton des Mißvergnügens gegen die wahrheitswidrigen Aufhetzereien der Geiſtlichkeit durch ſeine ſämmtlichen Erzählungen. Wir fanden uns natürlich durchaus nicht vermüßigt, ſein Mißvergnügen von dieſer ſchwarzen Firma abzuleiten, welche aus dem Vertriebe jenſeitigen Gewürzduftes für diesſeitige Herrſchaft und Nahrung ein einträgliches Gewerbe macht. Auf der Höhe genoſſen wir einer wilden Alpenanſicht. Vor uns lagen die Schneegipfel der »Clariden«, des

„Scheerhorns“, deſſen abgeriſſene Spitzen einer Scheere ähnlich ſind, und die „Windgelle“. Zu unſeren Füßen ſproßte am Rande des friſch weggeſchmolzenen Schnee's die helle Unſchuld mit himmelblauen Aeuglein empor. Es waren Vergißmeinnicht, welche wir in prächtigen Büſcheln hier antrafen. Dabei machte mich Loewe auf Etwas aufmerkſam, was ich bisher noch nicht wußte, daß nämlich das Vergißmeinnicht auf den Alpen einen zwar nur feinen, aber unverkennbaren Geruch hat. Das iſt, was dem Vergißmeinnicht eigentlich noch fehlte. Die Erinnerung iſt ja auch ein Duft, der Duft der Seele, und ſo freute ich mich, daß auch die Blume der Erinnerung im reinen Aether der Alpen nicht ohne Duft ſei. Nachdem wir uns gewiß 5 bis 6000 Fuß über das Meer erhoben hatten, ſtiegen wir auf der andern Seite nach dem „Urnerboden“ hinab. Unten führt nun rechts der Weg über den Klauſenpaß in das Schächenthal bis zum Vierwaldſtätterſee, links über den 1 Stunde langen, ¼ Stunde breiten Urnerboden nach dem Orte „Linththal“ im oberen Linththale. Wir hatten vollſtändig genug an der Glattalp, und hielten uns, auch ohne noch außerdem den „Klauſen“ paſſirt zu haben, hinlänglich zu dem Urtheile berechtigt, daß Suwarow, indem er die Ueberſchreitung des „Kinzigkulms“ jener des „Klauſen“ und der „Glattalp“ vorzog, durch die Urner „Gewürzkrämer“ vortrefflich unterrichtet geweſen ſei.

In der am oberen Ende des Urnerbodens gelegenen Sennwirthſchaft „zur Roſe“ ſtärkten wir uns an Brod und Wein, entließen unſeren vergnügten Führer noch vergnügter mit gebührendem Trinkgelde und pilgerten dann die grüne Alp des Urnerbodens, eine der höchſten der Schweiz, abwärts zwiſchen Gebirg und Wald dem Linththale zu. Schon dämmerte der Abend heran und das ſatte Vieh weidete träumeriſch und mit ſeltenem Glockenſchlage hin und her. Nach etwa neunſtündigem angeſtrengtem Marſche langten wir mit eingebrochener Nacht in Linththal an. Des anderen Morgens fühlten wir uns durch den langen Marſch im hohen Schnee alle drei ſo gerädert, daß wir uns dem mehr ſüdlich, auf der Gränze von Glarus, Uri und Grau-

bünden gelegenen „Tödi“ nicht weiter zu nähern beſchloſſen, ſondern nördlich linthabwärts dem Wallenſtädter See zuwanderten, und dabei das Sernfftthal, durch welches Suwarow das Rheinthal erreicht hatte, links liegen ließen. Wir waren müde und bei Näfels ſtanden ja keine rothen Hoſen, die uns die bequeme Landſtraße geſperrt hätten. Die Gränze zwiſchen den Cantonen Uri und Glarus, welche wir Abends vorher überſchritten hatten, iſt zugleich die Gränze zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus, zwiſchen einfachem Hirten- und regem Gewerbsleben. Der ganze Canton Glarus hat nur zwei katholiſche Ortſchaften, Näfels und Oberurnen, dagegen anſehnliche Fabriken, beſonders Kattundruckereien und Färbereien, welche die ausgezeichnetſten Türkiſchrothſtoffe bereiten und ihre Producte ſelbſt über See in Handel bringen. Auf unſerem Wege begegneten uns viele Kinder, welche aus den Fabriken zum Mittagbrode gingen, und uns nicht anbettelten, ſondern auf unſer Befragen antworteten, daß ſie täglich 5 Batzen verdienten. Neben den Fabriken treiben die Glarner übrigens auch Viehzucht und häufig macht ſich die Bereitung des „Schabzigers“ durch deſſen ſcharfen Geruch bemerkbar. Das Linththal bietet eine Reihenfolge reizender, friſcher Landſchaften, zwiſchen hohen, bald kahlen, bald bewaldeten Bergen, hinter denen ſich von Zeit zu Zeit helle Schneegipfel erheben. Südlich wird es geſchloſſen durch die reiche Schnee- und Gletſcherwelt des gewaltigen Tödi, deſſen ſchwellende Schneeformen, je nach den Windungen des Thales, ſich bald verſtecken, bald leuchtend hervortreten.

Neuntes Kapitel.

Bad im Wallenſee. Von Weſen über den Wallenſee nach Wallenſtadt, von da in's Rheinthal nach Ragatz. Ragatz, Pfäffers und deſſen heiße Quellen. Die Taminaſchlucht. Stimmung der deutſchen Bourgeoiſie. — Zur Geſchichte Graubündens. Miſchung der Sprachen und Glaubensbekenntniſſe. Das Romaniſche. Das Rheinthal bis zum Urſprunge des Hinterrheins. Reichenau und Louis Philippe. Deutſche Romantik bis Thuſis. Die »Via mala«. — Zur Befreiungsgeſchichte des Schamſer Thals. Der Urſprung des Hinterrheins. Ueber den Bernardin in's Miſoccothal. Heinrich Simon und die Burg von Miſocco. Der Buffalorobach. Der Canton Teſſin und die italieniſchen Seeen. Der Monte Salvadore. Ein Bad im Luganer See. Das ehemalige Unterthanenverhältniß der Teſſiner zu den Urcantonen. Die großen Alpenſtraßen.

Nachdem wir in Weſen übernachtet hatten, ſtanden wir Morgens in aller Frühe auf, um vor dem Frühſtück und der Abfahrt des Dampfbootes noch ein Morgenbad im Wallenſee zu nehmen. Ich habe, vor und nach, ſo ziemlich in allen Schweizerſee'n, vom Bodenſee bis zum Genferſee, vom Luganer bis zum Neuenburger See gebadet, ja ſelbſt in dem an 5000 Fuß über dem Meere gelegenen Oeſchinenſee, dicht am Fuße der Blümli'salp. Mit Ausnahme dieſes letzteren habe ich aber von keinem aller dieſer See'n eine ſo nachdrückliche Wirkung empfangen als von dem Wallenſee. Kein Wunder! die Gletſchernymphen kommen von allen Seiten die ſteilen Felſen wie mit einem Sprunge hinabgeſprungen. Drum ſind die Fluthen ſo friſch. Sie haben durchaus nichts Verführeriſches. Aber im Verlaufe wurde das Bad mir zur wahren Herzſtärkung, und ich fühlte mich durch dasſelbe den ganzen Tag hindurch erquickt und geſtärkt. Nach dem Frühſtücke beſtiegen wir das Dampfboot nach Wallenſtadt. Es war Sonntag und ein prächtiger Morgen. Auf dem Schiffe befanden ſich Burſche aus den umliegenden Cantonen, welche zu einem Sängerfeſte nach Wallenſtadt gingen und gar freiheitsſtolz und ſangesfroh drein ſchauten. Das Schiff hatte geflaggt und man löſte von Zeit zu Zeit Böller. Ueber dem ſchroffen Ufergebirge ſchwamm ein azurblauer Himmel und reiche Goldlichter fielen an den Felswänden hinab in das Becken

des trotzigen See's. Es wehte Dich an wie Sieg und Glück, durch welche noch der Trotz des Kampfes hindurchklänge. In Wallenstadt verließen wir unsere Sänger, welche festlich empfangen wurden, und pilgerten hinüber in's Rheinthal nach „Ragatz“.

Ragatz ist berühmt durch die heißen Quellen von Pfäffers. Ueber das 30 Grad warme Wasser, welches nur unbedeutende Theile von Eisen, Bitter-, Thon- und Kieselerde enthält, sagt ein Kosmograph des 16. Jahrhunderts, Sebastian Münster (Basel 1550), was folgt: „Es ist das Wasser gantz lauter, kompt ab Goldt und Kupffer, und hat gar kein geschmack. Es geht an im Frühling, und endet sich im Winter, es wächst mit den Kreutern und stirbt mit ihnen. Es ist ein stark Bad. Ettliche Kraukheiten enden sich in 9 oder 10 Tagen, ettliche in 12 oder 15, nach Herte der Complexion, nach reuhe und grobe der Leuten, fleiß und unfleiß des Bads. Es nimpt hinweg ein jegliche Contractur oder Krümmen, und verfallen Glieder oder Läme, so von Zorn oder Wein entspringt, alles Zittern der Henden und Beinen, die Gesücht der Glieder, so man Arteriam nennt, alle müde der Glieder, oder so sie schweinen, alt verjaret Feber, die Süchten, so sich auf die Geelsucht neigen, den Gries und reißenden Stein, gebresten der Nieren und Blatern, alle verborgne Krankheiten, so zwischen Haut oder Fleisch verborgen oder öffentlich liegen, als der Mager, Raud, Schüpen, Kretze und alle dergleichen unfletigkeit. Item alle offne Schäden, so unter den Knyen an Schenklen entspringen, den Krebs, Fistel, sampt den Brustgeschweren. Alle Wunden so geheilt werden zu frü, ohn recht natürlich gezogen Fleisch, alle ubelgeheilte Wunden, alle ubelgeheilte Beinbrüch, die verrenkten Glieder, und so mit Foltern verderbt seiud, alle ungeheilte Stich und Schütz, alles gestanden und versessen Blut, von fallen, stoßen oder schlegen, alle erfrorne Glieder. Item dies Bad ist gut zu vertreiben schmertzen des Haupts, sterkt die Gedechtnuss, das Gesicht und Gehör, eröffnet die Verstopfung des Hirns und der Nerven, als da sind die fallend Sucht, der Schlag, der Krampf.“ — Nun, lieber Leser, wenn Du nicht wenigstens eine Krankheit besitzest, für welche

dieſes Bad gut iſt, ſo iſt es Deine eigene Schuld. — Das alte Badehaus, welches 200—300 Perſonen aufnehmen kann, erreicht man von Ragatz aus in 45 Minuten durch einen rechts bergan durch die wildromantiſche Taminaſchlucht führenden Fahrweg. Gleich daneben, auf der Höhe, iſt der Urſprung der Quellen. Theils wegen dieſer Nähe, theils wegen der billigeren Preiſe wird das alte Badehaus von Manchen dem großen Bad- und Gaſthauſe in Ragatz, welches das Waſſer durch eine 12,500 F. lange Röhrenleitung erhält, vorgezogen. Das alte Badehaus aber iſt vermöge ſeiner zwiſchen hohe Felſen eingeklemmten Lage dumpf und dunſtig, während der „Hof Ragatz" ſich durch geſunde freie Lage und bequeme Bad- und Gaſthof-Einrichtungen empfiehlt. Die Wanderung durch die Taminaſchlucht aufwärts zum alten Badehauſe bietet eine Reihe ſchöner Felslandſchaften. Beiderſeits hohe ſchroffe Felswände von mannichfaltiger, kräftiger Geſtaltung, gekrönt von finſterem Nadel- und hellerem Laubholz. Herab ſtürzen wilde kleine Waſſerfälle. Unten hat eben noch die Tamina Platz, welche, dem Rheine zu, über Stock und Stein toll hinabbrauſt. In ihrem Bette liegen die Kreuz und die Quer hindernde Felsblöcke, welche das grollende Bergwaſſer entweder in kühnem Anſchuſſe überſpringt oder in ungeduldig ſchäumenden Umwegen umgeht. Gräſer und Blumen an den Uferabhängen ſchauen friſch drein, als hätten ſie ihr Vergnügen daran. Nur mit Noth gewann man den linken Uferfelſen auch noch einen ſchmalen Fahrweg ab. Oben, gegen das Badehaus zu, verengt ſich die Schlucht der Art, daß ſie ſelbſt im höchſten Sommer der Sonne nur von 10 bis 4 Uhr Zutritt geſtattet. In meiner Vorſtellung reihte ſich die Taminaſchlucht zunächſt an den Wallenſtadter See an. Hier Sturm und Drang zwiſchen engſchroffen Hinderniſſen abwärts dem Thale zu; dort trotzige Sammlung in jähem breitem Becken, welche erſt im Züricher See in heiteren Gleichmuth übergeht. Ganz denſelben Charakter wie in der Taminaſchlucht findet man wieder in der „Via mala". Die Tamina iſt freilich kein Rhein; die Höhen und Tiefen der Via mala ſind ſchwindelnder, überhaupt Alles dort großar-

tiger. Aber einen würdigen Vorgeſchmack von der „Via mala“ gibt die Taminaſchlucht. Hinter dem alten Badehauſe wird dieſelbe zu einer förmlichen langgeſtreckten Höhle, über welcher ſich die beiden Felswände der Art zuſammenbiegen, daß man das Himmelsblau nur durch eine kleine Oeffnung oben erblickt, durch welche „die Sonn Summerszeiten zu Mittag ein Stund ungefehrlich ſcheinen mag, aber dennoch ganz dunkel da unten iſt, daß man auch umb den Mittag eines Lichts in den enggen Gemachen bedarf.“ So ſagt Sebaſtian Münſter und ſo iſt's. Die froſtige Höhle wird unten von der Tamina durchbrauſt, welche in deren Höhlen und Niſchen unheimliche Echos wachruft. Gegen das Ende der Grotte auf dem rechten Taminaufer, etwa 40 Fuß über derſelben, ſtrömen aus einer Felſenöffnung die heißen Quellen. Man hat deren jetzt mehrere gefaßt, doch fließt noch immer ein gut Theil davon in das froſtige Gletſcherwaſſer. Dieſelben ſollen vor nun etwa 600 Jahren von einem Jäger entdeckt worden ſein. Früher gelangte man zu denſelben nur durch lange Seile von Oben und badete in dem Felſenbecken am Urſprung. „Und ſaßen da in der Dunkelheit, wie die Seelen in S. Patricii Fegfeuer. Aber viel Menſchen ſeynd auch Schwindels halber wieder ungebadet hinweg gezogen, da ſie geſehen haben die jähe Tiefe, ſo hat man hinab hat ſteigen müſſen zum Bad.“ Jetzt führt ein ſchmaler, ſchlüpfriger, 1500 Fuß langer Bretterſteg, der mit eiſernen Stangen und Klammern an die hohe ſchwarze Felswand befeſtigt iſt, 30 bis 40 Fuß über dem Bette der Tamina, auf deren rechtem Ufer zur Quellenhöhle, in welcher das heiße Waſſer ſich ſammelt. Trittſt Du aus der finſteren, feuchtfroſtigen Schlucht wieder hervor, ſo wirſt Du das liebewarme Tageslicht mit doppelter Inbrunſt begrüßen und gern einen kurzen Spaziergang durch die grünen Wälder und luſtigen Matten machen, inmitten deren Dorf und Kloſter Pfäffers ſich freundlich erheben. Bedarfſt Du noch einer größeren Bruſterweiterung, dann beſteige den nur 10 Minuten vom Dorfe entfernten Taborberg, von wo Du einer prächtigen Ausſicht über das Rheinthal mit ſtolzem Hintergrunde von der „Falkniß“ bis zu den ſieben Churfürſten genießeſt. Vor

dieſer befreienden Weite wird ſich jede Nachempfindung der Enge alsbald verlieren.

In Pfäffers und Ragatz ſahen wir wieder Deutſche, Einzelne und Familien. Der Verkehr mit ihnen lieferte uns ſchätzbare Beiträge zur Stimmung der deutſchen Bourgeoiſie. Dieſelbe ſah zwar nicht ohne Schrecken, wie die Freiheit, mit welcher ſie in eine conſtitutionelle Vorbehaltsehe zu treten beabſichtigt hatte, nunmehr durch heißblütige Junker und verſeſſene Büreaukraten mehr und mehr mit Gewalt bedroht wurde. Aber durch all' den Schrecken klang fortwährend die Hoffnung hindurch, es werde doch wohl nicht zum Aeußerſten kommen. Ich bezeichnete dieſe Stimmung damals durch drei Worte aus dem Don Juan, welche der blonde Octavio in die Erzählung der Donna Anna über den nächtlichen Angriff auf ihre Ehre, recitative hineinſingt. Wie die Erzählung brennender und brennender wird, unterbricht er ſie durch die Worte: „Schrecklich, doch weiter!“ — Das war und iſt noch heute vielfach die Stimmung der Bourgeoiſie. „Schrecklich, doch weiter!“ Das laſſe ſie ſich aber ein für alle Mal geſagt ſein: Zu ihrer conſtitutionellen Vorbehaltsehe kommt's in Deutſchland nun und nimmermehr. Dieſes halbe Verhältniß iſt in England und Frankreich doch nur durch ganzes Handeln der Bourgeoiſie im entſcheidenden Momente möglich geworden. Die deutſche Bourgeoiſie hat dieſen Moment unwiederbringlich verſäumt. Ihr bleibt nur noch die Wahl zwiſchen dem Scheinconſtitutionalismus mit monarchiſchem Uebergewicht, faſt ohne eigene Bedeutung, — und der Demokratie mit allgemeiner Freiheit und derjenigen Bedeutung, welche auch innerhalb der politiſchen Gleichberechtigung jeder Kraft geſichert iſt. Was die Koſten anbetrifft, ſo weiß die Monarchie von der Einkommenſteuer nach Befinden eben ſo gut Gebrauch zu machen, als die Demokratie, und die Bourgeoiſie bezahlt heute ſchon den Scheinconſtitutionalismus eben ſo hoch, als ſie jemals die Freiheit bezahlt haben würde. „Schrecklich, doch weiter!“ — aber wohlverſtanden! es geht mit Dem, was Ihr zuletzt doch wünſcht, wie mit den Sybilliniſchen Büchern. —

Ragatz und Pfäffers liegen noch im Canton St. Gallen, da wo er ſeine Südſpitze in's Graubündner Land vorſtreckt. Bald hinter Ragatz rheinaufwärts ſchreitet man über die untere Zoll- oder Tardisbrücke auf das linke Ufer des Rheins und befindet ſich dann auf Graubündner Boden. Die Ausſicht von dieſer Brücke iſt bemerkenswerth, ohne daß jedoch der Rhein zu deren Schönheit beitrüge. Sein Bett liegt im Sommer beiderſeits weithin trocken und iſt von Sand und Kieſel bedeckt. Um ſpäterhin zwiſchen fruchtbaren Fluren und Rebenhügeln in behaglicher Breite dahinzufließen, muß man ſich eben erſt durch manche Sandwüſte hindurcharbeiten.

Sind die deutſchen Urcantone die Wiege der ſchweizeriſchen Unabhängigkeit, ſo iſt der Canton Graubünden die Stammwiege der alten Rhätier. Die Rhätier oder Raſennen bildeten einen Theil des altitaliſchen Stammes der Etrusker und wurden, etwa im zweiten Jahrhundert nach der Gründung Roms, durch die damals in Oberitalien (Gallia cisalpina) ſich feſtſetzenden Celten nordwärts in die Schweiz hinausgedrängt. Dort mußten ſie ſich vor den Helvetiern, einem anderen Arme des einbrechenden Celtenſtromes, in die Gebirge zurückziehen, während die Helvetier von den Ebenen Beſitz nahmen. Beide, Helvetier und Rhätier, wurden ſodann von den Römern unterworfen, die Erſteren 58, die Letzteren 15 Jahre vor Chriſtus. Während im Gefolge der Völkerwanderung die Allemannen den nördlichen, jetzt deutſch redenden, die Burgunder den weſtlichen, jetzt franzöſiſch redenden Theil der Schweiz in Beſitz nahmen, waren es hauptſächlich Oſtgothen, welche nach Graubünden vordrangen. Doch vermochte die Woge der Völkerwanderung die altitaliſchen Keime nicht gänzlich aus den rhätiſchen Gebirgen hinauszuſpülen. Noch heute wird im Canton Graubünden, neben der deutſchen und italieniſchen, die romaniſche Sprache in verſchiedenen Dialecten, je nach der größeren oder geringeren Beimiſchung fremder Elemente, geſprochen. Der ladiniſche Dialect im „Engadin“ und „Münſterthale“ mag dem Latein der römiſchen Bauern, wie Livius es beſchreibt, nicht unähnlich ſein. Der romaniſche oder chur-

welſche Dialect wird hauptſächlich in den Thälern von Diſentis, Oberhalbſtein und Schams geſprochen. In den Thälern ſüdlich der Alpen, hinter den Orten „Splügen“ und „Hinterrhein“, wird italieniſch geſprochen. Der Reſt, etwa ⅓ der Geſammtbevölkerung, ſpricht Deutſch und zwar das beſte Deutſch in der ganzen Schweiz, unſerem Hochdeutſch am nächſten kommend. Die ganze romaniſche Literatur beſteht aus wenigen Büchern meiſt religiöſen Inhaltes, Bibel, Liturgie, Gebetbüchern, Katechismus und Legenden. Das Deutſche, ſeit etwa einem Jahrzehent überall, ſelbſt in den ganz romaniſchen Thälern, Unterrichtsſprache, gewinnt der romaniſchen Mundart immer mehr Boden ab, und ſo wird dieſe letztere wohl nach und nach völlig ausſterben, wie in Tyrol, wo man jetzt nur noch in zwei Thälern romaniſch ſpricht, während dies vor Zeiten im größten Theile des Landes ſtattfand.

Nach Auflöſung des großen Frankenreichs bis zum Jahre 1268 war Graubünden den ſchwäbiſchen Herzogen unterthan; dann wurde es unmittelbares Glied des deutſchen Reiches und Sitz eines zahlreichen Adels, deſſen Bedrückungen nach einander zu verſchiedenen Bünden des Volkes führten, aus welchen die Freiheit des Landes hervorging: 1396 zu dem „Bunde des Gotteshauſes,“ an deſſen Spitze die Kirche von Chur ſtand; 1424 zu dem „oberen“ oder „grauen Bunde“; 1428 zu dem „Bunde der Zehngerichte“. Der hauptſächlichſte dieſer drei Bünde, ſo zu ſagen der „Rütlibund“ der Graubündener, von welchem das Land auch ſeinen Namen trägt, war der „obere“ oder „graue Bund“. Um die Mitte des Monats März 1424 wurde derſelbe zu Truns im Vorderrheinthale unter einem alten Ahorn neben der St. Anna-Kapelle, mittelſt Erhebung der Hände und Leiſtung folgenden Eidſchwurs geſchloſſen: „Gute getreue Freunde und liebe Eidgenoſſen zu ſein und zu bleiben, ſo lange Grund und Grat ſtehen: mit Gut, Land und Leuten ſich einander beizuſtehen zum Schirm des Rechts, des Friedens, der Straße und des freien Kaufs. Einen jeden Herrn, geiſtlich und weltlich, unedel und edel, arm und reich, und alle Bundesglieder

bei ihren Rechten und Beſitzungen zu ſchirmen. In Krieg und Frieden einander beizuſtehen, das Recht bei dem Gericht zu ſuchen, nicht auf eigne Fauſt; alle Gewalt abzuwehren, und jeden Ungehorſamen, welcher den Spruch des Gerichts nicht ehren wolle, zu ſtrafen.« Aus dieſen einzelnen Verbindungen erwuchſen 1474 die drei ewigen Bünde in Hohenrhätien, welche ſich alsbald der Eidgenoſſenſchaft anſchloſſen und von jener Zeit ab »Graubünden« heißen.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, aus Chur unter deutſchen Lauten zu ſcheiden und in dem benachbarten Ems von romaniſcher Zunge begrüßt zu werden. Daſſelbe widerfährt Dir von Reichenau nach Bonaduz; in umgekehrter Weiſe von dem romaniſchen Kazis nach dem deutſchen Thuſis; ja das Dorf Andeer ſpricht beide Sprachen, im unteren Dorfe deutſch, im oberen romaniſch. Hinter den deutſchen Dörfern Splügen und Hinterrhein beginnt ſodann das Italieniſche und herrſcht durchweg weiter nach Süden. Die deutſch redenden Ortſchaften ſind meiſt reformirt, die romaniſch redenden meiſt katholiſch; doch gibt es auch viele romaniſche Ortſchaften, welche dem reformirten Glaubensbekenntniſſe huldigen, z. B. Zillis und Schams. Der italieniſch redende Theil des Cantons iſt durchweg katholiſch.

Wie in Sprache, Glaubensbekenntniß und Volkscharakter das Verſchiedenartigſte neben einander liegt, ſo iſt's auch mit dem Charakter der Landſchaft. Milde Romantik wechſelt mit wilder Großartigkeit, an demſelben Gebirge befinden ſich diesſeits einödige Thäler und Schluchten mit langem Winter und ewigem Eiſe, jenſeits üppige Kaſtanienwälder unter italieniſchem Himmel. — Der Rhein tritt erſt von »Reichenau« an, 2 Stunden oberhalb Chur, als einfacher Strom auf. Dort vereinigen nämlich der Vorder- und Hinterrhein ihre Gewäſſer. Der Erſtere kommt rechter Hand über Diſſentis vom St. Gotthard, der Letztere linker Hand über Thuſis von der Adulagruppe her. Der Vorderrhein iſt zwar waſſerreicher, wird aber von dem wilder fluthenden Hinterrhein ſcharf zurückgedrängt. In dem jetzt der Familie Planta gehörigen Schloſſe von Reichenau befand ſich zu Ende

des vorigen Jahrhunderts eine berühmte Erziehungsanstalt, an welcher unter Anderen auch Zschokke Lehrer war. Hier klopfte im October 1793 ein junger Mann an, welcher sich Chabaud nannte, sein Ränzlein auf dem Rücken und einen Empfehlungsbrief an Herrn Jost, den Director der Anstalt, in der Hand. Er bat um eine Anstellung als Lehrer der französischen Sprache und Mathematik, welche ihm auch gewährt wurde. Dieser junge Mann war kein Anderer, als der vor dem republikanischen Heere flüchtige Herzog von Chartres, der spätere König Louis Philippe. Er soll acht Monate hier unterrichtet haben. Im Besitze prinzlicher Empfehlungsbriefe und Wechsel mag er sich wohl in der Arbeit nicht übernommen haben. Hier erfuhr er, daß sein Vater, der revolutionaire Prinz, ein Opfer der Guillotine geworden, nachdem derselbe noch kurz vorher, unter dem Murren und Schaudern der Republikaner, kurzweg für den Tod seines königlichen Verwandten gestimmt hatte. Hier erfuhr er, daß seine Mutter nach Madagascar verbannt worden. Eine reiche Schule des Unglücks! Was hat der zukünftige König darin gelernt? Nachdem er durch seine enge, verhärtete Bourgeois-Politik das Volk zu einer neuen Revolution gedrängt hatte, da zeigte dieses, daß es Mehr gelernt habe, als sein königlicher Beschränker, — die Großmuth und Milde gegen den besiegten Feind. — Das Hinterrheinthal von Reichenau bis Thusis führt den besonderen Namen „Domleschger Thal“ (Vallis domestica), wohl im Hinblick auf seine starke Bevölkerung. Die Rheinschlucht von Thusis bis Zillis bildet die s. g. „Via mala“; darnach nimmt das Rheinthal den besonderen Namen „Schamser Thal“ (Vallis sexamniensis) an, von den sechs Bächen, welche von den Gebirgen rechts und links in dasselbe hinabfallen. Aus dem Schamser Thal tritt man durch die Roflaschlucht in das „Rheinwaldthal“, an dessen Ende der Hinterrhein entspringt. Beim Uebergang über den „Bernhardin“ bleibt dieses Ende, der „Sprung“, will sagen Ursprung des Rheins, rechter Hand liegen, und man steigt südlich, dem Laufe der auf der Höhe des

Bernhardin aus einem kleinen Alpenſee hervorſtrömenden Moeſa nach, jäh hinab in's Miſoccothal.

Das Rheinthal von Ragatz über Chur bis Reichenau und von da links aufwärts dem Hinterrhein entgegen bis zur Via mala iſt mit wenig Unterbrechung fruchtbar, ſtellenweiſe ſo fruchtbar, daß der erſte Ort hinter Reichenau in dem ſtarkbevölkerten Domleſchger Thal den erfreulichen Namen Bonaduz (Pan-a-töts, Brod für Alle) führt. Wo aber der Rhein iſt, da darf auch die Romantik nicht fehlen.

An des Rheines kühlem Strande
Stehen Burgen hoch und hehr!

Von Ragatz bis Chur, noch mehr aber von Chur bis zur Via mala, erheben auf Hügeln und Felsvorſprüngen zahlreiche Burgen ihre Häupter.

Ihre Dächer ſind zerfallen
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber her.

Die verlaſſenen Trümmer ſchauen melancholiſch in das befreite Land hinab und tragen nicht Wenig zur romantiſchen Verſchönerung der fruchtbaren, oft lieblichen Landſchaft bei, auch ohne die politiſche Romantik der gnädigen Herren und Ritter, welche darin vor Zeiten untereinander fauſtrechteten und den Bauer der Früchte ſeines ſauren Schweißes beraubten. Das ſchneebedeckte Haupt des „Galanda“ aber überſchaut das ganze Thal von dem Südende des Cantons St. Gallen bis nach Thuſis. Der hat das Alles geſehen, das Fauſtrecht und die Ritter und den geplagten Bauer, und die Geburt der bündneriſchen Freiheit, und den prinzlichen Flüchtling, und ſein ewiger Schnee leuchtet kühl und klar über all dem Menſchengetriebe.

Gegen Thuſis zu wird der Rhein immer ſchwärzer. Dort öffnet ſich nämlich rechter Hand, die hochgethürmte Spitze des Piz Beverin im Hintergrunde, ein wildes Thal, aus welchem die von ſchwarzem Mergelſchiefer verdunkelte Nolla hervorſtrömt, ihren finſteren Charakter in den jugendlichen Rhein hineinringend. Linker Hand auf einem jähen Fels, 596 Fuß über dem Rhein, erheben ſich die Trümmer der Burg „Hohenrhätien“ (Rhaetia alta), der älteſten aller Schweizerburgen, der Sage nach von

dem Helden Rhaetus, dem Führer der vor den Galliern flüchtigen Etrusker, 587 v. Chr. erbaut. Seit mehr als zweitausend Jahren bewacht sie nun schon das „verlorne Loch“. Diesen Namen trägt nämlich die Stelle, vor welcher wir jetzt stehen. Das Rheinthal scheint hier völlig geschlossen und keinerlei Ausgang zu gestatten. So war's auch früher. Das „verlorne Loch“ war früher unzugänglich. Mit Noth bricht sich der junge Rhein einen Durchgang durch eine tiefeingeschnittene Oeffnung, die man erst erblickt, wenn man näher getreten. Bei dem Bau der neuen Straße aber, im Jahre 1822, wurde ein Stollen, 10—14 Fuß hoch und 15—18 Fuß breit, durch das feste Gestein des „verlornen Loches“ gesprengt, und das Felsgewölbe, in welchem die Bohrlöcher noch heute erkennbar sind, mit riesiger Anstrengung weithin fortgeführt. Durch diesen Stollen gelangt man zur „Via mala“. Die den steilen Felswänden fernerhin abgewonnene Straße ist meist durch Mauerwerk geschützt. Wohl erinnert man sich an die Taminaschlucht bei Pfäffers. Aber diese tritt weit zurück vor der finsteren, wilden Großartigkeit der Via mala. In einer Höhe von 1500 Fuß sind durch irgend ein Naturereigniß die Felsen vom Scheitel bis zur Sohle senkrecht gespalten, an mehreren Stellen mit ihren finsteren Wänden nur 30 Fuß voneinander klaffend. Du stehst auf der Straße zwischen schwindelnder Höhe und schwindelnder Tiefe. Jäh und himmelhoch thürmt sich's über Dir auf, und tief unten, 200—500 Fuß unter der Straße, fließt der Rhein, zu einem schmalen Bächlein zusammengepreßt, mit vertieftem Zorne, oft völlig unsichtbar und unhörbar. Ein Blick rückwärts durch die finstere, engschroffe Schlucht, vorbei an dem öden Thurm der zweitausend Jahre alten Burg in das heitere sonnige Domleschger Thal erweckt ein Sehnen wie aus dem Tartarus in's Elysium. Drei waghalsige Brücken springen über den Abgrund. An der mittleren steigen die Felswände so senkrecht empor, daß ihr Abstand am Scheitel derselbe sein wird, wie an der Sohle. Der Rhein, tief unter Dir, ist kaum noch zu erkennen. Kleinere Steine, über die Brustwehr dieser Brücke geworfen, fallen 5—6 Secunden, ehe sie

die Tiefe erreichen. Größere Felsſtücke erreichen das Waſſer gar nicht, ſondern bleiben, von den Felswänden eingeklemmt, in der Schwebe. So eng iſt der Abgrund. Das Blaue des Himmels hoch oben iſt nur in einem ſchmalen Streifen zu erkennen. Jahrhundertalte Tannen oben am Rande nehmen ſich aus wie Däumlinge, aber ihre grünen Fingerlein zeichnen ſich deutlich gegen das Blau des Himmels ab. Auf Abbildungen der Via mala pflegt unten, an einer der Brücken, ein Wanderer zu ſtehen, winzig wie ein Liliputaner, hinaufſchauend und ſich ſtützend auf einen Wanderſtab, dünn wie ein Pferdehaar. So iſt's Recht. So fühlt man ſich vor ſo gewaltigen Naturereigniſſen, welche für die ewige Mutter nicht mehr ſind, als für uns ein tieferes Athemholen oder eine Zornesthräne, welche die Wange hinabrollt. Das ſtört nicht im Mindeſten die ewige Harmonie ihrer erhabenen Geſetze. Ja, ſagte man uns nicht in den Schulen, daß im bloßen Verhältniß zu unſerer Erde dieſe ganze Gebirgs- und Gletſcherwelt nicht Mehr ſei, als ein Staub auf einem Schulglobus? Das nahm man ſo hin; aber wenn Du inmitten dieſer zahlloſen Rieſen ſtehſt, wenn ſie mit ihren gewaltigen Leibern auf Dich hinabdrücken, dann bedarf die Phantaſie ihrer Flügel, um zu derjenigen Rundung zu gelangen, vor der ſie nur als Staubkorn erſcheinen. Und wenn dann die Nacht kommt und die Myriaden Sterne ſicherklar auf Dich hinabblicken, dann kann man vor dieſer großen Harmonie ſchon auf einige Zeit das Bischen Pygmäen-Willkür vergeſſen, was die Herren der Schöpfung untereinander üben und erdulden, und man begreift, warum vorzugsweiſe Naturforſcher, welche fortwährend dieſe hehren Geſetze vor Augen haben, ſich meiſt eines überlegenen Humors erfreuen. Und treiben wir's zu toll, ſo zieht eben die große Mutter unſere Atome wieder ein und macht was Geſcheidteres draus, was beſſer in ihre Ordnung paßt. Ich denke deshalb gewiß nicht klein vom Menſchen. O nein! auch in ihm lebt ein Funke jener großen Harmonie. Den kann er entwickeln, und auch er ſoll ſtreben, durch die Kraft harmoniſchen Selbſtgefühls jede Störung zur Nichtigkeit des Staubes hinabzuzwingen.—

Es gibt Blaſirte, welche durch Vielſehen ein anarchiſches Chaos von Eindrücken in ſich angeſammelt und darüber die Fähigkeit zum harmoniſchen Genuſſe des Einzelnen, und wäre es noch ſo großartig, völlig eingebüßt haben. Solche werden ſich dann auch hier, nachdem der Augenſchein an die Stelle der Beſchreibung getreten, enttäuſcht erklären. Da hilft nun weiter kein Bemüh'n. Ueberhaupt iſt, ſelbſt abgeſehen von äußerer Trübung, die Faſſungskraft der Spiegel verſchieden, der Seelen- wie anderer Spiegel. Das Maulthier, was dort über die Brücke geht, hat wohl von der ganzen Via mala kaum Etwas geſehen. Deshalb iſt ſie nicht minder da.

Auf uns machte ſie einen gewaltigen Eindruck. Um ſo wohler ward uns beim Anblick der grünen Matten mit ſauberen Wohnhäuſern, welche ſich, nach zweiſtündiger Wanderung durch die unwirthbare Schlucht, auf Einmal wieder aufthaten. Ganze Maſſen von nigritilla alpina, welche hier üppig unter dem Graſe wuchſen, ſtrömten den köſtlichſten Vanillegeruch aus und erinnerten uns daran, wie hoch wir uns über dem Meere befanden. Auch in dieſem Thale — dem Schamſer Thale — fehlt es nicht an Burgen. An eine derſelben, die Burg Fardün oder La-Turr, deren Trümmer ſich rechts auf der Höhe, am linken Rheinufer zeigen, ſchließt ſich die beſondere Befreiungsgeſchichte des Schamſer Thales an. Der Vogt, welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts dort hauſte, trat eines Tags in die Hütte eines Bauern und ſpuckte in den heißen Brei, der eben zum Mittageſſen aufgetragen war. Schnell ergriff ihn der Bauer, Johann Caldar, an der Gurgel, beugte ſeinen Kopf in den heißen Brei mit den Worten: „Da, friß ſelbſt den Brei, den Du Dir gewürzt haſt,“ und erwürgte ihn. In Folge Deſſen entledigte das Thal ſich ſeiner ſämmtlichen Zwingherren. Man hatte ſich lange genug in Geſetzgebung und Verwaltung hineinſpucken laſſen. Aber in ſeinen Brei wollte ſich der Bauer nicht ſpucken laſſen; den wollte er demokratiſch nach eigenem Geſchmacke genießen, und nicht verſetzt durch einen Willkürſpuck. Erſt der Körper, dann der Geiſt!

Keine Kraft ohne Materie! — Ein in das Schamſer Thal einmündendes Nebenthal, das Ferrerathal, eines der großartigſten und wildeſten Alpenthäler, ließen wir links liegen, und verließen alsbald das Hauptthal ſelbſt durch deſſen ſüdlichen Ausgang, die Roflaſchlucht. Durch dieſe gelangt man endlich in das »Rheinwaldthal.« Wir befinden uns hier 4430 Fuß über dem Meere. Rings ödſchroffes Gebirg, hie und da ein verkrüppelter Schlag wettergehärteter Tannen. Am weſtlichen Ende des Rheinwaldthales ſteigt von der Adulagruppe der Rheinwaldgletſcher hinab. Er ſchließt das Thal. Aus ihm quillt der junge Rhein hervor, ſchon hier an ſeiner Wiege von »Paradies« und »Hölle« umgeben. Beide zeigen ſich am rechten Ufer, erſt das »Paradies«, ein mit Pflanzenerde bekleideter Fels, auf dem im Sommer die ſchönſten Alpenblumen prangen, dann die »Hölle«, eine wilde rohe Felſenmaſſe, an deren Fuß der junge Rhein bereits einen ſteilen erbſündlichen Fall macht. Vom gegenüberliegenden Ufer ſchaut die ſonnige »Zapportalp«, auf welcher Ziegen graſen, verſöhnlich hinüber.

Aber dieſe kleineren Gegenſätze verſchwinden vor dem großen Gegenſatze, welcher uns bei dem Uebergange über den Bernhardin überraſcht. Wir kommen aus einer ſtellenweiſe durch grüne Matten gemilderten, jedoch im Ganzen einödigen, wilden Welt mit winterlichen Schluchten voll ewigen Eiſes, und gelangen nun auf der Südſeite des Bernhardin vermittelſt der zu den italieniſchen See'n jäh abſtürzenden Straße, plötzlich wie durch Zauber in den holden Süden. Drum raſch über die Höhe an dem Lago moësola vorbei, jedoch nicht ohne einen Rückblick auf das tiefe Rheinthal mit ſeinen Gletſchern und Gebirgsſtöcken, auch nicht ohne einen Blick zu Deinen Füßen, beſonders an dem kleinen Alpenſee, von wo eine Menge ſeltener Alpenblumen Dich anlächeln, darunter roſenhelle Aurikel, Vergißmeinnicht, allerlei Sonnen- und Sternblümchen von tiefem und heiterem Gelb, auch wieder ganze Beete tiefblauer Gentianen; — aber dann raſch hinab in's Miſoccothal. Dort erwarten Dich ſchwere Maiskolben und rankende Reben, und braungebrannte Feldarbeiter mit glän-

zendſchwarzen Augen ſuchen unter dem Laube der Kaſtanien- und Maulbeerbäume oder unter dem breiten Blatte der Feige Schutz gegen die Schwüle des Mittags. Sieh da das reizende Miſocco mit den viergethürmten Trümmern ſeines alten Schloſſes. Rings von den Felsabhängen ſtürzen kleine Bäche. Ihre vom Winde verwehten Waſſerfälle gleichen weißen Schweifen flüchtiger Stuten. Und welch ein Himmel, welch ein Pflanzenwuchs! Ein ſüßes Etwas dringt mährchenhaft durch Deine Glieder. Wir ſind im holden Süden.

Vor der Revolution beſuchte mein Freund und Namensvetter Heinrich auf einer Reiſe durch die Schweiz und Italien auch das Miſoccothal. Die Burg von Miſocco gefiel ihm, und er kam auf den Gedanken, ſeinen Wirth zu fragen, ob die Burg wohl feil ſei? Warum nicht? war die Antwort. In das an den Gemeinderath zu richtende Kaufgeſuch müſſe er jedoch die Verpflichtung mitaufnehmen, an der gewünſchten Burg niemals Fortifikationen anzulegen. Wer hätte damals gedacht, daß dieſes der Tyrannei verdächtige Mitglied eines preußiſchen Oberlandesgerichtes nach wenigen Jahren als verfolgter Freiheitsmann an die Thore Graubündens klopfen würde, um ſich ein einfaches, demokratiſches Bürgerrecht zu erwerben! — Man ſieht, die Graubündener halten darauf, daß ihre Burgen in dem romantiſchen Zuſtande verbleiben, in welchen ihre Väter dieſelben bei Verjagung ihrer Tyrannen verſetzt haben. Beſſer noch als die Vorſicht im Vertrage aber iſt Dies, daß man in ſeinem urdemokratiſchen Staatsleben keinerlei gefährliche Centraliſation aufkommen läßt, und daß jeder großjährige Graubündener eine gute Flinte hat, um etwaige neue Tyrannen zum Lande hinaus zu jagen, wie man die alten hinausgejagt hat.

Einige Stunden vor Bellinzona überraſchte uns der Waſſerfall des Buffalorobachs. So Etwas hatte ich bisher noch nicht geſehen, ſelbſt nicht im Berner Oberlande. Der wird nicht vom Winde verweht. Wie ein kryſtallener Kanonenſchuß ſchießt er hervor und ſtellt ſeinen faſt ungetheilten Strahl in gewaltigem Bogen bis dicht an die Straße. Rechts und links liegen

große Felsblöcke, die er, beim Wachsthum der Bergwaſſer, ſpielend hinabgeſchleudert hat. Dann zeigt ſich Bellinzona mit ſeinen Mauern und Zinnen, welche von drei gewaltigen Schlöſſern überragt werden, überraſchend, großartig und herrſchſam über das Thal. Schon das ganze Miſoccothal, welches der Canton Graubünden auf der Südſeite des Bernhardin, verlangſam wie einen Arm, nach den See'n hinabſtreckt, gehört zur italieniſchen Schweiz. Aber den Canton Teſſin betrittſt Du erſt bei Lumino, kurz vor Bellinzona.

Wer die Olivenwälder Liguriens, die Orangen- und Citronenhaine Nizza's und Mentone's, wer den Palmwald von Bordighera geſehen, der wird nicht ſagen, daß der Canton Teſſin alle Reize Italiens vereinige. Aber einen Vorgeſchmack von Italien gibt er, beſonders wenn Du von Bellinzona ſüdwärts über den Monte Cenere nach Lugano wanderſt. Der Weg erhebt ſich ſteil bis zur Höhe von 1720 Fuß über das Meer. Auf dem Gipfel bietet ſich rechter Hand weſtwärts eine ſchöne Ausſicht auf den nördlichen Theil des Lago maggiore. Wohl regte ſich bei deſſen Anblick die Sehnſucht nach den großartigen Gegenſätzen ſeiner Ufer und den Reizen der Borromeiſchen Inſeln. Aber Freund Wiesner, den wir in Bellinzona getroffen hatten, hatte uns erzählt, daß er zwar in dem ſchweizeriſchen Magadino unbehinderten Zutritt zum Schiffe erhalten, im Verlaufe der Fahrt aber, da wo weſtlich das piemonteſiſche, öſtlich das lombardiſche Ufer beginnt, wegen Mangels ausreichender Papiere wieder zurückgewieſen und höflich auf Schweizerboden zurückgeſetzt worden ſei. Auch nach dem auf der Oſtſeite des Luganer See's ſich ausbreitenden Comer-See, der ſüdliche Ueppigkeit mit ſchweizeriſcher Friſche vereinigen ſoll, hatten wir eine nicht geringe Sehnſucht Da dieſer jedoch ganz auf öſtreichiſchem Gebiete liegt und wir vom Lago Maggiore nur das nördliche Schweizerufer hätten beſuchen können, ſo wußten wir uns auf den Luganer See, der, mit Ausnahme von ein Paar Endchen, ein voller Schweizer iſt, zu beſchränken. Hinſichtlich der Borromeiſchen Inſeln machten wir's, wie der Fuchs mit den

Trauben, und ſtellten uns die Isola bella nicht nach Jean Paul als den „geſchmückten Thron des Frühlings“ ſondern nach Anderen als bloße Künſtelei vor, etwa wie einen Zuckerbäcker-Aufſatz in größerem Maßſtabe.

Auch bietet das Hinabſteigen nach Lugano Troſt für Entbehrungen. Durch ſüdlich beſonnte Kaſtanienwälder und üppige Weingärten, italieniſch an Ahorn, Ulmen und Pappeln gezogen, geht's abwärts, immer abwärts, dann um die Ecke und vor Dir liegt, tiefblau aufſchmachtend, der ſchöne Luganer See. Die umliegenden Berge ſpiegeln ſich wohlig in ſeinen Fluthen und rechts an ſeinem Ufer erhebt ſich leuchtend die Stadt Lugano. Alles mahnt hier an Heſperien, die Handwerker, welche auf offener Straße ihre Arbeit verrichten, die kühlen Vorhänge ſtatt der Thüren an den Kaffeehäuſern, die zahlreichen weißen Landhäuſer der Umgebung, welche aus hellen Weingärten hervorblicken, hie und da eine ſinnige Cypreſſe, — der Schlag der Welle, der azurne Himmel, — bis zur ſternbeſä'ten italieniſchen Nacht.

Trotz der ſchon früh Morgens anhebenden großen Hitze verſäumten wir doch nicht, den benachbarten Monte Salvadore zu beſteigen, welcher ſeine bewaldete Pyramide 2862′ Fuß über das Meer erhebt, und mit ſeinem Vorgebirge Arboſtora ſich weit in den See hinein erſtreckt. Man warnte uns vor dort vorkommenden Vipern, und ſo mußte man darauf achten, nicht etwa auf eine ſolche Beſtie zu treten, die etwa ihr giftiges Leibchen quer über den beſonnten Weg gelegt hätte. Die Ausſicht von Oben belohnt reichlich für den zweiſtündigen heißen Weg. Südlich zu Deinen Füßen der reizende See mit ſeinen zahlreichen Buchten, nordwärts eine lange Reihe von Schneeriefen von den Graubündener Alpen bis zu dem gewaltigen Monte-Roſa. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, ſo aus dem warmen Süden in die Schnee- und Gletſcherwelt hinaufzublicken. Dasſelbe Element, was dort als zackiges Eis emporragt, iſt hier zu Deinen Füßen als blaue Fluth voll weichen ſchwimmenden Glanzes ausgegoſſen. Südweſtlich thut ſich die lombardiſche Ebene auf. Die Kuppel des Mailänder Domes, welche von

dort zwiſchen dem Monte Generoſo und dem Monte Riva hindurchſchimmern ſoll, konnten wir nicht unterſcheiden. Die Atmoſphäre war nicht ganz klar. Unten wieder angelangt vermochten wir dem Reize des See's nicht zu widerſtehen. Wir nahmen ein Boot, ſtachen hinein und badeten. Welch ein Unterſchied von dem Bade im Wallenſtadter-See! Dort nackte, ſchroffe Felswände, hier milde Ufer mit ſüdlichem Pflanzenwuchs und marmorweißen Villen; dort wildſchäumende Wogen, hier ſanftſchmeichelnde Fluthen. Aber verſchweigen darf ich nicht, daß ich mich nach den weichwarmen Umarmungen des verführeriſchen Luganer See's in demſelben Maaße ermattet fühlte, in welchem ich mich nach den friſchkräftigen des trotzigen Wallenſee's geſtärkt gefühlt hatte.

Von Lugano kehrten wir nach Bellinzona zurück. Die drei maleriſchen Schlöſſer waren früher die Sitze der drei Landvögte von Uri, Schwyz und Unterwalden, welche von hier aus ihre ehemaligen italieniſchen Unterthanen, jetzige gleichberechtigte Eidgenoſſen, mit großer Willkür und Härte beherrſchten. Nach Unterdrückung eines im Jahre 1755 im Livinenthal ausgebrochenen Aufſtandes wurden die Leiter hingerichtet und ihre Köpfe an den Kaſtanienbäumen aufgehängt. Die Franzoſen machten dieſem Unterthanenverhältniß 1798 ein Ende. 1814 hätten die Urcantone zwar gerne die alte Ordnung der Dinge wieder hergeſtellt, aber der Wiener Congreß beſtätigte das Beſtehen des Cantons Teſſin, in welchem die acht italieniſchen Vogteien der zwölf alten Schweizercantone zur Selbſtſtändigkeit eines eigenen Staatslebens vereinigt waren. Hier beſtätigt ſich, was ich oben über die Urcantone als Wiege der ſchweizeriſchen Unabhängigkeit geſagt habe. Zur eigenen Unabhängigkeit muß eben noch die Gerechtigkeit gegen Andere hinzukommen; damit hat man erſt den Menſchen, wie er ſein ſoll, und die Grundlage zum ſchönen Menſchen.

Bellinzona iſt heute, abwechſelnd mit Lugano und Locarno, Sitz der teſſiniſchen Cantonalregierung. Jeder der übrigen Schweizercantone hat ſeinen feſten Regierungsſitz. Von dieſen

drei Hauptſtädten des Cantons Teſſin vermochte aber bis Jetzt keine der anderen den Vorrang zu gönnen. Ueberhaupt ſollen beſonders die Unterteſſiner von Neid-, Streit- und ſelbſt Rachſucht nicht frei ſein. Erwägt man dazu die vielfachen Einwirkungen des benachbarten Italiens unter piemonteſiſcher und öſtreichiſcher Herrſchaft von revolutionairer wie von reactionairer Seite, ſo kann man die wohlthätige Kraft der demokratiſchen Inſtitutionen nicht genug bewundern, durch welche dieſe heißblütige junge Republik, nachdem ſie ſich an den feſten Mittelpunkt der Eidgenoſſenſchaft einmal angelehnt hat, ſich den Segen der Freiheit bis auf den heutigen Tag zu bewahren vermochte. Im Jahre 1848, als die Fahne eines freien unabhängigen Italiens in Mailand wehte, ſchlug wohl der nationale Pulsſchlag über die Gränze des Cantons hinüber. Bis zu welchem Maaße, wäre ſchwer zu ſagen. Gewiß aber iſt, daß man heute recht froh iſt, im Schooße der freien Eidgenoſſenſchaft fortleben zu können.

Bellinzona füllt den ganzen Raum zwiſchen Berg und Fluß aus, ſo daß der einzige Weg auf- und abwärts durch ſeine Thore führt. Als Verbindungspaß zwiſchen den italieniſchen See'n und den Straßen über den Bernhardin und Gotthard galt ſie dereinſt in militairiſcher Beziehung als der Schlüſſel aus der Lombardei nach Deutſchland, und iſt noch heute als Handelsſtadt nicht ohne Bedeutung.

Bereits die Römer hatten verſchiedene Straßen aus Italien in's Rheinthal angelegt, über den Julier und Septimer ſowie über den Splügen. Auch der Bernhardinopaß war ſchon den Römern bekannt. In's Rhonethal gelangten ſie mehr weſtlich über den großen Bernhard. Die heutigen trefflichen Kunſtſtraßen über die Alpen wurden erſt in unſerem Jahrhundert erbaut. Wandere jetzt mit uns zurück nach Arbedo, welches kurz vor Bellinzona, an der Vereinigung der Moëſa und des Ticino gelegen iſt. Dort, lieber Leſer, kann ich Dir von dieſen neueren Bauten am Beſten ſagen, was ich weiß. Rechter Hand kommt die Bernhardinſtraße herab, welche wir vor Kurzem rheinauf- und moëſaabwärts gekommen ſind.

Als wir noch in Splügen, dem Hauptorte des Rheinwaldthales, Front nach Süden, ſtanden, lag links die Splügenſtraße nach dem Comer See, rechts die Bernhardinſtraße nach Bellinzona, und von da nach dem Lago maggiore und dem Luganer See vor uns. Beide wurden in den zwanziger Jahren erbaut, die Splügenſtraße durch die öſtreichiſche Regierung über ausſchließlich öſtreichiſches Gebiet, um den Verkehr aus der Lombardei nach der Schweiz und Deutſchland nicht an ihre Rivalin, die Bernhardinſtraße zu verlieren, welche ihrerſeits die ſardiniſchen Staaten mit der Schweiz und Deutſchland, unabhängig von öſtreichiſchem Gebiete, verbindet. Die Bernhardinſtraße wurde auf gemeinſchaftliche Koſten der bündneriſchen und ſardiniſchen Regierung erbaut. Die letztere ſtreckte jedoch beinahe den ganzen Koſtenbetrag, in der wohlerwogenen Berechnung der Vortheile einer ununterbrochenen Verbindung des Hafens von Genua und der Hauptſtadt Turin mit der Schweiz und dem weſtlichen Deutſchland, vor. Dieſe Unabhängigkeit der Bernhardinſtraße von öſtreichiſchem Gebiete kam auch uns Flüchtlingen zu Statten. Du mußt übrigens den Bernhardin weder mit dem großen noch mit dem kleinen St. Bernhard verwechſeln, lieber Leſer. Das ſind drei verſchiedene Päſſe. Wenn Du Dich nach Genf ſtellſt, die Front ſüdöſtlich gegen den Montblanc, ſo führt rechts von dem Könige der europäiſchen Berge der kleine, links von ihm der große St. Bernhard in die piemonteſiſche Ebene. Der Bernhardin dagegen verbindet, wie wir eben erfahren haben, mehr öſtlich den Lago maggiore und den Luganer See mit dem Rheinthale. Ueber den kleinen St. Bernhard ſoll Hannibal aus Spanien durch das ſüdliche Frankreich in den zweiten puniſchen Krieg gezogen ſein; über den großen St. Bernhard zog bekanntlich Napoleon vor der Schlacht von Marengo, — zwei große Männer, deren letzterer ſich durch ein Uebermaß rückſichtslos geübter Fürſtenſouverainetät ſchließlich zu Falle gebracht hat. Ueber den Bernhardin dagegen kamen jüngſt der letzte Präſident eines durch übermäßige Sanftmuth körperlos gewordenen Parlamentes, ein preußiſcher Offizier, „Flüchtling aus Neigung“, und

ein preußiſcher Landwehrdeſerteur. — Jetzt ſtelle Dich wieder mit mir nach Arbedo. Die links aufwärts führende Gotthardſtraße, welche uns mit dem Vierwaldſtätter-See und dem ſpäteren Rheinthale bei Baſel verbindet, war bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts von allen Alpenpäſſen wohl die beſuchteſte. An 16,000 Menſchen und 9000 Pferde ſollen damals jährlich dieſen Weg genommen haben, um aus Italien nach der Schweiz und zurück zu gelangen. Auch der alte Suwarow mit ſeinen tapferen Ruſſen zog dieſen Weg. Jedoch war derſelbe damals nur ein Saumpfad, deſſen Lauf man jetzt noch genau unterſcheiden kann. Dieſer Saumpfad mußte natürlich vor den breiten und bequemen Straßen über die übrigen Alpen zurücktreten. Der früher ſo bedeutende Verkehr verſchwand faſt ganz, ſo daß die Regierungen der Cantone Uri und Teſſin, um die Anwohner der Straße nicht gänzlich verarmen zu laſſen, im Jahre 1820 den Bau der neuen Gotthardſtraße begannen und 1832 vollendeten. Dieſelbe ſteht den übrigen Alpenſtraßen gegenwärtig in Nichts nach. — Auch weſtlich, in's Rhonethal, führt jetzt eine treffliche Kunſtſtraße, vom Lago maggiore über den Simplon in's Wallis, die ſ. g. Simplonſtraße. Zu dieſer ſoll Napoleon den erſten Plan nach dem ſchwierigen Uebergang über den großen St. Bernhard gefaßt haben. Bald nach der Schlacht von Marengo begann der Bau; in ſechs Jahren war er vollendet. Dieſe war alſo die erſte der großen Alpenſtraßen. Die Koſten (18 Millionen Franken) wurden nur zur Hälfte von Frankreich, welchem damals der jetzige Kanton Wallis angehörte, zur anderen Hälfte von der damaligen cisalpiniſchen Republik beſtritten. Die Idee zu dieſer erſten großartigen Unterwerfung der Alpen unter die Herrſchaft des Menſchengeiſtes gebührt alſo dem Unternehmungsgeiſte Napoleon's. Doch haben wir geſehen, daß die kleine Schweiz auf dem einmal gebrochenen Wege rüſtig und ohne ein Opfer zu ſcheuen, fortgeſchritten iſt. Mit welchen Hinderniſſen hatte man nicht an der Via mala zu kämpfen! Und die auf der entgegengeſetzten Seite von S. Bernardino bis Miſocco auf dreiſtündiger Wegeſtrecke um 2700 Fuß abſoluter Höhe

jäh abfallende Straße ist durch zahlreiche Windungen gleichwohl so zweckmäßig angelegt, daß der Postillon mit Hemmschuh und bloß zwei Pferden fast unabläßig abwärts traben kann. Wie ein gewundenes Seil, bald rechts bald links einbiegend, liegt die Straße vor dem Beschauer. Die auf der Gotthardstraße zu besiegenden Schwierigkeiten waren nicht geringer. In der Schlucht des Dazio grande auf dem südlichen Gotthardabhang vor Airolo windet sich die Straße, meist auf Bogengänge und Terrassen gestützt und dreimal den Tessin überschreitend, so mühevoll nachdrücklich und sicher durch die größten Hindernisse und Schwierigkeiten empor, daß man nicht umhin kann, dem Baumeister laut seinen Beifall zu klatschen, als stände er vor Einem. Von Airolo steigt dieselbe dann noch in 46 Windungen über mehrere Brücken und durch zahlreiche Stollen zur Höhe des Gotthard empor. Auf dem entgegengesetzten nördlichen Abhang des Gotthard im Reußthale reiht sich das „Urnerloch“ würdig an das „verlorne Loch“ der Via mala an. In diesem durch den festen Fels gesprengten, 180 Fuß langen, 14 Fuß hohen und 16 Fuß breiten Durchbruch, können sich zwei Wagen füglich ausweichen. Der alte Ruhm des Urner wie des verlornen Lochs tritt allerdings vor den neueren Eisenbahnstollen in den Hintergrund. Immerhin bleiben's bemerkenswerthe Bauten. Auch der Bau der hinter dem Urnerloch durch das schauerliche Krachenthal nach dem Vierwaldstätter-See abstürzenden Gotthardstraße ist bewundernswerth. Einzelne Stellen der Gotthard- wie der Bernhardinstraße mußten gegen den Lauinensturz durch besondere Vorrichtungen, Nischen oder Blenden für den Wanderer, Dachwerk oder Gallerieen für Wagen und Pferde geschützt werden.

Unwillkürlich erinnerte ich mich bei'm Anblick dieser großartigen Bauwerke an die Worte Raveaux's vor dem alten Bette der Kander zu Thierachern, daß in der Schweiz nicht leicht Etwas unterbleibe, was vom öffentlichen Wohle erheischt werde. Seitdem hatte ich die Linthcorrectionen, mancherlei Brücken, Dämme und Kanäle, hatte ich die prächtigen Schulhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten der Städte Zürich, Aarau und Bern

war mir das ſtattliche Cantonalſchulgebäude
vor der Stadt die neue Kaſerne aufgefal-
paläſte der Schweizer; jetzt ſtand ich vor dieſen
aßen, durch welche man ſelbſt die Region des
e's dem Geſetze des Verkehrs unterworfen hat; —
ußte mit Raveaux geſtehen: „Die Schweiz iſt ein
Land von kaum 2¼ Millionen Einwohnern; ſie hat weder
ilber- noch Goldbergwerke, und wenig fruchtbare Ebene; doch
unterbleibt in ihr nicht leicht Etwas, was vom öffentlichen
Wohle erheiſcht wird.“ — Aber hinzufügen muß ich, daß ihr
Dies in ſolchem Maße wohl kaum möglich ſein würde, wenn ſie
nicht von drei Ausgabepoſten, welche in anderen Staaten oft
zwei Drittel des Büdjets wegzehren, gänzlich befreit wäre: Von
der Staatsſchuld, von dem ſtehenden Heere und von den
Civilliſten.

Zehntes Kapitel.

Aus dem Süden in die Urſchweiz. Die Gotthardſtraße. Die Schlucht des Dazio Grande. Ticino, Reuß und Rhein. Der erſte Theil des Suwarow'ſchen Marſches. Der Gotthardberg. Das Urſernthal. General Lecourbe. Das Urnerloch, die Teufelsbrücke und das Krachenthal. Bürglen, Altorf, Geßler und Tell. Die Urner Landsgemeinde. Herr v. Radowitz und die Demokratie. Der Vierwaldſtätter-See. Tell's Platte und das Rütli. Luzern und der Sonderbund. Der Rigi. — Von Winkel nach Stanzſtad und Stanz. Winkelried, Nicolaus von der Flüe und der Stanzer Heldenmuth im Jahre 1798. — Der ſterbende Löwe zu Luzern.

Wir kamen aus deutſcher Romantik durch die „Via mala“ in den holden Süden, an die italieniſchen See'n; jetzt ſteigen wir aus dem holden Süden den St. Gotthard hinan, und gelangen auf deſſen nördlicher Seite hinab an den Vierwaldſtätter-See, in das Urland der Kraft und Friſche. S'iſt wahr, im holden Süden ſind alle Töne wärmer und tiefer, die Sonnenauf- und Untergänge, die Augen und die Geſichtsfarbe der Menſchen,

das Laub der Bäume bis zur Farbe der Blumen und Schmetterlinge. Aber daneben iſt auch viel Schwüles, melancholiſch Träges, ja Ausgebranntes; kahle Berge ohne Matten und Schnee, die erſt in der Morgen- und Abendbeleuchtung zu leben beginnen; heißes verdorrtes Erdreich ohne Waſſer und Graswuchs; ſtaubige Straßen mit ſchmachtenden Faullenzern; ſchwüle drückende Luft; — ſo daß ſich mir in Wahrheit die Bruſt erweiterte, als ich wieder reine Bergluft einathmete, als ich wieder Schnee ſah, als es wieder rings von kühlen Quellen rauſchte und rieſelte, als die Berge wieder vom luſtigen Jodeln der Hirten erſchallten. Ade Du ſchöne »Riviera« mit Deinen Kaſtanien- und Maulbeerbäumen; mit Deinen armdicken weithinrankenden Reben und Deinen breitblättrigen Feigen! Ade ihr Kirchen und Kapellen, und nun aufwärts durch die maleriſchen Felslandſchaften des Livinenthals, zunächſt bis zum Fall der Piumegna bei Faido, dem Hauptorte dieſes Thales. Von dieſer Italienerinn war uns, nachdem wir bereits ſo mannichfache Waſſerfälle geſehen, durch unſer Reiſehandbuch ein ganz neues Schauſpiel verheißen worden. Der Bach ſcheine in eine ſchüſſelförmige Felsvertiefung zu ſtürzen und ſteige dann in einem Bogen wieder auf, einer Marabutfeder der gewaltigſten Art vergleichbar. Aber die arme Piumegna litt ſichtlich an Waſſermangel. Nur als dünner Strahl lechzte ſie hinab und konnte nicht daran denken, uns auch noch durch die Ausſpreitung ſtolzen Kryſtallgefiebers zu überraſchen. Drum aufwärts nach Airolo. Doch halt! Da ſcheint uns ja das Felſenthor des Platiſer den Weg zu verſperren. Dieſes trennt urplötzlich das Klima Italiens von dem Deutſchlands. Die ſüdliche Vegetation hört gänzlich auf, und es beginnt die Felſenſchlucht des »Dazio grande«, ſo genannt von dem darin befindlichen Zoll- und Wirthshauſe (2870 F. ü. d. M.), eine der maleriſchſten und großartigſten Strecken der ganzen Gotthardſtraße. Dieſelbe iſt zwar nicht ſo engſchroff als die Via mala und hat weder deren Höhe noch Tiefe. Aber auch hier rücken die Felſen in wildromantiſcher Schroffheit nahe zuſammen, und zwar in wiederholtem Zickzack,

ſo daß der Ticino, kaum daß er einen Sturz vollbracht, ſich durch eine neu vorgeſchobene Felswand gehemmt ſieht und ſich durch wiederholtes Sturmlaufen ſeinen Durchgang erzwingen muß. Ja ich muß geſtehen, daß ich einen ſo ſchäumenden Drang und Sturm im ganzen Hinterrheinthale nicht bemerkt habe. Der Waſſerſturz iſt vom gewaltigſten Nachdrucke und daneben ächzt die Straße auf Bogengängen und Terraſſen über die brandenden Wogen ſo hartnäckig empor, daß das Ganze zugleich den Eindruck der nachdrücklichſten Ausdauer macht. Du mußt aber auch wiſſen, lieber Leſer, daß dieſer hitzige Südländer viel ſteiler abſtürzt als unſer deutſcher Rhein. Wir kamen das Hinterrheinthal ziemlich allmählig herangeſtiegen. Hinterrhein, der höchſte Ort des Rheinwaldthales, von wo man zur Quelle des Rheins gelangt, liegt nur 4800 Fuß über dem Meer. Das bedingt für die lange Strecke des Rheinlaufs nur einen mäßigen Fall. Der ſüdliche, vom Laufe der Moëſa begleitete Abhang des Bernhardin dagegen ſtürzte auf die kurze Strecke von der Höhe bis zum Lago maggiore bereits 5888 Fuß ab, und dieſer Letztere liegt dann noch 696 Fuß über dem Meere.

Auf einem ähnlichen Abhange ſtürzt der Ticino abwärts, nur daß der Gotthard noch um einige hundert Fuß höher iſt als der Bernhardin und die Moëſa eben kein Ticino. Wir Deutſche brauchen deshalb nicht eiferſüchtig zu ſein auf dieſen ſtürmiſchen und doch ausdauernden Italiener. Bringt er doch ſeine Kraft vom deutſchen Gotthard! — Auch vollbringt die ganz deutſche Reuß auf dem entgegengeſetzten Abhange des Gotthards nichts Geringeres. Der Vierwaldſtätter-See liegt zwar noch um 654 Fuß höher als der Lago maggiore (1350 F. ü. d. M.), aber der Lauf der Reuß bis zum Vierwaldſtätter-See ſcheint mir auch kürzer als der des Ticino bis zum Lago maggiore. Jedenfalls ſind Sturm, Drang und Nachdruck dort eben ſo gewaltig als hier. Sodann beweiſt uns ja auch der Rhein ſelbſt, nach der Höhe und Tiefe der Via mala, und nachdem er ſeine urſprünglichen Kräfte geſammelt, durch die gewaltige That bei Schaffhauſen, daß er, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, im eut-

ſcheidenden Momente auch einer Kühnheit, Raſchheit und Größe des Entſchluſſes fähig iſt, wie ſie in Europa ihres Gleichen ſuchen.

Vom »Dazio grande« ſteigt die Straße über Airolo bis zur Höhe des Gotthards noch um 3938 Fuß. Hinter Airolo kommt man durch eine zweite Felsſchlucht, das ſchauerliche, von Lauinen häufig bedrohte Val Tremola (Trümmelnthal). Der Tremolit findet ſich hier häufig in den Felſen, ſelbſt in den Seitenmauern und in den Steinen auf der Straße. Beſonders hier ſoll die Straße im Winter und Frühling durch Schneeſtürme und Lauinen gefährdet ſein. Der Schnee ſoll ſich oft an 40 Fuß anhäufen. Es wird ſogar vor allem Geräuſch, dem Schellen der Pferde und Sprechen, gewarnt, um die böſen Lauinen nicht aus ihrem Schlummer zu wecken, und es iſt wahr, daß, trotz der ziemlich geſchützten Anlage der Straße, ſelten ein Jahr vergeht, ohne daß man von verunglückten Menſchen läſe. Ich muß aber geſtehen, daß ich vom Val Tremola kein eigenes Bild habe. Loewe und ich ſchnitten hinter Airolo die Windungen der Straße vermittelſt Einſchlagens von Seitenwegen wiederholt ab. Dabei verirrten wir uns zuletzt in den zahlreichen Schluchten des Gotthards, ſo daß wir uns ſchließlich nur im Hinblick auf den Stand der Sonne wieder zurechtfanden. Wir kamen durch uns völlig unbekannte Thäler, mußten wiederholt Schuhe und Strümpfe ausziehen, um durch wilde Waſſer zu waten, dann gings über verſchneite und vergletſcherte Höhen, bis wir das »Hoſpiz« glücklich erreichten, deſſen Keller wir mit einem brennenden Durſte in den Rücken und die linke Flanke fielen. So mochte General Schweikowsky die das Hoſpiz vertheidigenden Franzoſen in Rücken und linke Flanke genommen haben. Darüber, lieber Leſer, oder vielmehr über den ganzen erſten Theil des Suwarow'ſchen Zuges bin ich Dir jetzt Rechenſchaft ſchuldig.

Nachdem Suwarow ſeine Truppen unten im Thale bei Arbedo geſammelt hatte, begann der Marſch gotthardaufwärts. Gleich rechts von Biasca führt bereits ein Pfad durch das

Blegnothal über den Luckmanier in das Vorderrheinthal im Canton Graubünden. Später vor Airolo führt ein zweiter Pfad rechts das Val Priora hinauf und dann das Medelſer Thal hinab ebenfalls in's Vorderrheinthal. Aus dem Vorderrheinthale aber führen verſchiedene Päſſe links hinüber in das Reußthal auf den entgegengeſetzten Gotthardabhang: 1) über die Gemmeralp (6174 F. ü. d. M.) und dann das Oberalpthal abwärts nach Andermatt; 2) durch das Strimſer Thal über den Kriſpalt und den Kreuzlipaß und dann das Maderanenthal abwärts nach Amſtäg. Das ſind lauter ſchmale, ſchwierige und von allen Wechſelfällen der Gebirgswelt umgebene Saumpfade. Aber dadurch ließ ſich der eiſerne Wille des alten Suwarow nicht beirren. Man begreift die Wichtigkeit dieſer Verbindungen, wodurch ruſſiſche Seitendetachements in den Rücken der den Uebergang über den Gotthard wehrenden Franzoſen entſendet werden konnten, um zum Siege der auf der Hauptſtraße vordringenden Hauptcolonne mitzuwirken. Und ſo ſehen wir ſpäter wirklich ſowohl bei Andermatt als auch bei Amſtäg die Franzoſen durch feindliche Seitendetachements in den Rücken genommen. Ich kann jedoch nicht dafür ſtehen, ob nicht eines derſelben aus Oeſtreichern beſtand, die ſich bereits im Vorderrheinthale befanden. Jedenfalls war es ein mit dem Suwarow'ſchen Hauptmarſche combinirtes Manoeuvre. Außer dieſen beiden Seitendetachements entſendete aber Suwarow kurz vor Airolo noch ein drittes durch das Soraccia- oder Canariathal, welches auf völlig ungebahnten Wegen den Franzoſen bereits auf der Gotthardhöhe in den Rücken und die Flanke fiel und dadurch zum Siege der Hauptcolonne unter Suwarow über den die Höhe vertheidigenden General Lecourbe entſcheidend mitwirkte. Dieſes dritte Detachement befehligte General Schweikowsky. Angeſichts dieſer eben ſo einſichtsvollen als kühnen Combinationen nimmt man billig Anſtand, das Urtheil des Herrn Thiers zu unterſchreiben, wonach Suwarow ein jeden Combinationsgenie's entblößter Barbar geweſen. Dagegen iſt es wahr, daß an die auf der Hauptſtraße vordringende Hauptcolonne faſt

kein anderes Commando gegeben wurde, als : Tambour! zur Bajonettattaque. Nur durch eine erſtaunliche Tapferkeit und Todesverachtung war es möglich, dieſen ſteilen Gotthard mit ſeinen zahlreichen Schluchten und Defilée's mit dem Bayonett zu nehmen. Und wohlverſtanden, die alte Straße, welche Suwarow marſchirte, war nicht die breite, bequeme neue. Ein ſchmaler armſeliger verhinderlicher Weg, zeigt ſich die alte Straße noch heute wiederholt zu Seiten der neuen. Während Lecourbe die Höhe des Paſſes beſetzt hatte, war General Gudin mit einer Abtheilung am Südabhange des Gotthard vorgeſchoben, welche ſich nur unter hartnäckigen Gefechten vor der ruſſiſchen Uebermacht zurückzog. An einer Stelle wurde das wohlgezielte Feuer der Franzoſen ſo mörderiſch, daß die ruſſiſchen Grenadiere längere Zeit ſtutzten. Da ließ der alte Suwarow eine Gruft graben, legte ſich hinein und erklärte, er werde ſich da begraben laſſen, wo „ſeine Kinder“ zurückwichen. Mit neuem Muthe drangen darauf die Ruſſen vor, warfen die Franzoſen nach und nach aus jeder Stellung und wurden ſchließlich, unterſtützt durch das glückliche Eingreifen Schweikowsky's, völlig Meiſter des Gotthardpaſſes. Bei der oberſten Straßenwindung erinnert die mit großen Buchſtaben in den Felſen gegrabene Inſchrift „Suwarow Victor“ an dieſe beiſpielloſe Kriegsthat.

Nahe dem Gipfel des Paſſes befinden ſich zwei See'n, der Stella-See, aus welchem der Ticino nach dem Lago maggiore, und der Lucendro-See, aus welchem die Reuß nach dem Vierwaldſtätter-See abfließt. Die „Roduntbrücke“, auf welcher man die Reuß bald nach ihrem Ausfluſſe aus dem Lucendro-See überſchreitet, bildet die Gränze zwiſchen den Cantonen Teſſin und Uri.

Doch wo iſt denn der eigentliche Gotthardberg und wie ſieht er aus? Ja, lieber Leſer, dieſe Frage ſtellten auch wir uns, nachdem wir den Paß bereits überſchritten hatten. Und wir fanden beſtätigt, was man vom Gotthardе geſagt hat, daß man ſtets von ihm höre, ohne ihn jedoch zu ſehen. Er iſt eben nur ein Paß und außerdem ein ganzer Gebirgsſtock, aber kein einzeln

hervorragender Berg, wie die Jungfrau, der Monte-Roſa oder der Montblanc. Weſtlich und öſtlich ragen verſchiedene Felsſpitzen bis zur Höhe von 10,000 Fuß über dem Meere hervor. Davon ſind auch mehrere vom „Hospiz“ aus beſteigbar. Beſtiegeſt Du aber auch die eine oder andere, ſo bekämeſt du damit doch keine volle Einſicht in die wahre Bedeutung des Gotthard. Dazu gehörte ein noch höherer Standpunkt. Da wir aber keine Himmelsleiter haben, ſo bleibt uns Nichts übrig, als in uns ſelbſt emporzuſteigen, um einen völlig beherrſchenden Ueberblick zu gewinnen. Dazu hat uns Göthe den Weg gezeigt. Ja, der Gotthard iſt ein königliches Gebirg, ſo gut wie die Jungfrau, der Monte-Roſa und der Montblanc. Siehſt Du denn nicht, wie einerſeits die Berner Alpen, andrerſeits die Kette des Montblanc, fortgeſetzt durch die des Monte-Roſa, ſich zu beiden Seiten der Rhone von Abend her durch Grimſel und Furca an den Gotthard herandrängen? Ebenſo lehnen ſich von Mitternacht her die Gebirge von Unterwalden, Schwyz und Glarus, gekettet an die von Uri, an ihn; und von Morgen ziehen die Graubündner Alpen, von Mittag die der italieniſchen Schweiz zu ihm herauf. Ganz in der Nähe entſpringt der Vorderrhein und läuft gegen Morgen; aus dem benachbarten Rhonegletſcher zwiſchen Grimſel und Furca quillt die Rhone und läuft durch das Wallis gegen Abend; und nimmſt Du nun noch den Ticino und die Reuß hinzu, welche gegen Mittag und Mitternacht ſtrömen, ſo kannſt Du wahrhaft ſagen, daß Du Dich auf einem Kreuzpunkte befindeſt, von welchem rieſige Gebirge und gewaltige Ströme nach allen vier Weltgegenden auslaufen.

Vom Gotthardhospiz ſteigt man, dem Laufe der Reuß folgend, hinab nach Hospenthal. Dieſer Ort, welcher ſeinen Namen von einem längſt eingegangenen Hospitale trägt, liegt inmitten des grünen Urner- oder Urſern-Thals, 4566 Fuß über dem Meer. Durch dieſes Hochthal ſetzt ſich rechter Hand die Gotthardſtraße nach Andermatt fort; linker Hand rückwärts führt der Weg über Realp nach der Furca, von wo ein zweiter Hauptarm der Reuß hergeſtrömt kömmt, welcher ſich unterhalb Hos-

penthal mit dem vom Gotthard kommenden Arme vereinigt. Dieſer letztere Weg war derjenige, welcher Loewe und mich zu dem mit den Freunden verabredeten Rendez-vous in's Berner Oberland bringen ſollte. Da wir jedoch noch einige Zeit übrig hatten, ſo wollten wir doch das Reußthal bis zum Vierwaldſtätter-See nicht verſäumen. Das Urſernthal wird vielfach wegen ſeiner Fruchtbarkeit geprieſen. Früchte bringt es eben nicht viele hervor. Bäume und Getraide gedeihen nur kärglich in dieſer Höhe, wo der Winter faſt acht Monate dauert und in den vier Sommermonaten nicht ſelten geheizt werden muß. Dasſelbe iſt ſeiner ganzen Länge nach (etwa drei Stunden) von ſchroffen, kahlen, zum Theil ſchneebedeckten Bergen eng eingeſchloſſen. Wahrſcheinlich ſtand die Reuß hier früher als See, ehe es ihr gelungen war, ſich einen Weg durch das Gebirg hinter Andermatt zu brechen. Jetzt aber lachen hier die ſaftigſten Wieſen voll Blumenſchmelzes; aus dem üppigen Grün erheben auch wieder ganze Schaaren von würzigen Brändelis (nigritilla alpina) ihre braunen Dolbenköpfchen. Das am nördlichen Ende dieſer Matten gelegene „Andermatt“, der Hauptort des Thales, hat ohne Zweifel von ihnen ſeinen Namen. Das ſaftige Grün dieſer Matten iſt von um ſo überraſchenderer Wirkung, als man in dieſelben nur aus wilder Welt gelangt, ſei es von der Furca her, wie Göthe, ſei es vom Gotthard her, wie wir Drei jetzt, ſei es vom Vierwaldſtätterſee aufwärts durch das Urnerloch, wie Loewe und ich ein Paar Tage ſpäter auf unſerer Rückreiſe. Am Ueberraſchendſten iſt wohl der Gegenſatz in dieſer letzteren Richtung. Kommt man aus der ſchauerlichen Schöllenenſchlucht über die Teufelsbrücke durch das Urnerloch, ſo werden dieſe Wieſen dem Auge zur wahren Oaſe.

In dieſes Thal zog ſich Lecourbe hinab, nachdem er die Höhe des Gotthard an Suwarow verloren hatte. Von hier das Reußthal abwärts waren verſchiedene Abtheilungen ſeiner Diviſion aufgeſtellt, auf welche er ſich zurückzuziehen gedachte. Die erſte Abtheilung mußte bei Andermatt ſtehen. Aber ſieh da! bei Andermatt ſtehen nicht Freunde, ſondern feindliche Truppen.

Die aus dem Ticinothal abgeordnete ruſſiſche Seitendetachirung iſt durch das Oberalpthal richtig bei Andermatt herausgekommen. Die dort befindliche franzöſiſche Abtheilung hat ſich das Urſernthal aufwärts nach der Furca zurückgezogen. Den Feind in der Front, den Feind auf den Ferſen befindet ſich Lecourbe in einer mißlichen Stellung. Zwar ſteht auch ihm der Rückzug nach der Furca offen; aber darf er die fernere Gotthardſtraße bis zum Vierwaldſtätterſee ohne Weiteres Preis geben? Ein wirkſames Gefecht gegen den überlegenen, beiderſeits in den günſtigſten Poſitionen befindlichen Feind iſt unmöglich. Alſo kein Ausweg, als Rückzug nach der Furca und Preisgeben des ganzen Reußthales! Wir ſtanden unten in den Wieſen und ſchauten uns rings nach einer anderen Möglichkeit um. Siehe dort auf dem linken Ufer des Fluſſes ragt jäh, ſchroff und himmelhoch die nördliche Gebirgswand des Urſernthals empor. Iſt es möglich, da hinüber zu gelangen, ſo kann man auf der anderen Seite die Straße wieder gewinnen. Dort beſchließt Lecourbe hinüberzuſteigen, um den Feind, der ihm bei Andermatt die Straße abgeſchnitten, ſeinerſeits wieder zu überflügeln. Artillerie da hinüberzubringen, davon iſt keine Rede. Kaum daß ein Menſch hinauf kann. Es fehlt ſogar jeglicher Pfad; Nichts als jäher ſchroffer Fels. Des Abends läßt daher Lecourbe ſeine Kanonen auffahren, gibt eine donnernde Salve, daß rings das Gebirge erdröhnt, ſtürzt dieſelben alsdann in die brauſende Reuß und beginnt in aller Stille ſeinen Abzug über das jähe, ſchroffe, hohe, weg- und ſtegeloſe Gebirg. Wir ſchauen ihm ſtaunend nach, die kühnen Söhne der Republik verſchwinden kletternd in der Nacht. Auch das war ein großer Entſchluß, eine rühmliche Kriegsthat. Und ſie gelingt. Den bei Andermatt ſtehenden Feind überflügelnd gewinnt Lecourbe die Gotthardſtraße jenſeits wieder. Was machte aber die franzöſiſche Abtheilung, welche ſich von Andermatt nach der Furca zurückgezogen hatte? Ich erinnere mich, daß dieſe Frage meinen Freund Caspary lebhaft beſchäftigte. Warum folgte ſie nicht dem Beiſpiele Lecourbe's? — Daß ſie nicht von Anfang an, gleich als der Feind

das Oberalpthal hinabſtieg, dasſelbe gethan, was jetzt Lecourbe that, begreift ſich, ſei es, daß ſie plötzlich in dem Rücken genommen wurde, ſei es, daß ſie den Rücken Lecourbe's, den ſie noch auf der Höhe des Gotthard glauben mußte, nicht bloßgeben wollte. Nachdem aber Lecourbe geworfen und im Thale erſchienen war, war dieſer letztere Grund nicht mehr maßgebend. Warum ſchloß ſie ſich alſo dem kühnen Ueberflügelungsmarſche Lecourbe's nicht an? Daß dieſelbe ſich bei der Ankunft Lecourbe's im Urſernthale bereits der Art in das Furcagebirg zurückgezogen gehabt habe, um alle Verbindung mit dem Hauptcorps zu verlieren, iſt doch ſchwer anzunehmen. Auch liegen andere Erklärungsgründe näher: Einmal konnte Lecourbe hoffen, die Ruſſen, nachdem er ſie überflügelt, von Neuem an der Teufelsbrücke und weiterhin aufzuhalten und dabei konnte eine des Feindes Rücken bedrohende Abtheilung von großem Nutzen werden. Gelang es aber nicht, den Feind an der Teufelsbrücke und weiterhin aufzuhalten, ſo reichten doch, wie der Erfolg gelehrt hat, die Kräfte Lecourbe's vollſtändig aus, den Ruſſen den Vierwaldſtätterſee zu ſperren. Abgeſehen davon führt aber auch der Paß über Furca und Grimſel weiterhin durch das Berner Oberland über den Brünig nach Unterwalden und von da an den Vierwaldſtätterſee, und es erſcheint völlig begreiflich, daß Lecourbe dieſen ſelbſtſtändigen Verbindungsweg mit den Ruſſen bei Zürich nicht frei geben wollte. Ich erinnere mich übrigens, daß Caspary durch unſere ſämmtlichen Erklärungsweiſen nicht recht zufriedengeſtellt wurde. Nachdem Suwarow in's Thal hinabgeſtiegen war, ſah er ſich auf's Neue am Urnerloch und an der Teufelsbrücke gehemmt. Die Franzoſen hatten das Urnerloch, welches damals nur für Menſchen und Pferde gangbar war, mit Felsblöcken ausgefüllt und geſperrt. Suwarow ließ die Hinderniſſe wegräumen und paſſirte das Urnerloch. Aber die Franzoſen hatten jenſeits der Teufelsbrücke, auf dem linken Reußufer eine feſte Stellung genommen, und hier entbrannte der Kampf mit erneuter Erbitterung. Die alte Brücke ſteht noch heute da, 20 Fuß unter der neuen. Sie wird gar nicht mehr

gebraucht und ist mit Moos bewachsen. Sie ist so schmal, daß kaum drei Menschen darauf nebeneinander gehen können. Außerdem war noch der kleine Nebenbogen, welcher dieselbe mit dem rechten Reußufer verbindet, von früheren Kämpfen zwischen Franzosen und Oestreichern her, gesprengt. Damals, am 14. August 1799, hatten die Franzosen die Brücke mit glänzender Tapferkeit genommen, indem sie am rechten Reußufer emporkletterten. Jetzt wurde sie mit nicht geringerer Tapferkeit von den Russen erstürmt. Die Offiziere gaben ihre Schärpen her, um Baumstämme damit zusammenzubinden, welche über den gesprengten Nebenbogen hinübergelegt wurden. Dabei waren die Stürmenden einem mörderischen Feuer der Franzosen ausgesetzt. Aber die Brücke ward genommen.

Wir verließen nun das Urserenthal ebenfalls durch das Urnerloch und über die gleich folgende Teufelsbrücke, um dann die »Schöllenenschlucht« abwärts zu eilen, welche sich auch unter dem Namen »Krachenthal«, zwischen hohen Granitfelsen bis Göschenen hinabsenkt, wo am Fuße eines Gletschers ein gewaltiger Felsblock liegt, der »Teufelsstein« genannt. Man sieht, der Teufel spielt hier eine große Rolle. Die ganze Strecke von der Teufelsbrücke bis zum Teufelsstein ist aber auch von dämonischer Großartigkeit und behauptet neben dem »Dazio grande« vollständig ihren Platz. Gleich unter der Teufelsbrücke stürzt die wilde Reuß in einem einzigen Falle an hundert Fuß tief in den Abgrund, so daß der Wasserstaub bis zur Brustwehr emporspritzt. Die neue Brücke setzt in einem einzigen Bogen von 25 Fuß Weite entschlossen über den tosenden Wasserfall. Zu beiden Seiten senkrechte Felsen. Es ist ein großartig wilder Anblick, welcher schauerlich wird, wenn durch die Schlucht noch zerrissene Nebel auf und ab wogen, aus welchen die Geister der Erschlagenen zu Dir sprechen. Das nun folgende Krachenthal ist den Verheerungen der Lauinen sehr ausgesetzt. An der Seite der Felsen sind hin und wieder Blenden zum Schutze für den Wanderer eingehauen, an der gefährlichsten Stelle auch eine Gallerie, mit Namen und Wappen von Uri. Die Felswände dieser

Schlucht ſind ſo eng und hoch, daß die Sonne nur bei hohem Stande hineindringt. Tief unten tobt die Reuß und erfüllt die Schlucht mit dröhnendem Krachen. Die Straße ſtemmt ſich mit ängſtlicher Anſtrengung nach Hinten und mildert durch zahlreiche Windungen, von einem Ufer zum anderen überſpringend, den gewaltigen Abſturz. Nachdem man dieſe anderthalb Stunden lange Schlucht verlaſſen, athmet man etwas freier auf. Aber wilde Romantik begleitet Dich fortwährend. Links erhebt ſich das Suſtenhorn, rechts der Briſtenſtock, dann die Windgelle mit ſchneeigen Scheiteln; beiderſeits münden wilde Thäler; die Reuß bildet fortwährend toſende Waſſerfälle. In einzelnen Schluchten zeigt ſich hartnäckiger Lauinenſchnee. Das Thal iſt von merkwürdigen Felsblöcken angefüllt, auf welchen ſich häufig noch Tannen erhalten, welche ihnen in den Abgrund gefolgt ſind, und ſie mit ihren Wurzeln feſt umſchlungen halten. Man überſchreitet wiederholt die Reuß. Eine Brücke führt den Namen: „am Pfaffenſprung“. Ein Mönch ſoll hier mit einer Dirne im Arm in einem Satze über den Fluß geſprungen ſein; zu welchem Zwecke, iſt mir unbekannt. Die eigentliche Gotthardſtraße endet bei Amſtäg. Dort mündet rechter Hand, am Einfluß des Kärſteleubachs in die Reuß, das Maderanenthal. Hinter Amſtäg ſcheint der ſchroffe Gebirgsſtock der Windgelle das Thal zu ſchließen. Bei Amſtäg, das Maderanenthal abwärts, kam die dritte der im Ticinothal von Suwarow abgeordneten Seitendetachirungen heraus, und der brave Lecourbe ſah ſich, nachdem er, bei Andermatt gehemmt, den Feind durch ſeinen kühnen Nachtmarſch überflügelt hatte, auf's Neue ſelbſt überflügelt. Da galt kein Beſinnen; der Feind mußte aus Amſtäg hinausgeworfen werden. Zwei Angriffe werden zurückgeſchlagen. Da ergreift Lecourbe ſelbſt eine Muskete und führt perſönlich vorauf, zur dritten Bajonettattaque. Amſtäg wird im Sturm genommen und der Feind in das ſteile Maderanenthal wieder hinaufgedrängt, woher er gekommen. So hielt ſich Lecourbe die Straße bis zum Vierwaldſtätterſee frei, bis zu welchem er dann vor der Suwarow'ſchen Hauptcolonne zurückwich. Wie

er dort die Defilées am Urnerſee beſetzte, wie er dadurch den alten Suwarow zur Ueberſteigung des Kinzigkulms nöthigte, wie er ihn auf dieſem ſchwierigen Marſche durch ein Detachement fortwährend beunruhigen ließ, während er ſelbſt über Brunnen zu Maſſena ſtieß; wie Suwarow, im Muottathal angelangt, die Nachricht von der bereits bei Zürich erfolgten Niederlage Korſakow's erhielt und dann ſeinen denkwürdigen Rückzug über den Pragel in das Linth- und von da über den Panixer Paß in's Rheinthal bewerkſtelligte, Dies habe ich bereits oben im achten Kapitel näher auseinandergeſetzt.

Der Canton Uri, welcher ſich nun noch bis zum Vierwaldſtätter-See fortſetzt, zählt auf $19_{,85}$ Quadratmeilen 14,500 katholiſche Einwohner. Die Zahl der Proteſtanten iſt nicht der Rede werth. Er iſt der ärmſte und am Wenigſten bevölkerte der ganzen Schweiz. Daran erinnern Dich die zahlreichen armen Kinder, welche Dich auf dem nördlichen Gotthardabhange mehr als irgendwo um ein Almoſen anreden. Sie thun übrigens auch gern Etwas, um Deine milde Gabe zu verdienen. Die Einen bieten Dir Früchte oder Bergkryſtalle an. Andere ſchlagen das Rad oder ſtellen ſich auf den Kopf und betteln Dich zappelnd mit den Füßen an. Die zu beiden Seiten der Reuß aufſteigenden hohen Gebirge laſſen deren Anwohnern wenig beſtellbares Land. Aber es iſt ein abgehärteter, kräftiger Menſchenſchlag. Bald ſollſt Du daran erinnert werden, daß von dieſem Boden der erſte Anſtoß zur Befreiung der Schweiz ausgegangen. Bald hinter Amſtäg, kurz vor Silinen, erheben ſich rechter Hand auf einer Anhöhe Mauertrümmer, welche für Ueberreſte der Geßler'ſchen Burg Zwing-Uri ausgegeben werden. Weiterhin, links auf dem entgegengeſetzten Reußufer, zeigt ſich der Kirchthurm von Attinghauſen, nebſt Trümmern einer Burg gleichen Namens, in welcher 1307 Freiherr Werner von Attinghauſen, der vorletzte ſeines Stammes, ſtarb. Walther Fürſt, der dritte der drei Männer im Rütlibunde, war ebenfalls aus Attinghauſen. Dann überſchreiten wir den rechts aus dem Schächenthal hervorſtrömenden Schächenbach. Am Eingange dieſes Thales zeigt

ſich, anmuthig auf einem Hügel liegend, Bürglen, der Geburtsort Tell's. Die Bewohner dieſes Thales gelten noch heute als der ſtattlichſte Menſchenſchlag der ganzen Schweiz. Gleich nach Ueberſchreitung des Schächenbachs gelangen wir nach Altorf, dem Hauptorte des Cantons Uri, in einem obſtreichen Thale gelegen. An der Stelle, wo der kühne Schütze gezielt haben ſoll, erhebt ſich ein Brunnen, darauf Tell's Standbild mit Armbruſt und dem Knaben, welcher den durchſchoſſenen Apfel in der Hand hält. Hundert Schritte davon, wo bis 1567 die Linde geſtanden haben ſoll, an welcher der Knabe den Pfeil ſeines Vaters erwartete, ſteht ein anderer Brunnen mit dem Standbilde irgend eines Dorfvogts, der ein Banner mit dem Cantons- und Ortswappen trägt.

Der Canton Uri, wie mehrere andere kleinere Cantone, hat keine Volksvertretung. Daſelbſt herrſcht die Landsgemeinde, d. h. die Geſammtheit ſämmtlicher männlichen Einwohner des Cantons, welche das zwanzigſte Lebensjahr erreicht haben, die Geiſtlichkeit ausgenommen. Der Einfluß dieſer letzteren iſt durch Kanzel und Beichtſtuhl geſichert. Am erſten Sonntag im Monat Mai verſammelt ſich das ſouveraine Volk auf der großen Wieſe bei der Schächenbrücke, rechts an der Straße, unter freiem Himmel, um die Angelegenheiten der kleinen Republik zu berathen. Die Würdenträger des Cantons zu Pferde, an der Spitze der Landammann, begeben ſich, unter Vortritt einer kleinen Abtheilung Miliz mit Muſik, vornauf das Cantonalbanner und die berühmten Hörner des Stiers von Uri, getragen von Männern in gelb und ſchwarzem Gewande, in feierlichem Zuge auf den gedachten Landsgemeindeplatz. Von einem halbrunden Gerüſte, welches zu dieſem Behufe beſonders errichtet wird, werden die Gegenſtände der Berathung der verſammelten Menge verkündet. Nachdem einzelne Redner aufgetreten, beginnt die Abſtimmung durch Aufheben der Hände. Zum Schluß legt der Landammann nebſt den anderen Beamteten die ihnen übertragene Gewalt nieder und es wird zur Wahl neuer Vorſtände geſchritten.

Brächte man ein ſo urdemokratiſches Verfahren anderwärts auch nur für den beſchränkten Kreis der Angelegenheiten der kleinſten Gemeinde in Vorſchlag, ſo würde man einen Urzeter hervorrufen und ſich der Beſchuldigung ausſetzen, der Anarchie Thor und Thüre zu öffnen. Und doch geht Das in der Schweiz in der ſchönſten Ordnung und ohne alle Anarchie vor ſich. Familie und Eigenthum erleiden dabei nicht den mindeſten Schaden. Geſteht ja doch ſelbſt Waldheim (Herr v. Radowitz) in den „neuen Geſprächen aus der Gegenwart“ zu, daß „mehr als eine der kleinen Demokratieen der Schweiz **hohe Freiheit** bei **vieler Ordnung** gewährte.“ Herr v. Radowitz ſpricht in der Vergangenheit, wohl nur aus Schonung für die Antipathieen von Freunden, deren Sympathieen er hart genug durch das völlige Verlorengeben der „altſtändiſchen Monarchie“ berührt hat. Ich kann aber aus eigener Anſchauung ergänzen, daß dieſe Demokratieen der Schweiz nicht nur hohe Freiheit bei vieler Ordnung gewährten, ſondern noch heute gewähren. Zum Ueberfluß kann ich auch hinzufügen, daß „die öffentliche Moral“ daneben durchaus nicht „aufhört“. Man ſieht, Herr v. Radowitz war in ſeinen Einſichten Nichts weniger als beſchränkt. Was würdeſt Du aber dazu ſagen, Du urdemokratiſcher Landammann von Uri, der Du Nichts zu thun haſt, als den Willen des ſouverainen Volkes unbedingt zu vollſtrecken, und nach Jahresfriſt als einfacher Bürger in den Schooß Deiner Mitbürger zurückzutreten, was würdeſt Du dazu ſagen, wenn Du wüßteſt, daß Herr v. Radowitz Dir durch ſeinen katholiſch-conſtitutionellen Themar, der in dieſem Punkte wohl des Verfaſſers eigene Anſicht ausſpricht, ſogar das Recht „von Gottes Gnaden“ vindiciren läßt, ebenſogut wie irgend einem unbeſchränkten Könige oder Kaiſer der Welt? — „Die republikaniſchen Obrigkeiten zu Venedig und Amſterdam oder jetzt noch in Schwytz und Unterwalden“ — ſo läßt ſich Themar vernehmen — „regieren ganz eben ſo von Gottes Gnaden, als wenn ſie erbliche Könige wären. Und eben ſo die Regenten in den mannichfachen Zwiſchenformen von der abſoluten Monarchie bis zur

absoluten Demokratie.« »Gottes Weltregierung« kann sich nach ihm der verschiedensten »irdischen Mittel« bedienen, um die Obrigkeit zu berufen. Das ist auch bis auf den heutigen Tag so ziemlich die Politik der katholischen Kirche in irdischen Dingen. — Insofern ist aber Alles, was geschieht, schon dadurch, daß Gott es geschehen läßt, »von Gottes Gnaden,« auch die gelungene Revolution. Kurz! entweder ist Alles von Gottes Gnaden oder Nichts. Sagen wir lieber: Alles, oder übersetzen wir den Satz aus dem Monotheistischen in's Hegel'sche: »Was ist, das ist vernünftig!« Da sind wir ja wieder vollends Eins mit unseren Gegnern. Nur komme uns nicht gleich die blinde Erhaltungswuth mit dem plumpen Nachsatz über den Hals: »Bei'm Alten laßt's auch künftig!« Das Morgen hat eben so gut seine Vernunft wie das Heute, was wird, ist eben so vernünftig, als was ist. Ja das Werden steht über dem Seyn, das Werden ist Quell des Lebens, das Seyn nur Durchgang, das Seyn ist vergänglich, das Werden ist ewig. Was sich dem Gesetze des Werdens entzieht, Das ist todt, das laßt uns begraben. —

Es gibt einzelne Worte, welche mir Soviel gelten wie ein ganzes Gedicht. »Der Dom zu Köln am Rhein« ist mir an und für sich eine Romanze oder Legende. Eben so ist mir der bloße Name des »Vierwaldstätter-Sees« ein Heldenepos. Auch etwas Altfrommes zieht hindurch. Der Vierwaldstätter-See hat seinen Namen von den vier Waldcantonen Uri, Unterwalden, Luzern und Schwyz, welche denselben umschließen. Er hat fast die Gestalt eines Hochkreuzes; den Kopf bildet die Bucht von Luzern, den nördlichen Arm der Busen von Küßnacht, den südlichen der Alpnacher See, den Fuß der Buochser und Urner See. Die Länge des Sees von Fluelen bis Luzern beträgt an acht Stunden, die Breite meist nur eine Stunde, an einigen Punkten jedoch viel weniger. Die Länge des die Kreuzform bildenden Querarms von Küßnacht bis Alpnach mag vier Stunden betragen. Die hohen, schroffen, theils bewaldeten, theils kräftignackten Berge, welche seine Ufer umragen und aus denen sich hin und wieder klare Schneegipfel gen Himmel erheben, machen den Eindruck des

Ernſtes und der Reinigkeit; und die Anmuth der freundlichen Ortſchaften, Matten und Obſtgärten, welche ſich in deren ſchützender Hut im blauen See ſpiegeln, iſt von doppeltem Reize. Beſonders anmuthig ſind die Süd- und Südweſtabhänge des Rigi, vor Allem die ſauberen Ortſchaften Gerſau und Wäggis inmitten von Gärten, Obſt- und Kaſtanienpflanzungen. Bei Wäggis gedeihen ſogar Mandeln und Feigen.

Den Rigi aufwärts folgen dann Wälder und auf dem Gipfel grüne Matten. Gegenüber ragen ernſt und kahl die zerriſſenen Scheitel des Pilatus empor. Eine Mönchsfabel erzählt, der Landpfleger Pontius Pilatus, durch Tiberius nach Gallien verbannt, habe, von Gewiſſensbiſſen verfolgt, ſich in einen auf dem Gipfel des Berges befindlichen See geſtürzt. Ihm wurden alle Stürme, die über den Vierwaldſtätter-See tobten, zugemeſſen, ſo daß es Jahrhunderte hindurch bei Strafe verboten war, ſich jenem See auf dem Berge zu nahen, um nicht den böſen Geiſt des Mannes, der über den Heiland den Stab brach, zu wecken. »Dieſer Pfütz (ſagt Merian, 1642) liegt von Natur an einem ſtillen Ort, iſt tief, mit finſterem Wald umgeben und mit Holtz umbſchränket, damit denſelben Niemand erzörne; iſt grauſam anzuſehen, ſchwarz von Farb, allezeit ſtill und bleibt vom Winde unbeweglich.« Noch heute ſpielt der Pilatus eine große Rolle als Wetterprophet. Ein alter Spruch ſagt:

«Hat der Pilatus einen Hut, dann wird das Wetter gut;
Trägt er aber einen Degen, ſo gibt's wohl ſicher Regen.»

Iſt ſein Gipfel Morgens ganz frei, dagegen ſeine Hüfte von Nebeln umgürtet, ſo iſt ſelten auf beſtändiges Wetter zu rechnen. Die durch ihre Schwere herabgedrückten Nebel erheben ſich ſpäter und fallen als Regen herunter. Iſt er aber ein »pileatus«, ein bloßer Hutträger — Andere leiten hiervon ſeinen Namen ab — ſo darf ein heiterer Tag erwartet werden.

Bald nach der Abfahrt von Fluelen hat man einen großartigen Rückblick auf die ſchneebedeckte Pyramide des 9900 Fuß hohen Briſtenſtocks im Rahmen dunkler, vor ihm zuſammenſtoßender Vorberge, an deren belaubten Ausläufern ſich Fluelen

freundlich um ſeine Kirche drängt. Den Vordergrund bildet der tiefblaue See. Bei der Weiterfahrt rings Klippen und faſt ſenkrechte Felswände. Durch hin und wieder ſich öffnende Schluchten blicken ſteile, ſchneebedeckte, halb in Wolken gehüllte Berggipfel auf den dunkeln See herab. Links öffnet ſich das Iſenthal, begrenzt von den ſchneeigen Hörnern des 9450 Fuß hohen Urirothſtocks. Natur und Geſchichte ſtimmen die Seele zum Ernſt. Sieh da gegenüber dem Iſenthal, an dem klippigen Abhange des Axenberges, zwiſchen Bäumen verſteckt, doch nach dem See zu ganz offen und von deſſen Fluten faſt beſpült, eine kleine Kapelle. Das iſt Tell's Platte.

Hier iſt das Felſenriff, drauf Tell aus der Barke geſprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen ſich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo ſie jährliche Meſſen ihm ſingen!
Nein! des Mannes Geſtalt, ſiehſt Du, wie herrlich ſie ſteht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein iſt das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geiſtigen Blick Freier erſcheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauſet die Brandung,
Um ſo mächtiger nur hebt ſich die Heldengeſtalt.

Uhland.

Von hier eilte Tell über die Berge nach der hohlen Gaſſe, eine halbe Stunde vor Küßnacht, wo ſein Geſchoß den Vogt ereilte, welcher ſich nach ſeiner dort gelegenen Burg begeben wollte, deren Trümmer man Dir noch heute, 15 Minuten von Küßnacht, zeigt.

Weiterhin, kurz bevor der Urner See zwiſchen Brunnen und Treib aus ſeiner nördlichen Richtung plötzlich weſtwärts in den Buochſer See einbiegt, zeigt ſich linker Hand, 640 Fuß über dem See, vom Seelisberge überragt, eine kleine grüne Matte, ſchön von Bäumen umlaubt, aus welchen einige ſaubere Häuschen hervorblicken. Dieſe heimliche Matte iſt das »Rütli« oder »Grütli«. Hier ſchloſſen, »als Demuth weint und Hochmuth lacht,« in der Nacht vom 7. zum 8. Nov. 1307, die drei Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden, Werner Stauffacher, Walther Fürſt und Arnold von Melchthal, und mit ihnen 30 An-

dere jenen Bund, zufolge deſſen, kaum zwei Monate ſpäter, die öſtreichiſchen Vögte vertrieben und ihre Burgen geſchleift waren, nachdem die durch Geßler gegen Tell verübte Grauſamkeit den erſten Anſtoß zum Ausbruch des Kampfes gegeben hatte. Merkwürdig iſt übrigens, wie die drei Männer vom Rütli in der Empfindung des Volks vor der Geſtalt Tell's zurücktreten. Man findet häufig Abbildungen des Rütliſchwures in den Stuben und auf den Schildern der Wirthshäuſer. Das Volk ſagt aber oft, ſtatt die drei Männer vom Rütli, „die dri Telle.“

Nachdem wir zwiſchen Treib und Brunnen um die Ecke gebogen, befinden wir uns im Buochſer See, ſo genannt von dem auf deſſen linkem Ufer gelegenen, von dem Buochſer- und Stanzerhorn überragten Dorfe Buochs. Rechts erheben ſich ſchroff die beiden Gipfel der Mythen, an deren Fuß, eine Stunde landeinwärts, Schwyz liegt. Dann geht's vorbei zwiſchen den freundlichen Orten Gerſau und Beckenried; erſteres liegt rechter Hand auf Schwyzer, letzteres linker Hand auf Unterwaldener Ufer. Der Buochſer See verengt ſich wieder gegen die beiden Felsnaſen hin, welche von beiden Seiten vorſpringend, ihn zu ſchließen ſcheinen. Zwiſchen ihnen durch ſteuern wir der Kreuzform zu. Befindeſt Du Dich auf dem Kreuze, ſo blitzt links der Alpnacher, rechts der Küßnachter See weithin hell auf, ja in der Ferne öſtlich wird Küßnacht ſichtbar. Dann tritt im Halbkreis um die grüne, baumreiche Bucht, welche den Kopf des Kreuzes bildet, das ſtattliche Luzern mit Mauern und Thürmen hervor, auf welches aus der Nähe der freundliche Rigi und ernſte Pilatus, und von Weiterher die Schwyzer und Engelberger Alpen mit ſchneeigen Häuptern herabſchauen.

Gleich wo die Reuß durch die Stadt ihren Ausfluß aus dem See nimmt, ſteigt aus ihr ein alter maleriſcher Thurm auf, welcher einſt als Leuchtthurm (lucerna) gedient und der Stadt ihren Namen gegeben haben ſoll. Aber, ſtatt eines Leuchtthurms der Freiheit, war ſie unter den Händen der Pfaffen zur Sakriſtei des Sonderbundes geworden, welchem General Dufour ſie nur mittelſt Gewalt im Namen der Eidgenoſſenſchaft zu entreißen

vermochte. Ha! wie die Nachricht von Deiner Einnahme damals durch das ahnungsvolle Europa bebte! Wer hätte damals gedacht, daß in Folge dieſer Freudenbotſchaft eine Reihe von Entwickelungen eintreten würde, in Folge deren ich nach drei Jahren als Flüchtling vor Dir ſtehen würde? Doch es war gut ſo, es iſt noch heute Alles gut; die Welt marſchirt doch, und

»Omne solum forti patria«.

Die Schweizer haben ſich in dem Sonderbundskriege trotz der anſehnlichen Truppenmaſſen, welche ſie auf die Beine gebracht hatten, doch nicht abſonderlich weh gethan. Waren es doch Söhne derſelben Schweiz, welche ſich feindlich gegenüberſtanden! Der alte eidgenöſſiſche Geiſt iſt doch noch ſtark, und ich habe aus dem Munde verſchiedener Leute aus dem Volke, welche den Sonderbundskrieg, ſei es Hüben, ſei es Drüben, mitgefochten, die Ueberzeugung geſchöpft, daß der Fanatismus keineswegs ſo ſtark war, als die Kleriſei es hätte wünſchen mögen. Dagegen könnte man ſich bedeutend verrechnen, wenn man daraus auf eine ähnliche Humanität gegenüber dem auswärtigen Feinde, der die Unabhängigkeit der Schweiz bedrohte, ſchließen wollte. — In Luzern wie in den übrigen Sonderbundscantonen iſt, mit Ausnahme von Freiburg, die Mehrheit jetzt für die neue Ordnung der Dinge, und die geſchlagenen Wunden heilen ſich allmählig aus.

Wohl haben wir den Rigi von Luzern aus beſucht. Aber das Wetter hatte ſich zum Schlimmen gewendet, und obwohl wir auf der Höhe übernachteten, um auch den anderen Tag unſer Glück noch zu verſuchen, ſo erhaſchten wir doch keinen hellen Augenblick. Ein rieſiges Gewimmel von Bergſpitzen mit dunklen und ſchneeigen Scheiteln tauchte aus wogenden Nebeln hervor, die auch von Zeit zu Zeit tief Unten Wälder, See'n, Hügel, Flüſſe, Städte und Dörfer hervortreten ließen. Auch ein ſolches Schauſpiel iſt nicht ohne Reiz, beſonders für myſtiſche Naturen. Aber uns verlangte nach Klarheit und dazu kam es nicht. Doch leuchtete uns ein, um Wieviel dieſe Anſicht aus dem Herzen der Gebirgswelt, inmitten eines Umkreiſes von 80

Stunden, mit dreizehn See'n und ſo viel Thälern und Städten, jene vom »Uetli« bei Zürich, den man auch den kleinen Rigi genannt hat, an Großartigkeit übertreffen müſſe. — Dagegen entſchädigten wir uns durch einen anmuthigen Spaziergang in's Unterwaldener Ländchen. Von Luzern begaben wir uns auf der Weſtſeite des See's nach Winkel. Wir waren in lebhaftem Geſpräche begriffen, ſo daß wir kaum hörten, daß in der Nähe Schießübungen mit grobem Geſchütze Statt hatten. An eine Gefahr war auch gar nicht zu denken, da wir auf breiter offener Straße gingen. Auf derſelben kamen und gingen auch Andere und Nichts mahnte zur Vorſicht. Da ſauſte es auf einmal pfeifend an unſeren Ohren vorbei; Caspary ſtand plötzlich ſtill und ſagte raſch: Das war eine Kanonenkugel. Linker Hand von der Straße erblickten wir dann eine Scheibe, neben welcher es hoch aufſtäubte, und als wir unſere Blicke nach der entgegengeſetzten Richtung rechts von der Straße richteten, erblickten wir wirklich einen Trupp Mannſchaften, die ruhig über die Straße hin ihre Artillerieſchießübungen abhielten, ohne Poſten oder auch nur ein Zeichen der Warnung ausgeſtellt zu haben. Die Unerſchrockenheit, mit welcher in der Schweiz ſelbſt Kinder Gewehre handhaben und losſchießen, hat mir immer einen guten Eindruck gemacht. Aber Das muß ich ſagen, dieſe Sorgloſigkeit war mir doch etwas zu naiv. — Von Winkel ſetzten wir in einem Ruderboote über den Alpnacher See hinüber nach Stanzſtad, den Hafen des ein Stündchen landeinwärts gelegenen Stanz. Der Canton Unterwalden zerfällt in zwei Hälften, Nidwalden und Obwalden. Stanz iſt der Hauptort von Nidwalden, Sarnen der Hauptort von Obwalden. Der Spaziergang von Stanzſtad nach Stanz führt durch eine lange Nußbaumallee zwiſchen Wieſen, Obſtbäumen, Wald und Gebirge. Rechts und links von der Straße zeigen ſich ſaubere Häuschen mit ihrem Anweſen. Es iſt ein wahrer Obſtgarten. Was aber diesmal vorzugsweiſe unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, das waren die auffallend hübſchen Mädchen, welche uns begegneten, Eine hübſcher als die Andere, Kleine wie Große, von Geſtalt wie von Geſicht;

ſo daß wir Einer nach dem Anderen ausrieſen: Nein! Das muß ich ſagen! — Die Unterwaldnerinnen wiſſen, zu kleidſamem Koſtüm, ihrem Haar eine beſondere Zier durch weiße und rothe Tücher zu verleihen, welche ſie, ebenfalls zum Zopfe gedreht, in den Haarzopf hineinwinden. Dieſer letztere wird dann als Neſtchen über dem Hinterhaupte zuſammengeringelt. Wenn ich nicht irre, ſo ſind es vorzugsweiſe die Nidwalderinnen, welche Weiß, die Obwalderinnen, welche Roth tragen. Iſt das Haar von einem Pfeile durchbohrt, ſo iſt Das ein Zeichen, daß der Schütze getroffen hat; die Jungfrau iſt bereits zur Frau geworden. Doch bin ich meiner Sache nicht mehr ganz ſicher. Es könnte auch umgekehrt ſein, ſo daß der Pfeil andeutete, das Herz ſtehe noch offen für die Geſchoſſe des Liebesgottes. Kurz und gut, im Canton Unterwalden ſind die Mädchen auffallend ſchön, die eingewundenen Tücher machen das Haar reicher und ſtehen ſehr gut, beſonders Roth auf Schwarz und Weiß auf Blond. — In Stanz gibt's vielfache geſchichtliche Erinnerungen aus älterer und neuerer Zeit. Auf dem Brunnen am Markte erhebt ſich das Standbild Arnold Struthans von Winkelried, welcher im Jahre 1386 bei Sempach der Freiheit eine Gaſſe durch die öſtreichiſchen Speere brach. Er war hier geboren und man zeigt Dir noch heute ſein Wohnhaus. Im Rathhauſe von Stanz ſaßen 1477, nach dem glücklich geendigten Kriege gegen Karl den Kühnen von Burgund, die Eidgenoſſen und waren im Begriff, uneins über die Theilung der Beute, die Aufnahme von Solothurn und Freiburg und einige andere Angelegenheiten, auseinander zu gehen. Da erſchien Nicolas von der Flüe, ſo genannt von einer „Flüe“ (Felswand) am Sarner See, wo er bis zu ſeinem fünfzigſten Lebensjahre gewohnt hatte, um ſich alsdann als Einſiedler an den „Ranft“, einen Bergraud gegenüber Sarnen, zurückzuziehen, wo Dir deſſen Einſiedelei noch heute gezeigt wird. „Da kam alſo der Bruder Klaus, ein ungemein hochgewachſener, wohlgeſtalteter, vom Alter nicht gebrochener Mann; aber nur Knochen wurden von der kaſtanienbraunen Haut bedeckt; ſein langes, glattes, ſchwarzgraues Haar, ſein in

zwei Spitzen mäßig herabhangender dünner Bart; seines Blickes außerordentliche Klarheit, der Ausdruck von Liebe und Ernst in Allem; sein einfacher braungrauer Rock, sein Stab; mit unbedecktem Haupt und baarfuß wie immer. Als der Mann fröhlich in der Kraft seines Gottes in die Versammlung trat, und nach seiner Art mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf und neigten sich." So Johannes von Müller. Und seinen schlichten eindringlichen Worten, in welchen er zur Einigkeit ermahnte, gelang es wie durch Zauber, die Hadernden zur Einigkeit zurückzuführen, oder — wie die Chronik sagt — "Und Gott gab Gnad zu den Worten des heiligen Einsiedlers, daß in einer Stund Alles verglichen ward." Nach seinem Tode wurde er selig gesprochen und dessen Andenken lebt fort und fort im Volke; es gibt kaum eine Hütte in den Waldcantonen, die nicht das Bild des Bruders Claus besäße. In der Kirche seines Heimathsorts Saxeln am Sarner See werden die Gebeine des Heiligen, mit kostbaren Gewändern, Gold und Edelsteinen geschmückt, aufbewahrt. Zu Solothurn aber, dessen Aufnahme in die Eidgenossenschaft sich an diesen Auftritt knüpft, sah ich später im dortigen Zeughause die streitenden Eidgenossen im Rathhause zu Stanz, in alten Kostümen, den Bruder Claus baarhaupt und baarfuß in brauner Kutte mit hocherhobenem Arme, Alle in Lebensgröße recht kräftig in einer Gruppe von Holzfiguren dargestellt. — Aber auch erst vor Kurzem haben die Stanzer bewiesen, welche Einmüthigkeit sie dem auswärtigen Feinde entgegen zu setzen wissen, sollte er selbst im Namen der Freiheit erscheinen, wie 1798 die Franzosen. Man muß es den Schweizern aber auch lassen, daß sie sich auf eine dauerhafte Freiheit besser verstehen, als die Franzosen; trotz manchen alten Unfugs, den die erste französische Revolution aus der Schweiz mit stählernem Besen hinausgefegt hat. Als 1798 die verschiedenen Schweizercantone aufgefordert wurden, der von den Franzosen neu gegründeten helvetischen Republik den Eid der Treue zu leisten, verweigerte unter Anderen auch Unterwalden seine Zustimmung.

Der französische General Schauenburg rückte nun mit 16000 Mann am 3. Sept. 1798 von Luzern aus heran und versuchte unter dem Schutze seiner am Fuß des Pilatus aufgepflanzten Kanonen eine Landung zu Stanzstad. Die Unterwaldener aber wußten während 5 Tagen alle Landungsversuche zu vereiteln. Die Franzosen drangen nun zu Land über Alpnach ein, nahmen nach einem hartnäckigen Widerstand die Verschanzungen, landeten darauf mit einer größeren Truppenmacht und rückten nach Stanz vor, wo ein blutiges Gemetzel Statt hatte, 16000 gegen 2000, unter diesen Letzteren eine Menge Weiber und Kinder, Alle mit dem Muth der Verzweiflung fechtend, angefeuert von dem Kapuziner Paul Styger, welcher dem Volke die neue Constitution als ein Werk des Teufels geschildert hatte. Ganze Familien wurden getödtet. Achtzehn junge Weiber fand man neben ihren Männern, Vätern und Brüdern todt an der Winkelriedskapelle. Sechshundert Häuser in der näheren und ferneren Umgebung von Stanz wurden niedergebrannt. Stanz selbst entging diesem Schicksale nur durch die Verwendung eines französischen Brigadechefs. Eine Tafel auf dem Kirchhofe von Stanz erinnert an dieses Blutbad. Es waren auf Seite der Schweizer 386 Menschen, darunter 102 Weiber und 25 Kinder geblieben. Der Verlust der Franzosen ist nie genau bekannt geworden, soll aber 3 bis 4000 Mann betragen haben. Aus der Schweiz, aus Deutschland, selbst aus England flossen den Unglücklichen, die Haus, Hof und Herd verloren hatten, reichliche Beiträge zu. Der edle Pestalozzi nahm sich der verwaisten Kinder an, deren er 80 von jedem Alter um sich sammelte und mit eigener Hand pflegte wie ein Vater. — Ich sah mir die hübschen Mädchen, aus welchen solche Weiber und Mütter werden, mit verdoppeltem Interesse an.

Nach Luzern zurückgekehrt sahen wir noch den dortigen »Löwen«, welchen General Pfyffer zum Gedächtniß der am 10. August 1792 zu Paris bei Vertheidigung des königlichen Schlosses gebliebenen Offiziere und Soldaten der französischen Schweizergarde errichten ließ. Ein sterbender Löwe, 28½ Fuß

lang, 18 Fuß hoch, von einem Pfeil durchbohrt, mit einer Tatze noch die bourboniſche Lilie ſchützend, iſt in eine natürliche hohe Sandſteinwand, nach einem Modell von Thorwaldſen, eingemeißelt. Der Felſen iſt maleriſch von Epheu und anderen Schlingpflanzen umrankt. Von der Höhe rinnt melancholiſch ein Waſſerfall herab und bildet unten ein Becken, welches von Ahorn und Tannen umtrauert wird. Das Ganze iſt von edler Einfachheit und tiefer Wirkung. Wofür ſtarbt Ihr denn, Ihr tapferen Schweizer? Für Euer Vaterland? Nein! für einen fremden König, der eben der Befreiung von einer ſelbſtbeſchworenen Verfaſſung durch das Ausland entgegenſah. Weit entfernt ſei es von mir, Euch mit Arnold von Winkelried und den Seinen auf eine Linie zu ſtellen. Ja Ihr ſtarbt nicht einmal als Märtyrer für Ludwig den Sechszehnten. Der hatte ſich ja ſchon ſammt Dauphin und Königin in die geſetzgebende Verſammlung gerettet, leider vergeſſend, Euch den Befehl zu hinterlaſſen, daß Ihr für die ſteinernen Mauern der Tuilerieen Euer rothes Blut nicht zu verſpritzen hättet. So ſtarbt Ihr alſo als Märtyrer ohne Sache? — Doch nicht ganz. Ihr ſtarbt für Euer Wort, was Ihr dem Dienſte des franzöſiſchen Königthumes um wenige Kreuzer täglich verpfändet hattet. So ſtirbt man in der Tiefe für Dasjenige, womit man auf den Höhen des Lebens, wie mit einer werthloſen Schaumünze, ein freches Spiel treibt. Wir ſaßen lange im Schatten einer Tanne, betrachteten das ſchöne Denkmal und konnten uns der Trauer nicht erwehren.

Eilftes Kapitel.

Von Luzern zurück nach Andermatt. Ueber Furca und Grimsel ins Berner Oberland. Der Rhonegletscher. Das Grimselhospiz. Die Sage von der Handeck. Die Schwaben in Bönigen. Naivität und Bewußtsein. Das Kanderthal und das Schneedreieck der Altels. Am Oeschinensee. Maler Ulrich aus Zürich. Ueber die Gemmi. Alpenflora. Aussicht auf die Pœninischen Alpen. Hinab nach den Leuker Bädern. Das Dalathal, die Leitern und das Torrenthorn.

In Luzern trennten wir uns von Caspary, den ich seitdem nicht wiedergesehen habe. Er begab sich nach Zürich und kehrte später nach Deutschland zurück. Er war ein überaus thätiger, rühriger Mensch. Doch wollte es ihm nicht gelingen, sich eine neue Existenz im Auslande zu gründen. Er war „vom Leder“ und für die „vom Leder“ und „von der Feder“ boten sich die geringsten Aussichten. Jetzt mögen die „vom Leder“ wohl in ganz Europa etwas im Preise gestiegen sein. Bleib Du aber jetzt ganz ruhig in Deinem Braunkohlenbergwerke. Denn Unsereiner hat wohl noch etwas mehr Ursache zur Neutralität als die preußische Regierung.

Loewe und ich dagegen kehrten nun zurück, woher wir gekommen waren, und schlugen uns dann reußaufwärts über Furca und Grimsel in's Berner Oberland. Der Furcapaß (7795 Fuß über dem Meere) hat seinen Namen von zwei Hörnern, zwischen denen er, wie zwischen den Zinken einer Gabel, liegt. Er bildet die Gränze zwischen den Cantonen Uri und Wallis. Der Bergkamm ist scharf abgeschnitten und ohne Fläche. Das Hinabsteigen beginnt unmittelbar nach dem letzten Schritte des Hinaufsteigens. Wir fanden ihn keineswegs so beschwerlich, als wir ihn nach der Beschreibung Göthe's erwartet hatten, welcher freilich im November hinüberging, während wir uns erst dem Ende Juli's näherten. Dennoch fanden wir noch reichlich Schnee oben, aber gegen unsere Wanderung über die Glattalp war's ein wahrer Spaziergang. Wir gingen ohne Führer hinüber. Ueberhaupt hatten wir seit der Glattalp keinen Führer

mehr nöthig. Vermittelſt der neuen Keller'ſchen Karte und der Beachtung eines beſonderen Umſtandes fanden wir uns ganz gut allein zurecht. Dieſer Umſtand iſt zwar nicht ſehr äſthetiſch, aber ein ſprechender Wegweiſer. Er beſteht in den Beweiſen richtig vollbrachter Thierverdauung. Rühren dieſe von Kühen her, ſo biſt Du wahrſcheinlich im Begriffe, Dich auf irgend eine entlegene Alp zu verirren. Weiſen ſie dagegen in mehr gebundener Rede auf Maulthiere hin und zwar nicht vereinzelt, ſondern in fortlaufender Strophe, ſo iſt Zehn gegen Eins zu wetten, daß Du Dich auf dem richtigen Touriſtenwege befindeſt. Die Ausſicht von der Furca iſt nicht maleriſch, ja im Verhältniß zur Höhe des Paſſes nicht einmal bedeutend. Die nächſten Umgebungen bieten ein weites Bild der Oede, bis man durch den Rhonegletſcher und die Maienwand überraſcht wird. Man hat dieſe ungeheuere Gletſchermaſſe wohl mit einem rieſigen Epaulett verglichen, was von der Bergſchulter in's Thal hinabfalle, und die Form entſpricht ziemlich dieſer Auffaſſung. Ich ſehe ihn aber lieber als Waſſerfall, der im Augenblicke des Abſturzes plötzlich, ſammt den wild aufſpritzenden Fluthen, durch Froſt gefeſſelt worden wäre. Nur der junge Rhodanus hat ſich dieſer Feſſel entzogen. Ein ſtattlicher, grau gefärbter Bach ſtrömt er aus einem Eisgewölbe am Fuße des Gletſchers hervor. Von den vier Hauptflüſſen, die von dem Mittelpunkte des Gotthard ausſtrömen, hatten wir nun bereits die Thäler von dreien beſucht, das Rhein-, das Ticino- und das Reußthal. Jetzt ſtanden wir auch an der äußerſten Nordſpitze des vierten, deſſen ferneren Verlauf wir ſpäter mit den Freunden ſehen ſollten. Weſtlich vom Rhonegletſcher, dicht neben der froſtigſchimmernden Eismaſſe erhebt ſich, geſchützt gegen die Nordwinde, die ſteile Maienwand mit friſcheſter Vegetation und wie beſä't von Alpenroſen. Durch dieſen Garten in der Wildniß ſteigt man hinauf zum Grimſelpaß, der Gränze der Cantone Wallis und Bern, 6684 Fuß ü. d. M. — Von da gelangt man dann, an der Nordſeite des kleinen Todtenſees vorbei, hinab zu dem öden, 776 Fuß unter dem Paſſe gelegenen Bergkeſſel des Grimſelgrundes. Daraus ſchaut, umragt

von kahlen Felsen, in deren Vertiefungen ewiger Schnee aufgehäuft ist, vom Ufer eines kleinen finsteren See's her das gastliche Grimselhospiz, ein wahrer Trost für den ermüdeten Wanderer. Bei dem dort hausenden Peter Zybach nebst seiner rüstigen Familie war man wirklich in jeder Hinsicht vortrefflich aufgehoben. Darüber war nur eine Stimme. Zudem war Peter Zybach nicht nur ein grundgescheidter, sondern auch ein sehr unterrichteter Mann, der eine Menge von Kenntnissen besaß, welche die meisten Fremden hinter seinem schlichten Aeußeren wohl kaum suchten. Derselbe hatte einen vortrefflichen Erwerb da oben und erfreute sich des besten Rufes in In- und Ausland. Wer hätte gedacht, daß Habsucht diesen Mann verleiten könne, die eigene Wohnung in Brand zu stecken, um sie darnach von der Gemeinde Oberhasli, der Eigenthümerinn, zu günstigeren Bedingungen zu erhalten, als bisher. Sicher war dabei auch der Ehrgeiz mit im Spiel, der ganzen Einrichtung noch einen großartigeren Anstrich zu geben. Von allem Uebrigen, was das erweckte Mißtrauen des Auslandes ihm nach der verübten Brandstiftung zur Last legen wollte, ist Nichts erwiesen. Warum sollten denn dort verschwundene Reisende nicht wirklich verunglückt sein? Das geschieht ja fast alljährlich an minder gefährlichen Orten, und von dem Hinopfern eines steinernen Hauses zum Hinopfern eines Menschenlebens ist doch noch ein weiter Schritt. — Im Fremdenbuche befinden sich viele gelungene Zeichnungen aus der Zeit, in welcher Agassiz, Desor und C. Vogt auf dem Unteraargletscher ihre Beobachtungen machten. Rechtwinklige Engländer, die sich auf den Alpen begegnen und fast über den Haufen rennen; auch eine mysteriöse Skizze, zu der man aber leicht den Schlüssel findet. Die Zeichnung stellt Nichts dar als eine verschlossene Thüre, davor ein Paar Stiefel. Nun könnte zwar der Hausknecht geputzte Stiefel vor die Thüre irgend eines Herrn gestellt haben. Aber — und das ist der Triumph der Kunst — die Stiefel stellen nicht den Gegensatz strahlender Sauberkeit zu trüber Beschmutzung, sondern jenen fühllosen Leders zu fühlenden Herzen dar. Neben diesen ergötzlichen Erin-

nerungen aus alten Tagen befindet ſich auch aus nachpaulskirchlicher Zeit der Aergererguß irgend einer ſchwülen Wolke, in welche der ſchrankenloſe Reichsregent wahrſcheinlich bei irgend einer Gelegenheit als ſchonungsloſe Naturerſcheinung hineingefahren iſt, was, wenn ich nicht irre, als Mangel an Bildung ausgelegt wird. Reinigende Gewitter bemühen ſich eben nicht, gebildet zu erſcheinen, geiſtige eben ſo wenig als phyſiſche. Das ſchöne blaue Firmament fällt deshalb doch nicht ein. — Den Unter- und Oberaargletſcher, aus welchen die Aare, einige Stunden weſtwärts vom Hospiz, hervorſtrömt, ließen wir nun links liegen, und folgten dem Laufe des Fluſſes bergabwärts bis zu dem berühmten Aarefalle, deſſen Toſen man ſchon von Ferne vernimmt. Ich hatte den Rheinfall bei Schaffhauſen damals noch nicht geſehen und die Handeck erſchien mir als der ſchönſte aller Waſſerfälle. Selbſt nachdem ich den Rheinfall geſehen, lebte der Eindruck der Handeck lebendig in mir fort. Die Waſſermaſſe iſt freilich nicht ſo gewaltig wie die des Rheines; dagegen fällt ſie aus mehr als dreifacher Höhe. Sie iſt nicht ſo hoch als der Staubbach; aber der letztere iſt eben nur ein Bach. Sie iſt nicht ſo mannichfaltig als die Fälle des Reichenbachs und Gießbachs, dagegen einheitlicher, gewaltiger. Zwiſchen 10 und 1 Uhr pflegt die Sonne in dem emporwirbelnden Waſſerſtaube ein glänzendes Spiegelbild zu bilden. Daran reiht ſich folgende Sage, die ich in der Gedichtſammlung des Berners Wälty geleſen habe. Ich gebe ſie nach dem bloßen Gedächtniſſe.

Im Gebirg hauſte mit dem Vieh ein Senne. Der hatte arg Sehnſucht nach ſeiner Maid unten im Thale. Eines Sonntags früh machte er ſich auf, hinabzuſteigen. Als er munteren Schrittes am Aareſall vorbeikam, hielt er plötzlich inne; denn ſiehe! oben ganz nahe am Abgrunde blühte die ſchönſte der Alpenroſen. Halt! dachte er, die pflück' ich meinem herzliebſten Schatz zum Wahrzeichen meiner Liebe. Geſagt, gethan! Flinken Muthes ſchwang er ſich zur Stelle, aber er that einen falſchen Tritt und ſtürzte in den ſchwindelnden Abgrund. — Die Maid im Thale aber ſehnte ſich arg nach ihrem Sennen auf der Alp.

Eines Tages, als ſie es vor Herzeleid nicht mehr aushalten konnte, wandte ſie ihren Schritt nach dem Gebirge. Als ſie an den Aarefall kam, da lächelte ihr das Bild des Sennen aus dem durchſichtigen Waſſerſchleier liebend entgegen. Von unwiderſtehlicher Sehnſucht ergriffen breitete ſie ihre Arme dem Theuren entgegen und verſchwand in dem braufenden Strudel. — Der Wanderer aber, der um die Mittagszeit an der Handeck vorübergeht, kann noch heute die beiden Liebenden, wie ſie ſich umſchlungen halten, treu darin abgeſpiegelt ſehen.

Von der Handeck eilten wir ohne Aufenthalt durch das Oberhaslithal, über Meyringen und den reizenden Brienzerſee nach Bönigen, wo bereits Carl Mayer mit Frau und Kindern, Oncle Rödinger mit Tante Adelheid, und ein Freund Mayer's, Carl Deffner, Fabrikant aus Eßlingen, eingetroffen waren. Von dieſer Geſellſchaft machten die Reiſe an den Monte-Roſa nur Mayer und Deffner mit. Vorderhand blieben wir aber Alle noch mehrere Tage zuſammen in Bönigen, da Vogt noch mit der Ueberwachung der Holzſchnitte zu ſeinen zoologiſchen Briefen beſchäftigt war, und uns erſt über einige Tage Rendez-vous in Frutigen im Kanderthale gegeben hatte, wo auch Reinſtein ſich einſtellen ſollte. Dieſe Paar Ruhetage thaten uns nach einer meiſt zu Fuße zurückgelegten Reiſe von faſt einem Monate ſehr gut. Diesmal wohnten wir Alle zuſammen in der Penſion Schumacher, in welcher auch die freundlichen Geſtalten von Aenneli und Marianneli wieder emſig ab- und zugingen. Es iſt ein köſtlicher Aufenthalt. Man genießt einer guten, durch die Nähe der Gletſcher ſtets gereinigten und gekühlten Luft. Rings prächtige Berge voll dunkler Waldung, aus welcher hellgrüne Alpen mit freundlichen Sennhütten hervorblicken; der nixengrünliche See, bei Bönigen durch die mit 8—10 Grad einſtrömende Lutſchine ſtets zu ſtärkendem Bade geeignet, beſonders des Abends, wenn der während der Tageshitze geſchmolzene Schnee in reicheren Strömungen anlangt; die herrlichen Morgen- und Abendbeleuchtungen voll Kraft und Milde, und — nicht zu vergeſſen! — die Böniger Ziegenheerde, des Morgens

mit hellem Klingklang flink ausziehend, des Abends mit vollem Euter ſtiller heimläutend; — in dieſer Natur nun auch noch die gemüthlichen Schwaben, von denen wir Einzelne ſeit der Sprengung des Parlamentes nicht wiedergeſehen hatten; — kurz Alles war zu ſchönem Ausruhen angethan. Die Penſion Schumacher iſt dicht am kühlen Ufer des See's gelegen, in welchen an einer Stelle eine bequeme Badeanſtalt hineinragt, während an einer anderen leichte Schifflein zu Spazierfahrten bereit liegen. In dieſen ertheilte mir Mariannneli Unterricht im Steuern. Das Haus hat auf der Vorder- und Rückſeite überdachte offene Hallen, welche von wilden Reben reich umrankt ſind; vorne einen geräumigen Einfahrtshof, im übrigen Umkreis Garten und Wieſe mit Lauben, Blumenbeeten und Grasplätzen; und über das Ganze ſtreuen große würzige Nußbäume labenden Schatten. Gegenüber tritt aus Fruchtbäumen dunkel die Ruine der alten Burg Ringenberg hervor, daneben die weiße Kirche des gleichnamigen Ortes. Sodann ſchweift des Auge am rechten Ufer des See's zu Füßen des ſteilen, vielzackigen Brienzer Grates, aus dem ſich vorzüglich die phrygiſche Mütze des Augſtmatthorns hervorhebt, aufwärts bis Brienz. Gegenüber, dicht in unſerem Rücken, befindet ſich ein anderer Gebirgszug, an deſſen Abhang hinauf man direct von Bönigen aus, in 4- bis 5ſtündiger ſehr ſteiler und beſchwerlicher Steigung, das Faulhorn erreichen kann. Abwärts in das „Bödeli“ hinein zieht ſich unter ſchattigen Obſtbäumen zwiſchen Kartoffel- und Hanffeldern das trauliche Dorf. Weiterhin thun ſich die gelben Kornfelder des „Bödeli“ auf, aus denen ſich die Orte „Matten“ und „Interlaken“ mit ihren prächtigen Baumgärten und Allee'n hervorheben; ſodann ſchließen die kräftige Pyramide des Nieſen und der Kegel des Stockhorns würdig die Ausſicht.

Man ſieht, wir zwei Preußen, Loewe und ich, befanden uns dem eigentlichen Deutſchland gegenüber in entſchiedener Minorität. Man hat wirklich nicht unrecht gehabt, das außerpreußiſche und außeröſtreichiſche Deutſchland das eigentliche Deutſchland zu nennen. Das eigentliche Deutſchland iſt ſo harm-

und abſichtslos, es erhebt ſo gar keinen Anſpruch darauf, Dich zu regieren. Loewe und ich haben aber beide mehr Bedürfniß der Freiheit als des Regiertwerdens, und wir entbehrten mit wahrem Wohlgefühl jenen hegemoniſtiſchen Gegenſatz, der ſich bisweilen ſelbſt zwiſchen preußiſchen und öſtreichiſchen Demokraten geltend macht. Völlig verdrießlich wird aber die Sache, wenn auch noch gar ein wichtiger Dritter mit friedensſtiftenden Bierbacken ſich zur Trias meldet. Außerdem geſtehe ich, daß, während der deutſchen Bewegung, von allen deutſchen Volksſtämmen grade die Schwaben am Meiſten mein Herz gewonnen haben, nicht weil ſie uns aus Stuttgart hinausgeſchmiſſen haben. Ich ſpreche hier nicht von der Politik, und will nur Soviel hinzufügen, daß wir in Frankfurt, nachdem der Septemberaufſtand die dortigen Volkskräfte erſchöpft und preußiſches und öſtreichiſches Militair ſich rings feſtgeſetzt hatte, bei gleicher Handlungsweiſe wahrſcheinlich zu härterem Falle gekommen wären als in Stuttgart. Ich ſpreche vielmehr von dem geſelligen Leben. Die Schwaben ſind durchgängig naiver als wir. Das Leben vermindert eben ſo gut ihre Naivität als die unſere. Wer büßte nicht durch das Leben einen Theil ſeiner Naivität ein? Die Naivität läßt ſich nicht abſichtsvoll feſthalten. Der klarſte Gebirgsquell verläuft ſich im Sande oder wird zum Sumpfe, wenn er nicht über Stock und Stein, ſich trübend und wieder läuternd, klingend hinabbrauſt, hinab in's Thal, wo an ſeinen Ufern bewußte Menſchen wohnen und Wein und Korn bauen. Aber die Schwaben behalten mehr Naivität übrig als wir, weil ſie von Hauſe aus mehr haben. Nun aber iſt die Naivität der natürliche Quell alles Lebens, alles Andere bloß äußeres Ergebniß des Schöpfens aus demſelben. Je unerſchöpflicher der urſprüngliche Quell, um ſo grüner und lebensvoller werden die über ihm ſchwebenden Geſtaltungen bleiben. Je mehr dagegen der urſprüngliche Quell durch Abſtraction erſchöpft worden, um ſo ſtarrer und trockener wird der Menſch. Hiermit hängt es zuſammen, daß man unter den Schwaben häufig reiches Leben unter den anſpruchsloſeſten Formen findet. Dies iſt eine überaus

wohlthuende Erſcheinung, eben ſo wohlthuend, als die andere unerquicklich iſt, unter dürrer Form und viel Anſprüchen — man will für ſeine Anſtrengung belohnt ſein — vom Rauſchen des urſprünglichen Lebensquells Wenig zu vernehmen. Auch die ſchwäbiſche Gemüthlichkeit in Sprache und Umgang hängt mit dieſen Umſtänden zuſammen. Gemüth iſt ja Naivität, angeſtrengte Abſtraction führt leicht zu ungemüthlicher Schärfe. An der Kraft der Abſtraction und Berechnung fehlt es den Schwaben auch nicht, und Das nennt man dann: „Sie haben's dick hinter den Ohren.“ Aber das Naive iſt meiſt vorherrſchend. Die gleiche Erſcheinung, wie bei den Männern, zeigt ſich noch ſtärker bei den ſchwäbiſchen Frauen und Mädchen. Da iſt Nichts von jenem geſpannten Weſen, von jener ſchneidenden, ſchrillenden Lautheit, mit der ſich oft eine widernatürliche Süße vermählt; — Nichts von weiblichen Gardelieutenants; dagegen um ſo mehr anſpruchsloſes, abſichtsloſes Weſen, geſchwellte Natürlichkeit, behagliches Unbekümmertſein und ſtill keimender Mutterwitz. Man ſagt Nichts, wenn Einem grade Nichts einfällt und fühlt ſich auch dazu gar nicht verpflichtet. — Will man gerecht ſein, ſo muß man freilich den beſſeren Schwaben nicht die Carricatur des Nordens, ſondern deſſen ſchönes Erzeugniß entgegenſtellen, den klar in ſich ſelbſt wurzelnden Menſchen, der durch die Erringung eines harmoniſchen Bewußtſeins ſeine Wärme nicht eingebüßt und ſeine Kraft vermehrt hat.

Nach einigen recht vergnügt zuſammen verlebten Tagen nahmen Mayer, Deffner, Loewe und ich von dem gemüthlichen Kreiſe in Bönigen Abſchied und zogen am lachenden Südrande des Thuner See's über die Höhe bei Aeſchi in's Kanderthal und dieſes aufwärts bis zu dem Marktflecken Frutigen, welcher ſeinen Namen der Fruchtbarkeit des Thales verdankt, in dem er liegt. Schon von Ferne erblickten wir Vogt auf dem Balkone eines Gaſthofes mit Zeichnen beſchäftigt. Auch Reinſtein hatte ſich eingeſtellt. In das fruchtbare Frutigenthal ſchauen vom nördlichen Ufer des Thuner See's her die zackigen Ralligſtöcke unwirſch herüber. Südlich theilt ſich das Thal.

Rechts öffnet ſich der freundliche „Adelboden“, aus welchem die „Engſtlichen“ hervorfließt, um ſich bei Frutigen in die Kander zu ergießen, welche mehr linker Hand von der Gemmi her durch den Kandergrund geſtrömt kömmt. Dieſer letztere war unſer Weg. Durch dieſen in wiederholten Windungen ſich mehr und mehr verengenden Kandergrund ſtrebten wir der großen Alpenkette zu, welche ſich, unter dem Namen der Berner Alpen, in ſüdweſtlicher Richtung vom Gotthard nach dem Genfer See hinabzieht und die ſüdliche Gränze des Cantons Bern gegen den Canton Wallis bildet. Es iſt ein prächtiges, ſchattenreiches Thal, dieſer Kandergrund. Auf dem ganzen Wege bis zur Gemmi hat man einen herzſtärkenden Blick auf die Berner Alpen. Jungfrau, Mönch, Eiger, überhaupt der ganze Zug von der Blümli'salp bis zum Gotthard bleiben linker Hand, verdeckt durch näheres Vorgebirg, liegen. Dagegen hat man fortwährend ſchöne Blicke auf die vielgeſtaltigen Schneemaſſen von der Blümli'salp bis zum Balmhorn, welcher, je nachdem der Weg ſich mehr rechts oder links wendet, bald auf die Blümli'salp, bald auf das Freund- und Doldenhorn, bald auf die Altels und das Balmhorn, oder auch auf mehrere zugleich fällt. Zu beſonderem Verweilen aber ladet eine Stelle kurz vor dem Orte Kandergrund ein. Auf der Thalſohle hellgrüne Matten, etwas höher hinauf von dunkelgrünen Tannen bekränzt; dann zu beiden Seiten röthlicher Fels, und im Rahmen davon hochragend das nordweſtwärts gewendete Schneedreieck der Altels, eine ungeheuere Schneefläche, deren blendende Weiße vom Scheitel bis zur Grundlinie auch nicht durch ein ſchwarzes Pünktchen unterbrochen wird. Dieſes Schneedreieck der Altels, in der Hut ſchroffer Abſtürze und umfloſſen vom blauen Aether, gewährt ein Bild der Unberührtheit und Keuſchheit, wie ich mich nicht entſinne, es irgendwo erquickender genoſſen zu haben. Am Schluſſe des Thales, am nördlichen Fuße des Gemmipaſſes, in wilder Umgebung liegt Kanderſteg zwiſchen üppigen Kartoffelfeldern und Matten, auf denen ſchon würzige Heuſchober aufgethürmt waren. Rings rauſcht es von Waſſern. Vor Dir brauſt die wilde Kander zer-

nig aus dem beengenden Felsgeklüfte des Gasternthales hervor. Links, von Osten her, schlängelt sich die Oeschine silbern in's Thal hinab, rechter Hand kommt über Stock und Stein in zahlreichen Strudeln der Ahlenbach daher gestürzt, und beiderseits bilden kleinere Nebenwasser lebendige Wasserfälle. — Von Kandersteg aus machten wir einen kleinen Abstecher an den Oeschinensee, links aufwärts durch das 1½ Stunden lange Oeschinenthal. Der See versteckt sich spröde, bis man unmittelbar an ihn herangetreten ist. Dann thut er sich plötzlich auf, rings von ungeheueren Gebirgen eng eingeschlossen, welche nur an dessen nördlicher Seite etwas Raum für wilde Romantik mit Tannen und Graswuchs lassen, während die Südseite unmittelbar von den vergletscherten Abstürzen der Blümli'salp, des Freundhorns und Doldenhorns gebildet wird, die mit ihren gewaltigen Schneehäuptern noch an 7000 Fuß über den See emporragen. Die Sonne schien aber recht warm in dies merkwürdige Becken und wir verbrachten daselbst einen ganzen Tag. Die Einen lagen unter Tannen und ließen mühelos das großartige Bild auf ihren Seelengrund fallen, die Anderen zeichneten Skizzen in ihre Tagebücher, und ein Maler aus Zürich, Namens Ulrich, den wir unterwegs getroffen hatten, legte gleich mit Pinsel und Palette eine Auffassung in Oel an. Dieselbe erschien uns gelungen und wird nun bereits einen würdigen Platz in der Sammlung von Schweizeransichten eingenommen haben, welche er demnächst herauszugeben beabsichtigte. Er zeigte uns mehrere bereits vollendete Aufnahmen, welche künstlerische Auffassung mit Treue verbanden, eine Verbindung, die trotz der vielfachen Sammlungen von Schweizeransichten leider so selten ist. Man läßt dem Künstler gern alle mögliche Freiheit in Nebendingen. Aber man will seine Berge, Thäler und Gründe doch ihrem Hauptcharakter nach wieder erkennen. Sie sind schön genug; wir brauchen keine schöneren. — Zum Schlusse nahmen wir auch in diesem an 5000 Fuß ü. d. M. gelegenen und unmittelbar von vier Gletschern gespeisten Oeschinensee ein Bad. Das nenn' ich mir eine Badewanne, deren Wände von Gletschern gebildet werden. Doch hatte

die Kraft der Sonne die oberen Waſſerſchichten der Art erwärmt, daß die Temperatur, ſo lange man ſchwimmend in horizontaler Richtung verblieb, ganz erträglich erſchien. Richtete man ſich aber auf, ſo wurde man von der eiſigen Kälte der unteren Waſſerſchichten dermaßen durchſchauert, daß man meinte, das Blut ſollte Einem in den Adern gefrieren. Das ſtärkt!

An der Gemmi ſcheint das Kanderthal geſchloſſen. Aber alsbald entdeckt man, daß der bisherige Weg ſich als Saumpfad in vielen Biegungen in die Höhe fortſetzt, wo dann der Paß 6948 Fuß über dem Meere zwiſchen Altels, Balmhorn und Rinderhorn einerſeits und Wildſtrubel andererſeits hindurchführt; erſt durch eine öde Steinwildniß, in welcher gleichwohl Alpenroſen emporſproſſen, flammendroth wie der Geiſt der Liebe in der Wüſte; dann ¼ Stunde vor der Paßhöhe, an dem vom Lämmerngletſcher geſpeiſten Daubenſee vorbei. An deſſen Ufern lag noch Schnee; dafür fanden wir aber dort auch wieder die reizendſten Alpenblümchen, welche, nach der langen Steinwüſte, durch die Energie ihrer ſchneegetränkten Farben das Auge erquickten, wie den Gaumen ein Trunk friſchen Waſſers. Neben Vergißmeinnicht ſtanden Gentianen, zwiſchendurch allerlei Blümchen von weißer, rother und gelber Farbe; vor Allen aber machten ſich große Jelängerjelieber von dunkelſammtnem Violett mit goldenem Sterne bemerklich, welche Einen verſtändnißinnig anſahen wie Menſchengeſichter. Noch eine Viertelſtunde und wir ſtanden vor dem haarſträubenden Abſturze der Gemmi. Er iſt vollſtändig ſenkrecht, ſo daß Du noch gar nicht begreifſt, wie Du da hinabkommen wirſt. In ſchwindelnder Tiefe unter ſich ſieht man Bad Leuk. Drüber weg erfaßt der Blick einen Theil des Rhonethals und weiterhin ſüdlich thut ſich ein Schauſpiel auf, welches an Maſſenhaftigkeit Alles übertrifft, was ich bisher geſehen hatte. Es iſt dies die Poeniniſche Alpenkette, welche den Canton Wallis von Piemont trennt. Rechts erheben ſich die ſchneereichen Gipfel der Dent blanche. Dann folgt nach Links die nackte, thurmartig abgeſtumpfte Pyramide des Matterhorns; weiter Links, etwas vor, das gewaltige Weishorn und dann auf der äußerſten Linken der

vielgipfelige Schneerücken der »Mischabeln« aus dem Saaser Grate. Den Monte Rosa selbst sieht man von hier aus nicht; er wird durch das Weishorn und die Mischabeln gedeckt. Aber schon das bloße Matterhorn (13,850 Fuß ü. d. M.) ist höher als das Finsteraarhorn, die höchste Spitze der Berner Alpen (13,280). Ueberhaupt: Gewaltiger als die Berner Alpen erschienen mir die Poeninischen Hochgebirgsmassen; daß sie charaktervoller, schöner seien, als die Berner Alpen, von Bern aus gesehen, könnte ich nicht sagen. Ob sie schöner als diese letzteren sind, wenn man ihnen näher auf die riesigen Schneeleiber schaut, muß sich noch erst zeigen. Der vor uns liegende Absturz der Gemmi bis zu den Leuker Bädern beträgt über 1600 Fuß; Bad Leuk selbst mag noch über 5000 Fuß über dem Meere liegen. Der Abgrund ist so steil, daß ein Senkblei die Felswand kaum berühren würde. An deren Klippen ist in sinnreichen und zweckmäßigen Windungen eine höchst merkwürdige Alpenstraße von einer Wegelänge von 6095 und einer Breite von 3 bis 5 Fuß eingehauen. Einige Mal ragt die obere Windung selbst über die darunter befindliche hervor. An den steilsten Stellen sind Brustwehren angebracht, so daß keine Gefahr vorhanden ist. Kranke, die von Norden her das Leuker Bad besuchen und nicht einen mehr als 50 Stunden weiten Umweg über Freiburg, Vevey und Martigny machen wollen, werden in einer Sänfte die Gemmi hinabgetragen, nicht selten mit verbundenen Augen, um den Einwirkungen des Schwindels vorzubeugen. Oben begreift man nicht, wie man da hinabkommen wird; Unten sieht man nicht ein, wie es möglich sein wird, hinaufzukommen. So entziehen sich die zwischen den Klippen eingehauenen Wegewindungen dem Ueberblicke. Aus einem Gletscher in der Nähe der Bäder strömt die Dala hervor, um nach etwa dreistündigem Laufe sich in die Rhone zu ergießen. Ich habe denselben Weg später noch einmal in umgekehrter Richtung, vom Rhonethale her durch das Dalathal zur Gemmi aufsteigend, gemacht und die Wunder dieser Gebirgswelt im Aufsteigen noch überraschender gefunden, als im Absteigen. Das Dalathal übertrifft an Großartigkeit die Taminaschlucht von

Ragaz nach Pfäffers, kommt jedoch an die Via mala nicht hinan. Zwiſchen ſteilen Gebirgsgraten, welche oft ſehr nahe aneinandertreten, oft aber auch den ſchönſten Matten Raum gewähren, gelangt man aufwärts die Dala, welche tief unten ſchäumend der Rhone zubrauſt, zunächſt bis zu einer Brücke, welche in zwei ſchlanken Bogen keck von Felswand zu Felswand hinüberſpringt, ſo hoch über der Dala, daß ich mäßig raſch hintereinander 10 zählte, ehe ein hinabgeſchleuderter kleiner Stein im Waſſer erklang. Dieſe Brücke mag an Höhe den Rheinbrücken in der Via mala nicht um Vieles nachſtehen. Kurz vor derſelben, im Aufſteigen, hat man ein herrliches Schauſpiel vor ſich. Im tiefen Abgrund die ſchäumende Dala; hoch oben drüber, die ſchroffen Uferwände verbindend, die kühngeſchwungene Brücke; noch höher aufwärts hellgrüne Matten mit den vor Alter braunen Holzhäuschen des Dorfes Inden; und dann das Ganze amphitheatraliſch ſchließend und beherrſchend das ſchwindelndjähe Gebirg, welches ſeine ſchneeigen Gipfel im blauen Aether badet. — Die Leuker Bäder liegen in einem durch die Gemmi und ihre Nebenausläufer gebildeten Bergkeſſel, der nur gegen Süden, wo die Dala ſich durchwindet, einen Ausgang zeigt. Im Juli und Auguſt finden ſich zahlreiche Badegäſte ein, meiſt Schweizer und Franzoſen. Die Quellen, etwa 22 an der Zahl, 27—40 Grad Reaumür heiß, entſpringen in und bei dem Dorfe. Die ſtärkſte und heißeſte iſt die Lorenzquelle. Man bedient ſich dieſer Bäder, glaube ich, hauptſächlich gegen Wunden und Hautkrankheiten. Ueberraſchend iſt die Art ihrer Anwendung. Zwei Eingänge, mit beſonderen Aus- und Ankleidezimmern in Verbindung ſtehend, führen in die aus verſchiedenen Abtheilungen beſtehenden Bäder, zwiſchen welchen Galerieen angebracht ſind, zu welchen Jedermann Zutritt hat. Da ſitzen denn die Leute, mit Badeмänteln und Halskragen bekleidet, ſich gemeinſchaftlich unterhaltend, im Bade. Auf dem Waſſer ſchwimmen kleine Tiſche mit Kaffeetaſſen, Tabaksdoſen, Zeitungen, Büchern und anderem Zeitvertreib. Die Wirkſamkeit der Bäder wird nämlich durch eine fortlaufende Steigerung ihrer Dauer von einer halben Stunde bis zu 5

Stunden Vormittags und 3 Stunden Nachmittags bedingt. Bei ſolcher Länge könnte man in einſamem Bade zu einem unerwünſchten Grade penſylvaniſcher Tugend gelangen. Doch ſind für höhere Preiſe jetzt auch beſondere Stuben zu haben.

Bei meinem zweiten Beſuche machte ich auch von den Bädern aus einen Abſtecher nach den ſogenannten „Leitern“. Im Verfolg der Kurpromenade gelangt man auf dem linken Ufer der Dala, etwa eine halbe Stunde flußabwärts, zu einer ſchroffen Felswand, an welcher acht hölzerne Leitern in meiſt ganz ſenkrechter Richtung angebracht ſind, mittelſt deren man den ſchroffſten Stich überwindet, um ſpäter in milderer Steigung das Dorf „Albinen“ zu erreichen, welches von dieſer Seite her nur alſo zugänglich iſt. Das Erſteigen der Leitern iſt eine wahrhaft halsbrechende Arbeit, und wer nicht ganz ſchwindelfrei iſt, der laſſe die Finger davon. Ein Fehltritt von einer Handbreite, und Du liegſt zerſchmettert im Abgrund. Vor einigen Jahren, ſagte mir der Wirth zum Hotel Brunner in Leuk, ſei ein deutſcher Student, Namens Wallenſtein, der die Leitern ohne Führer beſucht habe, wirklich verunglückt. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, ein Gleiches zu thun, muß aber geſtehen, daß ich froh war, als das Wagniß vorüber war. Der Weg zu den Leitern führt unter ſchattigen Tannen und Lerchen hin; rechts und links ſtanden noch Vergißmeinnicht, mit ihren heiterblauen Geſichtchen treuherzig dreinſchauend; auf dem jenſeitigen Ufer ſtäubt ein kleiner Staubbach eine ſchroffe Felswand hinab; — unten ertönte das Brauſen der Dala, durch welches gleichwohl vergnügte Buchfinke ihren hellen Sang ſiegreich hindurchſchmetterten. Nach Erſteigung der Leitern erreichte ich alsbald eine hellgrüne Matte zwiſchen Tannenwald. Kühe graſten umher und in ihr Halsgeglock blies ein ſonntäglich gekleideter Burſche — es war ein Sonntag — in ſchwarzer Sammtjacke und brennendrothem Halstuche auf einer ſelbſtgeſchnitzten Weidenflöte eine jener naiven Weiſen, welche nur aus der Abwechſelung weniger Töne beſtehen, aber die wahre Empfindung der Idylle reiner hervorbringen, als alle Paſtoralſymphonieen der Welt. Bis Albinen kam ich nicht.

Es war ſchon ſpät, und ich wollte doch die Leitern nicht in der Finſterniß hinabſteigen. Ich konnte auf die Ausſicht, die man von Albinen aus haben ſoll, um ſo eher verzichten, als mich ja der andere Tag wieder auf die Höhe der Gemmi, wenn nicht gar auf das Torrenthorn bringen mußte. Die Beſteigung dieſes letzteren, welches ſich 9000 Fuß ü. d. M. erhebt, von Bad Leuk aus, erfordert zum Mindeſten einen vollen Tag. Aber dieſer Ausſichtspunkt zeichnet ſich durch ſeine günſtige Lage zwiſchen den beiden großen Alpenketten, welche den Canton Wallis einſchließen, vor allen anderen aus. Auf dem Rigi bleiben Monteroſa und Montblanc durch die Berner Alpen gedeckt. Vom Jura aus, z. B. vom Weißenſtein, reiht ſich zwar der Montblanc an die Berner Alpen; aber die Monteroſa-Partie bleibt durch die letzteren verdeckt, oder es ſchimmern doch nur ganz winzige Spitzen über dieſelben hervor, ganz bedeutungslos für die Schönheit des Panorama's. Vom Monte Salvadore am Luganer See umſpannten wir zwar den großen Umkreis von den Graubündener Alpen bis zum Monteroſa. Aber dort fehlte der Montblanc. Auf dem Torrenthorn dagegen thut ſich eine doppelte Ausſicht, einerſeits auf die Berner Alpen, andererſeits auf die ganze Kette der Poeniniſchen Alpen vom Monteroſa bis zum Montblanc auf. — Als ich das erſte Mal mit den Freunden die Gemmi hinabgekommen war, war uns das Wetter zu zweifelhaft erſchienen. Diesmal ließ ſich's beſſer an. Nach dem Abendbrod ging ich mit meiner Cigarre vor den Ort, um nach dem Wetter auszuſchauen. Während an den erleuchteten Fenſtern des Hotel de France tanzende Paare vorbeiſchwebten und in den Niſchen geputzte Herren gegen lauſchende Damen ſich ſüßholzraſpelnd verneigten, ſchweifte mein Blick nach dem hell- und reichgeſtirnten Abendhimmel, an dem ſich die dunklen Contouren der Berge mit wunderbarer Schärfe abzeichneten. Der Bergkeſſel, in dem ich mich befand, ſchien gänzlich geſchloſſen und völlig ohne Ausgang. Aber die Sterne funkelten luſtig über der Gemmi und dem Torrenthorn, als wollten ſie ſagen: Für den Kräftigen gibt's überall Ueber- und Ausgang, und der Schwache iſt ſelbſt ohne Mauern ſtets

ein Gefangener. Trotz des verheißenden Abends ward auch diesmal meine Hoffnung zu Waſſer. Der andere Morgen brachte Wolken, ſo daß ich, mir das Torrenthorn zu ſpäterem Genuſſe aufbewahrend, die Gemmi hinanſtieg.

Zwölftes Kapitel.

Blick in's Rhonethal. Rhoneaufwärts nach Visp. Das Vispthal und ſeine Verzweigung. Das Saaſer Vispthal. Der Feegletſcher. Pfarrer Imſeng von Saas. Uebergang über den Allelingletſcher. Felsblöcke am Mattmarkſee. Ein Kolibri. Das Zermatter Vispthal und ſeine Berganſichten. Der Herr Pfarrer in Randa. Unglückskreuze. Vegetation, Waſſerfälle und Schmetterlinge. Beſteigung des Monte-Moro. Verhüllte Schönheit. — Eingeregnet in Zermatt. Der Gornergletſcher und das große Matterhorn. Ueber das Fort- und Rückſchreiten der Gletſcher. Zurück nach Visp. — Ober- und Unterwallis. Die Rhoneniederungen. Die Studer'ſche Karte der ſüdlichen Nebenthäler des Wallis. Der Pont de Trient und die neue Schweiz. Die Piſſevache. Die Brücke bei St. Maurice. Contraſt zwiſchen Wallis und Waadtland. Katholiſches Feuer unter der Aſche in Lutry. Der Genfer See.

Doch diesmal kam ich ja mit den Freunden die Gemmi hinab. Wir ſetzten unſere Wanderung dalaabwärts fort. Von der Höhe, wo der Dalaſchlund ſteil in das Rhonethal ausmündet, hat man eine herrliche Ausſicht rhoneabwärts über den hügeligen Pfynerwald und Sybers bis zu dem maleriſchen Sion mit ſeinen auf zwei abgeſonderten Bergkegeln gelegenen Schlöſſern. Auch jenſeits iſt das Thal ſeiner ganzen Länge nach von hohen Bergen, Ausläufern der Poeniniſchen Alpen, eingeſchloſſen. Rechter Hand von Sion zeigen ſich die Schneegipfel der Diablerets auf der Gränze von Waadtland und Wallis. Unmittelbar zu Deinen Füßen liegt der alte Marktflecken Leuk auf einer Anhöhe mit alten maleriſchen Burgen; nicht zu verwechſeln mit Bad Leuk am Fuße der Gemmi. Der Ueberblick über das Thal iſt wohlthuender als das Verweilen in ſeinen ſumpfigen Niederungen.

Drum raſch hinüber und die Simplonſtraße aufwärts bis Visp, wo ſich ſüdlich der Eingang zu den Monteroſa-Thälern öffnet. Die Straße war noch ſumpfig von neuerlicher Ueberſchwemmung. Visp iſt ein am Ausfluß der Vispach in die Rhone hübſch gelegenes Dorf. Die von den Monteroſagletſchern kommende Vispach führt faſt größere Waſſermaſſen mit ſich, als die Rhone ſelbſt. Ihrem Laufe entgegen bogen wir rechts ein. Auf der zweiſtündigen Strecke von Visp bis Stalden bleibt das Thal ungetheilt. An ſeinen Abhängen wird Wein- und Ackerbau betrieben. Die Reben erfreuen ſich hier und noch weiterhin über Stalden hinaus eines überaus üppigen Wuchſes. In Stalden am Dorfbrunnen ſahen wir einen Rebſtamm von etwa einem Fuß Durchmeſſer. Um ſo ſorgloſer ſind die Leute; die Reben wachſen faſt wild. Man läßt den lieben Herrgott ſorgen, oder wo das nicht ausreicht, halten die Männer, welche gern bei Wein und Karten ſitzen, die Frauen zur Arbeit an. Auf der Diſtelalp fanden wir nur Weiber. Wir waren überraſcht. Im Canton Bern gehen nur die Männer auf die Alp. Das ſei ſo der Brauch hier, antwortete man uns. Das iſt kein galanter Brauch. Der Rückblick aus dem Vispthal nach Norden fällt wiederholt auf einzelne Schneegipfel der Berner Alpen, welche dem Wanderer ihre Südſeite zukehren. Vor Dir von Süden her aus der Tiefe des Vispthales zeigen ſich nach und nach gewaltige Schneeberge. Einmal hob ſich, ſtolz vereinſamt, aus dem Rahmen dunkler Vorberge, welche vor ihm zuſammenſtießen, ein ſo prachtvolles Schneehaupt hervor, daß wir unwillkürlich nach den Karten ſchauten, ob das nicht der Monteroſa ſei. Aber es war nicht der Monteroſa. Dieſen ſieht man nicht, bis man am Ziele der Wanderung angekommen iſt, und dann gehört noch Gunſt des Schickſals dazu. Es war nur das „Stellihorn“, eine Spitze des vielfirnigen Mittelgrates, welcher vom Monteroſa her gen Stalden hin nordwärts ausläuft und die beiden Thäler trennt, in welche ſich das Vispthal bei Stalden ſüdwärts verzweigt. Einzelne Firnen dieſes Mittelgrates, z. B. die Miſchabeln, ſind höher als die höchſte Spitze der Berner Alpen.

Fürwahr! wer ſich von ſolchen Pagen die Schleppe tragen läßt, der muß wohl ein großer Herr ſein. Bei Stalden alſo verzweigt ſich das Thal. Rechter Hand kommt vom Gornergletſcher, dem Hauptgletſcher des Monteroſa, an deſſen Fuße Zermatt liegt, die Gorner oder Zermatter Visp. Das Thal heißt auch das Nicolaithal von deſſen Hauptort St. Nicolas. Linker Hand kommt von Saas im Grund, dem Hauptorte dieſes Thales, her die Saaſer Visp, um ſich bei Stalden mit der Gorner Visp zu vereinigen und von da aus mit ihr, als Vispach, der Rhone zuzuſtrömen. Am Ende des Saasthales nimmt man den Monteroſa in die öſtliche Flanke, da wo er nach Macugnaga und der piemonteſiſchen Ebene abſtürzt. Zu dieſem Zwecke bietet ſich daſelbſt der 7750 F. über dem Meere gelegene Montemoro als Paß ſowie als Ausſichtspunkt. Der Montemoro ſoll für den Monteroſa ſein, was die Wengernalp für die Jungfrau iſt. Am Ende des Zermatt-Thales ſteht man vor der ungeheueren Eismaſſe, welche von dem Monteroſa nördlich in's Wallis hinabſtarrt. Rechts davon ſteht die ungeheuere Pyramide des großen Matterhorns. Auch dort führt, zwiſchen dem großen und kleinen Matterhorn durch, ein Paß nach der piemonteſiſchen Ebene. Er heißt das Matterjoch oder der St. Theodulpaß und iſt weit gefährlicher, als der Montemoropaß. Er iſt der höchſte Alpenübergang in Europa (10,416 F. ü. d. M.); von den letzten Walliſer bis zu den erſten piemonteſiſchen Sennhütten findet man auf neunſtündiger Strecke keine menſchliche Wohnung; der Weg führt 4½ Stunden lang über einen gefährlichen Gletſcher voller Eisſpalten, die gegen Mittag immer wieder aufthauen; der Uebergang iſt überhaupt nur im hohen Sommer rathſam. Während unſeres Aufenthaltes in Zermatt unternahmen zwei Engländer den Uebergang. Aber ſelbſt die Führer verirrten ſich und die unternehmenden Söhne Albions kehrten gegen Abend, nach tagelangem Umherirren zwiſchen Gletſchern und Schneefeldern, unverrichteter Dinge zurück. Trotz der grünen Schleier, deren ſie ſich gegen die Wirkungen des Schneeglanzes bedient hatten, waren ſie der Art geblendet, daß es lange dauerte, bis ſie wieder

das Licht ertragen konnten und zu ihrer gewöhnlichen Sehkraft gelangten. Dieſen Uebergang kann man entbehren. Außer den in's Zermattthal abſtürzenden Gletſchern und dem großen Matterhorn bieten ſich nämlich dem Wanderer verſchiedene Ausſichtspunkte in der nächſten Umgebung Zermatts, darunter hauptſächlich das „Rothhorn“, von welchem aus man eine prachtvolle Ausſicht nicht nur auf den Monteroſa, ſondern auf das ganze Panorama der von ihm auslaufenden Alpenkette haben ſoll. Dieſes Rothhorn iſt alſo für die Monteroſa-Partie etwa, was das „Faulhorn“ für die Berner Alpen iſt, und der Montemoro im Saasthal macht das Rothhorn im Zermattthal eben ſo wenig überflüſſig, als die Wengernalp das Faulhorn. — Wir beſchloſſen daher, nacheinander bis an's Ende beider Thäler vorzudringen, und führten dieſen Plan auch wirklich aus. Ueber den Mittelgrat führt zwar ein Paß, welcher die beiden Thäler verbindet; da es aber zweifelhaft war, ob er gerade gangbar ſei — die Lauinen ſind hier gar häufig —, ſo durchwanderten wir erſt das Saasthal bis zum Montemoro und wieder zurück bis Stalden, und dann das Zermattthal bis Zermatt und gleichmäßig wieder zurück bis Stalden. Es ſind zwei tiefeingeſchnittene wilde Thäler, beſonders aber das Zermattthal. Das Saasthal iſt reicher an Gletſchern, welche dort meiſt bis tief in das Thal hinabſteigen. Hinter Saas im Grund, vispaufwärts, rechter Hand erhebt ſich über dem Dorfe und Wallfahrtsorte Fee ein finſterer Fichtenwald, welchen ſich der noch höhere Monte Fee zum Fußſchemel für einen glänzenden Gletſcher erſehen hat. Dieſer Gletſcher nebſt den ihn umgebenden Schneefeldern über dem Fichtenwalde, welcher feinerſeits den tiefer liegenden Ort Fee bekränzt, bietet wirklich einen feenhaften Anblick. Saas ſelbſt zeigte viele Spuren von Lauinenverwüſtungen der letzten Jahre, über den Haufen geworfene, verſchobene, halb zerſtörte Häuſer, die indeß, ſo weit es möglich war, ſchon wieder bewohnt wurden. Pfarrer Imfeng, der beſte Bergkenner der Gegend, leiſtete uns in dem von ihm gegründeten Wirthshauſe zum Monteroſa in Saas des Abends freundliche Geſellſchaft und begleitete uns des andern

Morgens zum Ort hinaus. Er iſt auch ein rüſtiger Alpenjäger. Mit ſeinem dreiſpitzigen Hut, langem ſchwarzem Rocke und kurzen Hoſen, eine alte Muskete über dem Rücken, ſchritt er auf ſchwerbeſchlagenen Sohlen munter vor uns her. Nachdem man den Feegletſcher rechter Hand hat liegen laſſen, kommt man alsbald an den Allelingletſcher, den man weder rechts noch links liegen laſſen kann; denn er hat ſich quer durch die ganze Breite des Thales gelegt. Aus ſeinen Thoren ſtrömt die Visp hervor. Er muß überſtiegen werden. Das thaten wir und gelangten auf dem entgegengeſetzten Ende an den kleinen Mattmarkſee, an deſſen oberem Ende ſich ein Paar gewaltige Felsblöcke finden, welche der ſich gegenüber zu dem See hinabziehende Schwarzberggletſcher hier zurückgelaſſen hat. Er drang vor 20 bis 25 Jahren allmählig quer durch den See, trug auf ſeinem Rücken die gedachten Felsblöcke, ſetzte ſie hier aus und zog ſich dann wieder zurück. Dieſe Felsblöcke beſtehen aus ſogenanntem Blauſtein, welcher dem Saasthal eigenthümlich iſt. Vogt ſagte uns, daß ähnliche Blöcke ſich auch in weit größerer Entfernung von hier vorfinden, und zwar an Orten, deren Gebirge aus ganz anderen Steinarten beſtehen, woraus auf eine ehemalige Ausdehnung der hieſigen Gletſcher bis zum Jura geſchloſſen wird. Dieſe großen Naturprozeſſe wurden Einem hier im Kleinen ganz anſchaulich. — Man erinnert ſich, daß vor Zeiten St. Preux, oder ſagen wir lieber: Jean Jacques Rouſſeau, ebenfalls in dieſen entlegenen Alpenthälern als Verbannter umherirrte, verbannt durch Julie, die Königin ſeines Herzens, welche gegen deſſen verzehrende Leidenſchaft Zeit und Raum wirken laſſen wollte. Ob wohl Rouſſeau von dieſen Gletſchern und ihren Findlingsblöcken gelernt hat, wie man ſeine Kinder ausſetzt? Man lernt allerlei von dieſer Natur, beſonders wenn man viel mit ihr allein iſt; man lernt von ihr ſogar ſich der Erwachſenen entledigen. Am Ufer des Mattmarkſee's bewährte ſich Pfarrer Imſeng als ein famöſer Schütze. Sieh da einen prächtigen Vogel mit hellrothen Flügeln! Der Herr Pfarrer ſagte, den nenne man hier den Flühvogel, Vogt ergänzte, es

ſei eine Kolibri-Art, die einzige, die in Europa vorkomme. Wir hätten den Vogel gar gern gehabt. Aber Pfarrer Imſeng hatte mit einer Kugel auf Gemſen geladen. Schießt man auch Kolibri's mit Kugeln? Gleichviel! unſer Schütze ſchleicht dem Vöglein nach, legt auf etwa 100 Schritt an, Paff! und das arme Thierchen iſt getroffen. Der Leib war ganz zerſchmettert, aber die ſchönen rothen Flügel ſteckten wir als Trophäen auf unſere Hüte. Darnach verließ uns Pfarrer Imſeng und ſchlug ſich rechts in's Gebirge des Mittelgrates, auf Gemſen. Wir aber ſetzten unſere Wanderung durch das immer öder werdende Saasthal fort, über die Diſtelalp zum Telliboden, einer kleinen Moosebene, unmittelbar am Moro-Gletſcher, um von hier aus den Monte-Moro zu beſteigen.

Während im Saaſer Vispthal die Gletſcher oft tief in's Thal hinabſteigen, bleiben ſie in dem ſchrofferen Thale der Zermatter Visp meiſt oben in den Schluchten ſtecken. Ordentlich ſehen kann man eigentlich nur den ſteilen Biesgletſcher, welcher gegenüber Randa (etwa zwei Stunden vor Zermatt) vom Weißhorn ausgeht, und den gewaltigen Gornergletſcher bei Zermatt ſelbſt. Dazu bleibt der erſtere noch ziemlich in der Höhe, während der Gornergletſcher völlig in's Thal hinabquillt. Dagegen iſt das Zermatt-Thal reicher an ſchönen Berganſichten als das Saasthal. Linker Hand ragen die vielzerriſſenen Miſchabeln des Mittelgrates; rechts erhebt ſich kurz nach dem Eingang in voller Größe das gewaltige Brunneghorn (11,856 F. ü. d. M.), dann auf derſelben Seite das noch gewaltigere Weißhorn (13,895 F. ü. d. M.); vor ſich hat man, von St. Nicolas an, das kleine Matterhorn und das Breithorn, und kurz vor Zermatt kommt dann das große Matterhorn von fabelhafter Geſtaltung (13,838 F. ü. d. M.). Darüber will ich aber eines ganz eigenthümlichen Rückblicks auf die Berner Alpen nicht vergeſſen, der mich kurz hinter Randa auf einer Erhöhung der Thalſohle überraſchte. Die Natur iſt wirklich unerſchöpflich an Schauſpielen. Ich wandte mich um und ſah einen Ausſchnitt der Berner Alpen, ich glaube es war ein Ausläufer des auf der Südſeite der Jung-

frau in's Wallis abstürzenden Aletschhorns, ich sah also ein Berghaupt der Berner Alpen, welchem sich zwei Bergründe der Thäler, welche wir eben durchwandert hatten, von entgegengesetzten Seiten her als Halbrahmen unterbreiteten, und zwar von Links her eine nacktgraue Felswand, von Rechts her eine grüne Alp, welche hell von der Sonne beleuchtet war. Ich weiß nicht wie ich den eigenthümlich wohlthuenden Eindruck wiedergeben soll, den dies neue Schauspiel auf mich machte. Es gibt seltene Greise, welche neben der ernsten Grundlage reicher Erfahrungen sich eine große Jugendfrische bewahrt haben. So wehte mich der Berg an, der sich einerseits den ernsten Fels, andererseits die grüne Alp zur Grundlage erwählt hatte. Hier war Altersweisheit zugleich und heldenmüthige Jugendkraft, zwei Gegensätze, die leichter in der Phrase als in der That zu verbinden sind. Der liebe Herrgott stellt aber auch Alles mit einer Sicherheit hin, als könnte er gegen die kosmokratischen Gesetze der Harmonie und Schönheit gar nicht sündigen. Können es denn die Herren dieser Erde in ihrem Kreise? Schwach können sie sein, undurchdrungen und ohnmächtig zu harmonischer Schöpfung. Aber die Gesetze der vorhandenen Kräfte, ihrer gegenseitigen Beziehungen und Wechselwirkungen auch nur für ein einzelnes Volk wirklich verletzen oder gar umkehren, nein! Das können sie nicht, Das bilden sie sich nur ein. Hinter Allem lebt und webt schließlich doch die Culturanarchie.

Wer auch keinen Anspruch auf die Tröstungen der katholischen Kirche macht, der wird gleichwohl gestehen, daß die freundlichen katholischen Pfarrer in diesen entlegenen Thälern ein wahrer Trost sind. Dem Pfarrer Imseng im Saasthal schließt sich im Zermatt-Thal der wirthliche Pfarrer von Randa in seiner Weise würdig an. Du darfst bei ihm eintreten und um eine Erquickung vorsprechen. Viel Raum findest Du zwar nicht. Du wirst im Schlafzimmer des Herrn Pfarrers empfangen, welches mit der Küche in unmittelbarer Verbindung steht, und Das ist die Hauptsache. Wenn man sich gut versteht, braucht man ja nicht viel Raum. Der Herr Pfarrer stellt Dir sodann

einen Muskatellerwein vor, wie weit und breit kein beſſerer wächſt, und die Jungfer Köchinn bringt Brod, Butter, Käſe, Honig, Eier und was die Küche nur zu leiſten vermag. Nach der Rechnung darfſt Du den freundlichen Herrn nicht fragen; einfacher Dank und eine entſprechende Vergütung an die Jungfer Köchinn bereinigen die Geſchichte.

Außer ſchöneren Anſichten von Schneeriefen hat man im Zermatt-Thal auch wechſelreichere Felspartieen an den hohen, ſteilſchroffen Thalwänden. Zu beiden Seiten blicken mannichfaltige Bergzacken mit ſcheu zurückgezogenen Gletſchern hervor. Durch die eigenthümliche Formation ſeiner Thalwände ſcheint das Zermatt-Thal auch noch mehr dem Sturze der Lauinen ausgeſetzt als das Saasthal. Das ſtimmt zur Frömmigkeit. Ich weiß nicht mehr genau, war's im Saas- oder im Zermatt-Thal, aber in einem von beiden laſen wir auf einem großen Kreuze die Warnung: „Nur kein Todtſünd!“ Gar häufig, beſonders im Zermatt-Thale, ſind die Kreuze, deren Inſchriften von ſtattgehabten Verunglückungen Meldung thun. Gewöhnlich kommt die Meldung aus jener Welt, vom Verunglückten ſelbſt, oft in recht kläglichem Tone. „Lieber Freund!“ beginnt er meiſt; folgt dann die Erzählung, woher er gekommen, wohin er habe gehen wollen, und wie die böſe Lauine ſeiner Wanderung ein Ziel geſetzt. Sie ſind meiſt gereimt; doch erinnere ich mich keines Reims auf Lauinen; wohl aber klingt mir in den Ohren:

Da kam mir ein Lauinenregen
Vom Berge unverſehn's entgegen;

oder:

Da brachte ein Lauinenſchwall
An dieſem Ort mich ach! zu Fall. —

Schon im ungetheilten Vispthale, ½ Stunde vor Stalden, da wo das Thal ſich etwas verengt, befindet ſich eine maleriſche Brückenpartie. Die Zeichner machten dort Halt, und nahmen ſich Skizzen. Auch Maler Ulrich hat dieſe Anſicht der Aufnahme in ſeine Sammlung würdig erachtet. Die kühnſte und ſchönſte Brückenpartie befindet ſich aber an einer tief eingeſchnittenen Stelle des Zermatt-Thales zwiſchen Stalden und St.

Nicolas. Der Blick aufwärts zwiſchen ſchroffen Felswänden zum blauen Himmel, der Blick abwärts in den tiefen Schlund mit der brauſenden Visp erinnern an die Via mala. Doch iſt das Thal weder ſo eng noch ſo finſter als die Via mala, die Brücke ſelbſt iſt gebrechlicher, nicht von Stein, ſondern von Holz, und in ihrer nächſten Umgebung ſtehen üppige Linden und breitlaubiger Ahorn. Ueberhaupt haben beide Vispthäler, trotz Oede und Wildniß, doch einen ſüdlicheren Charakter als das Lauterbrunner, das Grindelwaldthal und andere Thäler der inneren Schweiz. Laubholz geht meiſt neben Tannenholz her, der Pflanzenwuchs auf der Thalſohle und an deren nächſten Abhängen iſt üppiger, ja ſelbſt in der Höhe, wo nur irgend Pflanzenerde haftet und die Sonne hinbrennt, wuchern Reben und allerlei Strauchwerk. Dagegen ſind die Waſſerpartieen nicht ſo reich und mannichfaltig als im Berner Oberland. Wohl kommen häufig Wald- und Gletſcherbäche daher gebrauſt und die rings zerſtreuten Felsblöcke bezeugen, daß ſie bei Regen und Hochwaſſer recht wild werden können. Aber durchweg ſind ſie nicht ſo drangvoll wie die Waſſer des Berner Oberlandes, und wo ſie Waſſerfälle bilden, hängen dieſe meiſt an den Felswänden gekräuſelt hinab wie das aufgelöſte Haar der Quellnymphen. Auch den Schmetterlingen ſcheint der Brand dieſer ſüdlichen Alpenſonne beſonders wohl zu thun. Nie habe ich an einem Orte zuſammen ſo viele, ſo ſeltene und ſo ſchöne Schmetterlinge geſehen als in den beiden Vispthälern. Wenn wir des Morgens ausmarſchirten, flatterte es an den ſonnigen Stellen bereits in allen Farben; während Andere im Schatten, noch durchkühlt vom Thaue der Nacht, an würzigen Blumen hingen. Zunächſt fand ich Alles wieder, was ich auch anderwärts geſehen hatte, nur hier weit häufiger: Apollo's, blaue Schillervögel, Eisvögel, Trauermäntel; außerdem noch eine Menge anderer Schillervögel von braunem und grünem Spielglanze. Zu Hunderten, ja zahllos flatterte der ſonſt ſeltene papilio baetuli herum, mit ſeinen flammendrothen Flüglein, auf denen ſich, außer der ſchmalen ſchwarzen Einfaſſung, auch nicht ein Stäubchen von anderer Farbe befindet. Es iſt

die reine Feuergluth. Reizender war Nichts zu ſehen als dieſe Thierchen, wie ſie rings auf dem Thymian ſaßen, ſich an Honig berauſchten und vor Wohlgefühl die Flüglein bewegten wie kleine Erosflammen. Weniger an Eros und mehr an das Serail erinnerten allerlei bombices in türkiſchen Gewändern. Sie trugen die ſchreiendſten Farben, Türkiſchroth, Ockergelb, Grünſchwarz und Weiß, in Linien und Punkten, die Kreuz und die Quer und im Zickzack. Mit ihren trägen gemäſteten Leibern können ſie nicht weit fliegen, ſondern lieben es, wie Paſcha's, der Ruhe zu pflegen. — Auch die Namen der Berge in dieſen Thälern, der Monte-Moro, die Miſchabeln und viele andere erinnern an die Mauren. Dieſelben mögen wohl damals, als ſie an der liguriſchen Küſte ihre »Fraxinets« (Feſtungen) hatten, von denen aus ſie von Zeit zu Zeit plündernd in die Provence und nach Piemont vordrangen, ihre Züge bis in dieſe Thäler ausgedehnt haben.

Aber nun, lieber Leſer, möchteſt Du wohl endlich Etwas von dem Ziele unſerer Wanderung, dem Monte-Roſa und ſeinen Umgebungen wiſſen. Leider kann ich Dir kaum mehr darüber ſagen als ein Reiſe-Handbuch. Auf dem Monte-Moro im Saasthal ſoll die ganze Maſſe des weiß glänzenden Monte-Roſa viele tauſend Fuß aufwärts, das ganze grüne Thal von Macugnaga viele tauſend Fuß abwärts vor Einem liegen. Man ſoll vier Spitzen des Monte-Roſa, darunter die höchſte, ſehen, und ſeine gewaltigen Gletſcherarme ſollen bis tief in das grüne Thal von Macugnaga hinabreichen. Steige man endlich nach Macugnaga hinab, ſo genieße man einer Ausſicht, welche weit großartiger ſei als die von Chamouny auf den Montblanc. Wohl haben wir die Mühe nicht geſcheut, den 7750 Fuß hohen Monte-Moro zu erſteigen, und dieſe Erſteigung iſt ſchwierig genug. Oben angelangt fanden wir aber Alles, Berg und Ebene, von einem Nebelmeere umwogt. Wohl brach hie und da einer der Schneegipfel oder auch ein Stück des weißen Bergleibes hervor, was uns die ſchwindelnde Höhe und den rieſigen Umfang des zweiten der europäiſchen Berge ermeſſen ließ, der zwar um einige

t Fuß niedriger als der Montblanc, dafür aber bisher
ſtiegen iſt, während der Montblanc ſeit den letzten zwanzig
Jahren faſt alljährlich erſtiegen wird. Auch ſchimmerte von Zeit zu Zeit aus der Tiefe ein Stück grüner Ebene auf, aber zu einem Geſammteindrucke kam es nicht. Man ſagt wohl, verhüllte Schönheit reize doppelt. Aber die Verhüllung erhöht den Reiz nur für die ſubjective Verlangſamkeit, nicht für den objectiven Schönheitsſinn. Ich werde wohl ſuchen, den Monte-Roſa einmal in unverſchleierter Schönheit zu überraſchen; aber bis dahin ſpielt er in meiner Phantaſie gar keine gefährliche Rolle, während die Jungfrau, welche ich unverſchleiert ſah, darin fort und fort lebt. — Noch ſchlimmer als auf dem Monte-Moro ging es uns in Zermatt. Wir waren dort mehrere Tage vollends eingeregnet, ſo daß an die Beſteigung von Ausſichtspunkten gar nicht zu denken war. Dafür aber bot die Umgebung Zermatts ſchon an und für ſich einige Entſchädigung. Man ſieht hier den unteren Theil des gewaltigen Gornergletſchers, des Hauptgletſchers des Monte-Roſa, welchen die Walliſer deutſcher Zunge auch das Gornerhorn nennen. Wie eine ſilberne Rieſenſchärpe quillt er am Fuße des Berges auf die grüne, fichtenumgebene Thalſohle hinab. Um ihn ganz zu überſehen, müßte man den Riffelberg oder das Riffelhorn beſteigen. — Sodann hat man, rechts vom Gornergletſcher, das große Matterhorn in voller Größe vor ſich. Es hat die Form einer abgeſtumpften Pyramide, nicht annäherungsweiſe, ſondern faſt vollſtändig. Die Baſis erſcheint faſt gewagt ſchmal für ſeine ungeheuere Höhe. Alle Wände ſind ſo abſchüſſig, daß der Schnee in zuſammenhangenden Feldern darauf nicht haften bleibt. Oben iſt es übergebeugt, und zwar wie geknickt, was den Anblick nur noch drohender macht. Es iſt 13,850 Fuß hoch, eine Höhe, welcher gegenüber die berühmten Pyramiden von Ghize bei Memphis, die größten der Welt, als bloße Meilenſteine für Zwerge erſcheinen. Es iſt ein fabelhaft ungeſtaltiger Berg. Daß er ſchön ſei, könnte ich nicht ſagen. Er iſt ein Ungeheuer. Vogt hat das Wagniß unternommen, ihn in Oel zu zeichnen. Er hat ihn

mitten in die Spinatfelder Zermatts geſtellt, ja er ließ ihn ſogar verſchämt erröthen von den Strahlen der untergehenden Sonne. Vergebens! das Matterhorn blieb ein Bergpolyphem und das Vogt'ſche Bild wird eines der durchbohrendſten bleiben, die er je gemalt hat. Man ſieht das Matterhorn hinlänglich aus der Nähe von Zermatt, auch ohne eine beſondere Höhe zu erſteigen. Will man aber ein Weiteres thun, ſo beſteigt man das Hürnli, von wo aus man dieſen Berg noch vollſtändiger überſiebt. Das Hürnli iſt dem Matterhorn mit einer ſchiefen Fläche vorgebreitet wie ein Toilettenſpiegel, als wenn Mangel an Schönheit das Bedürfniß, ſich vom Gegentheil zu überzeugen, ſtets nur verdoppele. — Die unterbliebene Beſteigung dieſes „Hürnli“ konnten wir ſchon verſchmerzen, nicht ſo leicht aber die des unteren Rothhorns, welches ich oben als das Faulhorn des Monte-Roſa bezeichnet habe. Maler Ulrich war oben geweſen und zeigte uns ein dort aufgenommenes Panorama, welches ein Schauſpiel von großartigſter Pracht ahnen ließ. — Während der Regen an die Fenſter ſchlug, hielt uns Vogt eine Vorleſung über die Gletſcher, welcher auch einige Fremde mit Intereſſe zuhörten. Woher kommt es, daß die Gletſcher tief unter den Gefrierpunkt, oft bis in die grünen Matten hinabſteigen können, ohne vor der Macht der Sonne wegzuſchmelzen? Die unteren Theile ſchmelzen auch unaufhörlich weg, erhalten aber ſtets Nachwuchs von Oben. Daher die Erſcheinung, daß ein Gletſcher, in welchem man heute Eisgrotten, Gänge und Thürme geſehen, oft eine ganz andere Geſtalt darbietet, wenn man ihn nach einigen Jahren wiederſieht. Wie dieſer Nachwuchs, überhaupt die Ab- und Zunahme der Gletſcher entſteht, darüber ſind die Gelehrten nicht ganz einig. Sauſſure erklärte das Rutſchen des Gletſchers einfach durch mechaniſchen Druck, den oben angehäufte Schneemaſſen auf denſelben ausüben. Der nachrückende Schnee verwandele ſich dann in den Gebirgs-Einſattlungen durch Eindringen von Waſſer immer wieder zu Eis, und ſo erſetze ſich von Oben her Dasjenige, was am unteren Gletſcherende wegthaue. Nach den merkwürdigen Beobachtungen, welche Agaſſiz, Deſor und

Vogt auf dem unteren Aargletſcher gemacht haben, ſoll dagegen das Wachſen der Gletſcher anders zu erklären ſein. Das Gletſchereis iſt blaſiger als das Flußeis und hat eine Menge größerer und kleinerer Spalten und Löcher. Dringe Schneewaſſer oder Regen in dieſe zahlloſen Oeffnungen, ſo gefriere dasſelbe und dränge auf dieſe Weiſe den Gletſcher auseinander. Die dadurch erfolgende Ausdehnung wirke aber natürlich immer nur nach dem unteren Ende des Gletſchers. Vogt wies zur Unterſtützung dieſer Anſicht auf die ſteilen Gletſcher des Zermatt-Thales hin, welche, wenn der mechaniſche Druck von Oben eine ſo große Rolle ſpiele, längſt in das Thal hinab geſtürzt ſein müßten. Dabei wäre freilich noch feſtzuſtellen, ob dieſe Gletſcher nicht wirklich von Zeit zu Zeit theilweiſe in das Thal hinabſtürzen, und ob nicht die oben haftenden Maſſen der Art in die Schluchten eingebettet ſind, daß ſie dem Anſtoße zu völligem Abſturze einen entſprechenden Widerſtand entgegen zu ſetzen vermögen. Doch Dem ſei, wie ihm wolle, Soviel iſt ſicher, daß die Gletſcher, wie wir Menſchenkinder, dem Fort- und Rückſchritte unterworfen ſind, dem Rückſchritte durch unüberlegtes Schwelgen im Sonnenſchein, dem Fortſchritte durch innere Arbeit, durch Druck von Oben oder durch Beides zugleich. Rückt der Gletſcher vor, ſo ſchiebt er alle Felsmaſſen, die ſich an den Seiten abgelöſet haben und auf ihn abgerollt ſind, eben ſo Alles, was an ſeiner Stirne ihm im Wege iſt, mit ſich fort und bildet Schuttwälle von Geſchieben aller Art, „Moränen“ genannt. Die Moräne an der Vorderſeite nennt man „Endmoräne“ oder „Stirnwall“, die Moränen an der Seite „Seitenmoränen“ oder „Gandecke“. Zieht ſich nachher der Gletſcher wieder zurück, ſo bleiben dieſe Moränen als mehr oder minder ſprechende Zeugen ſeiner früheren Gegenwart zurück. Eben ſo die Felſen, welche er auf ſeinem Rücken trug und die man dann als Findlingsblöcke in oft ganz fremdartiger Umgebung wiederfindet. Aus ſolchen Erſcheinungen hat man denn darauf geſchloſſen, daß unſere Erde in der Urzeit ſowohl von Norden als von Süden her in großartigſter Ausdehnung vergletſchert geweſen.

Ich ſage Urzeit. Nimmt man außerdem als feſtſtehend an, daß unſere Erde früher eine feurige Kugel geweſen, ſo muß dieſer Urzeit wohl noch eine Ururzeit vorausgegangen ſein. Aber der Abkühlungsfortſchritt der Erde iſt ja ſo außerordentlich gemäßigt vor ſich gegangen, daß deren Temperatur ſeit den hiſtoriſchen Zeiten keine bemerkenswerthe Veränderung mehr erlitten hat. So mag alſo die innere Hitze der Erde ſchon längſt keinen merklichen Einfluß mehr auf deren Oberfläche ausgeübt haben, wie Das heute der Fall iſt, obgleich, könnten wir dem Centrum der Erde entgegenfahren, wir noch heute, nach Zurücklegung von 3 Kilometern, will ſagen von etwa ¾ Poſtſtunden, bei der Temperatur des ſiedenden Waſſers anlangen müßten. Da iſt alſo weiter Raum zur Vereinbarung zwiſchen Vulkaniſten und Neptuniſten. Dagegen kömmt man mit Vater Adam und Mutter Eva, ſowie mit der ganzen bibliſchen Schöpfungsgeſchichte etwas in die Brüche. Aber dagegen haben ſich ja ſchon viele andere Zeugen, ſelbſt menſchliche Stimmen aus den egyptiſchen Königsgräbern erhoben, und Das iſt nun einmal unſer Loos, daß wir einen guten Theil unſeres Lebens darauf verwenden müſſen, uns zu der Welt wieder in das natürliche Verhältniß zurück zu verſetzen, aus dem man uns von Kindesbeinen an gewaltſam herausgerenkt hat.

In Zermatt befand ſich damals nur ein einziges Wirthshaus, gehalten von Herrn Dr. Lauber, d. h. einem Doctor von Selbſternennungsgnaden. Man war nicht ſchlecht verpflegt. Dafür aber, daß doch der Regen durch den Holzplafond der Schlafſtuben tropfte und daß die Verpflegungsgegenſtände bloß den Hülfsquellen der nächſten Umgebung entnommen waren, war die Rechnung unverſchämt. Er ließ uns die höchſten Sätze der erſten Hôtels bezahlen. Wir waren keine Neulinge in der Schweiz und kannten die Preiſe unter den verſchiedenſten Vorausſetzungen. Aber darüber herrſchte Einſtimmigkeit, die Rechnung des Herrn Lauber ſei einer Lauine der Habſucht zu vergleichen. Wir ließen daher auch auf dem Rückwege in verſchiedenen Fremdenbüchern Inſchriften zurück, aus welchen unſere verun-

glückten Louisd'ore den Wanderer kläglich anredeten und vor dem „Lauinenregen“ des Herrn Lauber warnten. Dies ſind ſich die Reiſenden unter einander ſchuldig. Ein zweites, größeres Wirthshaus ſollte, wie man uns ſagte, 1852 eröffnet werden. Auch iſt es möglich, daß Herr Lauber ſich gebeſſert hat. Ich finde ihn wenigſtens in den durchweg gewiſſenhaften und höchſt verdienſtlichen Conduitenliſten, welche das Handbuch von Bädeker über die Schweizerhôtels führt, nicht ſchwarz angeſtrichen.

Nachdem wir mehrere Tage vergeblich auf helles Wetter gewartet hatten, entſchloſſen wir uns eines Morgens, da der Regen etwas nachließ, zum Rückmarſch. Kaum waren wir aber zum Dorf hinaus, als das Wetter mit erneutem Ungeſtüm wieder losbrach. Der Regen fiel in Strömen, zum Donner des Himmels geſellte ſich der Donner der Lauinen, die Bergwaſſer ſtürzten in wilder Fülle rings von den ſteilen Höhen und riſſen uns Weg und Steg vor den Augen weg. In allen Dörfern waren die Ortsbehörden auf den Beinen und requirirten Leute zur Wiederherſtellung der Wege. Aber darauf konnten wir nicht warten. Wir ſchritten rüſtig fort durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, wegelos und unter ſchallendem Regen. Weder das Brauſen der Waſſer noch der Donner des Himmels und der Lauinen vermochten uns den Humor zu rauben.

Wenn Vogt manchmal inmitten eines geſchwollenen Baches auf einem Stein ſtand und nicht wußte, wie vorwärts noch rückwärts, ſo bedrängt, daß er nicht an Andere, ſondern nur an ſich ſelbſt denken konnte, grade dann ſang er laut in die Wellen hinein: „Ich zittre nur für Titus!“ worauf Loewe und ich ihm recitative erwiederten: „Schrecklich! doch weiter!“ — So ſchlugen wir uns wohlgemuth durch bis St. Nicolas, von wo wir am folgenden Tage über Stalden wieder nach Visp und in das Rhonethal zurückkehrten.

Hier trennte ſich Reinſtein von uns. Er wanderte rhoneaufwärts dem Rhonegletſcher zu, um ſich auch die weniger beſuchten Partieen des Oberwallis anzuſehen, während wir rhone-

abwärts dem Genfer See zuſtrebten. Dieſer Reinſtein hat die Schweiz noch ganz anders durchpilgert als ich, und mit wie offenen Augen! Der hat noch ganz andere Bergbekanntſchaften angeknüpft als ich. Ebenſo Mayer. Die kennen jedes Horn, jede kleine Bergnadel, und nennen ſie geläufig bei Namen wie gute Bekannte. Dabei kann Mayer ſich in einen ſchönen Berg ſo verlieben, daß das ganze Selbſtgefühl ſeiner Frau dazu gehört, um nicht eiferſüchtig zu werden.

Die Sprachgränze zwiſchen dem Ober- und Unterwallis bildet der Ort Pfyn (ad fines), halbwegs zwiſchen Leuk und Siders. Im Oberwallis ſpricht man deutſch, im Unterwallis franzöſiſch. Beide ſind katholiſch. Die deutſchen Oberwalliſer haben ſogar Anſiedlungen bis in das von Südoſten her angränzende, durch die Toſafälle berühmte Formazza-Thal vorgeſchoben, wo ſie die deutſche Zunge auf piemonteſiſchem Boden vertreten. Von dieſen Anſiedlungen ſtammt wohl auch das Dorf Bosco, auch Gurin genannt, her, welches auf der entgegengeſetzten Seite des Formazzathals im Canton Teſſin liegt, da wo dieſer an das Formazzathal angränzt. Bosco iſt das einzige deutſche Dorf der italieniſchen Schweiz. Das Oberwallis ſoll ein ſtilles, grünes Alpenthal ſein. Rhoneabwärts ſoll die Gegend einförmig ſein bis Niederwald, von da ab reizend, und großartig bei Vieſch. Dort befindet ſich außer dem von den Vieſcherhörnern überragten Vieſchergletſcher auch der gewaltige Aletſchgletſcher, der größte aller ſchweizeriſchen Gletſcher.

Das Rhonethal wird in ſeinem Verlaufe ſtets ſumpfiger. Von den höchſten Bergen Europa's eingeengt reißen bei Ungewittern die von den Gebirgen ſtürzenden Gewäſſer Felſen und Gerölle los und bedecken damit die Ebene. Die Thalſohle iſt meiſt nur eine Stunde breit und zeugt von den gewaltigen Verheerungen, welche der Strom bei jedem Hochwaſſer verurſacht. Die Rhoneufer beſtehen auf weiter Strecke hin aus Sumpf und Moor, aus denen nur Weiden, Erlen und Schilf, wie in grauen Träumen, emportauchen. Daneben Wieſenwachs und einiger Feldbau. In der Umgebung von Sitten ſah ich Getraide-,

Mais- und Kartoffelfelder, an verſchiedenen Stellen der Abhänge jedoch vortrefflichen Wein. Häufig findet man auch die Reben mittelſt Pfählen und Latten laubenförmig über die Straße gezogen. Der Coquempin und Lamarque, welche in der Nähe von Martigny wachſen, ſtehen im Rufe vorzüglicher Güte. Sonſt iſt grade der Thalwinkel bei Martigny nicht zu empfehlen. Noch vor Kurzem fand man dort den Cretinismus in der abſchreckendſten Geſtalt. Das Uebel ſchwindet zwar mehr und mehr, ſeitdem für luftigere Wohnung geſorgt wird; aber die Lage bleibt ungeſund. Ich habe ſpäter einmal eine Nacht in Martigny zugebracht und werde es ohne Noth nicht wieder thun. Ungeſunde Dünſte, welche aus den moorigen Umgebungen aufſteigen, beklemmen Einem die Bruſt, und Millionen giftiger Schnaken bedrohen jede harmloſe Blöße, ſumpfgeborene, hagere, dünnbeinige, welche wenig ſchlafen, jede bereit, ihren Dolch in das herrſchſüchtige Blut jenes Naturtyrannen zu tauchen, welcher ſich den Herrn der Schöpfung nennt. In Sitten (Sion), wo wir übernachteten, trafen wir einen Herrn, welcher uns auf unſerer ganzen Reiſe unſichtbar begleitet hatte, nämlich durch eine Karte, welche er über die ſüdlichen Wallisthäler von Sitten bis Visp herausgegeben hat. Es war Herr Studer aus Bern, welcher faſt alle bemerkenswerthe Höhen der Schweiz erſtiegen und ſich um deren Kenntniß bedeutende Verdienſte erworben hat. Noch jetzt unternimmt er alljährig bedeutende Bergreiſen, obwohl ſein Haar bereits vollſtändig weiß iſt. Darunter ſchaut aber noch ein recht geſundes, friſches Berggeſicht hervor. Die erwähnte Spezialkarte der ſüdlichen Wallisthäler, im Maaßſtabe von 1 : 100,000, kann den Beſuchern derſelben nicht genug empfohlen werden. — Diejenigen unſerer Freunde, welche nach Bern zurückzukehren beabſichtigten, hatten zwar davon geſprochen, von Sitten aus über den »Sanetſch« zu gehen, einen zweiten Paß, welcher aus dem Wallis über die Berner Alpen nach dem Canton Bern führt, etwas mehr weſtwärts als die Gemmi. Aber das anhaltend ſchlechte Wetter ließ Dies nicht zu, und ſo faßten ſie den Entſchluß, mich und Loewe noch bis nach Vevay zu

begleiten, um von dort aus mit der Poſt den Umweg über Bülle zu machen, während Loewe nach Neuſchatel zurückzukehren und ich in Lauſanne neuen Wohnſitz zu wählen beſchloß.

Hat man den rechten Winkel, welchen die Rhone bei Martigny macht, paſſirt, ſo öffnet ſich weiter rhoneabwärts alsbald linker Hand bei Vernayaz die enge, ſteile Felsſchlucht des Trient, eines Bergſtromes, welcher aus dem Chamounythale hergeſtrömt kommt. An der Brücke, auf welcher wir ihn überſchritten, hatte am 21. Mai 1844 ein blutiges Gefecht zwiſchen den conſervativen Ober- und den radicalen Unterwalliſern Statt, in welchem die letzteren unterlagen. Als darauf die in das Blut der Freiheit getauchte Fahne des Cantons Wallis auf dem demnächſtigen eidgenöſſiſchen Schießen zu Baſel erſchien, wurde ſie bereits von dem keck aufſtrebenden Geiſte der zukünftigen Schweiz durchſchoſſen und beſchimpft, worin Weiterblickende ſchon damals die Vorboten jenes Sturmes erblickten, welcher ſich alsbald in den Freiſchaarenzügen und dem aus deren Niederlage hervorgegangenen Feldzuge gegen den Sonderbund Luft machen ſollte. Und heute führen die damals geſchlagenen Radicalen das Ruder im Canton Wallis und laſſen den Reiſenden, in Ermangelung eines Paſſes, auf ſein menſchliches Geſicht und höchſtens noch einen guten Rock, ruhig von dannen ziehen. So enthalten Niederlagen oft die Keime zu künftigen Siegen.

Noch etwas weiter, etwa 1½ Stunden hinter Martigny, ebenfalls linker Hand, leuchtet Dir von Ferne der alabaſterweiße Strahl der Piſſevache, des ſchönſten Waſſerfalles des Rhonethales, entgegen. Er wird von der Sallenche gebildet, welche, auf der Dent du midi entſpringend, hier in einem Sturze von 120 Fuß in das Rhonethal hinabfällt. Wer dieſen Waſſerfall „Piſſevache“ getauft hat, der mag es verantworten. Ich ſage das nicht aus zimperlicher Sittſamkeit, ſondern weil das Schauſpiel, was ſich hier vor Deinen Augen entfaltet, dieſen trivial-buccoliſchen Namen nicht verdient. Wenn eine Kuh pißt, das iſt natürlich, aber nicht gerade ſchön. Dieſer Waſſerfall iſt aber ſehr ſchön. Das iſt ſo wahr, daß man ſich der Bezeichnung Piſſevache ganz harm-

los bedient, ohne auch nur im Entfernteſten an den Act zu denken, welchen es bezeichnet, wogegen z. B. bei dem „Staubbach“ und „Gießbach“ ſich der Urſprung dieſer Namen bei der Vorſtellung der durch ſie bezeichneten Waſſerfälle mit geltend macht. Wir ſtiegen von der entgegengeſetzten, St. Mauricer Seite näher an die Piſſevache hinan, da die verſtäubenden Waſſer ſie nach der Seite hin, von welcher wir kamen, für die ruhige Beſchauung unzugänglich machten. Von dieſem Standpunkte aus gewinnt der Waſſerfall einen mehr durchſichtigen Charakter, ganz verſchieden von demjenigen, welchen er dem auf der Straße bleibenden Beſchauer darbietet. Das Waſſer ſpringt hier, vom Anſturze getrieben, in einem ziemlichen Bogen vor, und theilt ſich dann in kleinere Maſſen, die wie Geiſterarme mit kryſtallenen Dolchen hinabzucken. Es iſt dies der Hauptſtrahl nach der Seite von Martigny zu, während die andere Hälfte auf der St. Mauricer Seite mehr mild und ſchleierartig, aber doch lebensvoll, funkelnd und mannigfaltig hinabrieſelt. — Auf dem linken Rhoneufer läuft nun der Canton Wallis in einem ſchmalen Streifen bis zum Genfer See fort. Dagegen beginnt auf dem rechten Ufer alsbald der Canton Waadt, deſſen über dem nördlichen Ufer des Genfer Sees ausgebreitete Hauptmaſſe hier ein unregelmäßiges Dreieck ſüdlich hinabſenkt. Die Schenkel desſelben werden einerſeits von der Rhone, andererſeits vom Canton Freiburg gebildet, während Wallis und Bern die Grundlinie abgeben. Die Gränze der beiden Cantone Wallis und Waadt überſchreitet man auf der Brücke von St. Maurice. Dieſe Brücke ſetzt von dem äußerſten Ausläufer der Dent du Midi aus dem Wallis über die Rhone hinüber zu dem entgegenſtehenden Ausläufer der Dent de Morcles im Waadtland. Die Brücke, welche 70 Fuß Spannung hat, iſt kühn und maleriſch. Goethe ſagt von ihr:

„Ich ſah die Felſen ſich bei St. Maurice zuſammendrücken und über die Rhone, die unten durchrauſcht, in einem hohen Bogen eine ſchmale, leichte Brücke kühn hinübergeſprengt. Die mannigfaltigen Erker und Thürme einer Burg ſchließen drüben gleich an und mit einem einzigen Thore iſt der Eingang geſperrt.

Der Graf (Herzog Karl Auguſt von Weimar) meinte, die Brücke ſei ſo ſchön gebaut, daß es ausſehe, als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben ſetzt.“ — Der maleriſche Brückenthurm, welcher früher der Landſchaft zu beſonderer Zierde gereichte, hat den Stürmen des Sonderbundskrieges weichen müſſen. Kaum biſt Du über die Brücke, ſo macht ſich ein wohlthuender Contraſt geltend. Noch eben warſt Du von Schmutz und Aermlichkeit umgeben, jetzt treten allenthalben die Spuren des Fleißes und der Sauberkeit hervor. Dieſer Gegenſatz des ſauberen proteſtantiſchen Waadtlandes zu dem ſchmutzigen katholiſchen Wallis macht ſich als unabweisliche Wirklichkeit geltend, Du magſt ihn ſehen wollen oder nicht, Du ſeieſt Katholik, Proteſtant, Jude oder Heide. Denkt man dabei des heiligen Mauritius und der 6000 von der thebaiſchen Legion, welche die Sage hier im Jahre 302 unter Kaiſer Maximian den Märtyrertod erleiden läßt, weil ſie ſich weigerten, dem Chriſtenthume untreu zu werden, dann fragt man ſich unwillkürlich, ob denn ſo viel rothes opfermuthiges Blut vergoſſen werden mußte, damit eine ſolche Saat des phyſiſchen und geiſtigen Elendes daraus emporwuchere? — Im Geiſte des Stifters lag Dies gewiß nicht; Chriſtus war ſchön und ſtrahlend von Angeſicht wie ſeine große liebevolle Seele. Aber der verdummende Einfluß der Kleriſei trägt einen großen Theil der Schuld. Wie ſollte eine verdummte, träge Seele den Körper zu ſchöner Thätigkeit beleben? — Es iſt wahr, daß die Walliſer mit Sumpf und Fels zu kämpfen haben, daß die Arbeit mühevoll iſt. Aber der Theil des Waadtlandes, deſſen Sauberkeit uns hier überraſcht, iſt ja auch von hohen Gebirgen eingeſchloſſen und von der ſchlammigen Rhone langſam durchſchlichen. Schon Rouſſeau ſagte gerade von dieſem Theile der Rhone: „Die Rhone ſcheint zu fürchten, mit ihrem ſchlammigen Waſſer das azurne Kryſtall des Sees zu beſchmutzen.“ Und noch Mehr! Die Waadtländer haben ihre Betriebſamkeit ſelbſt bis in den Canton Wallis ausgedehnt. Ein Herr Maçon aus Lauſanne hat dem rechtuferigen Gebirge bei Sitten durch regelrechten Bau treffliche Strecken fruchtbaren Weinlandes abgewon-

nen, wo jetzt ein vorzüglicher Wein wächst. In dem bei Sievers auf dem linken Rhoneufer mündenden Einfischthale wird seit geraumer Zeit von Berlinern Nickelerz bergmännisch gewonnen, welches dann auf einem Hüttenwerke bei Sievers geröstet und geschmolzen wird. Das sind nur einzelne Fälle von vielen.

Damit die Protestanten sich aber nicht Zuviel auf diese Thatsachen zu Gute thun, will ich hier eine Geschichte erzählen, welche darauf hinweist, daß das katholische Feuer im betriebsamen Waadtlande vielleicht noch mehr unter der Asche glimmt, als der äußere Anschein vermuthen läßt. Diese Geschichte, welche ich einer alten Chronik entnehme, mithin verbürgen kann, wird vielleicht manchen Katholiken wieder versöhnen. — In den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, kurz ehe dem Waadtlande von den Bernern die Reformation gebracht wurde (1536), hatte sich die waadtländische Kirchgemeinde Lutry, am nördlichen Ufer des Sees zwischen Vevay und Lausanne, für schweres Geld einen funkelnagelneuen Heiligen angeschafft. Nach der Katastrophe sollte derselbe mit seinen Brüdern in's Feuer wandern. Aber die klugen Väter des Städtchens wußten ihn dadurch zu retten, daß sie ihn an ein freiburgisches Dorf um einen Scheffel dürrer Birnschnitzen vertauschten. Dabei — und das ist die Hauptsache — machten sie den ausdrücklichen Vorbehalt, daß Lutry das Recht behalte, gedachten Heiligen gegen Erstattung der Birnschnitzen jederzeit zurückzuverlangen. Im Jahre 1847, als die damaligen Väter der Stadt, gute Conservateure, so treulich für den Sonderbund sprachen, glaubte man die Zeit zur Verwirklichung jenes Vorbehaltes fast gekommen.

Kaum ist die Brücke von St. Maurice passirt, so entfernt sich die Straße etwas von der Rhone. Sieh da liegt das freundliche, grüne Bex, Angesichts der vielzackigen Dent du Midi, welche im reinsten Schnee prangt; etwas weiter auf einem einzeln aus dem Thale aufsteigenden Hügel ragt der malerische Thurm von St. Triphon, der Ueberrest eines die Rhone beherrschenden Schlosses, angeblich römischen Ursprungs; dann kommt Aigle, das Aquileja der Römer, ehemaliger Standort römischer

Reiterei, aus dem ſchwarzen Marmor der Umgebung erbaut; rechts an den Abhängen des Gebirges zeigen ſich die glücklichen Weinberge von Yvorne, welche den vorzüglichſten Wein der Schweiz liefern. Endlich blitzt Dir von Ferne das blaue Licht des Leman entgegen, nach dem Du ſchon lange ausgeſchaut haſt. Ja, das iſt der tiefblaue Leman, von dem Jean Jacques ſagte: »Mon lac est le premier!« Und da ſind wir ſchon an den Ufern, an welchen er die Helden ſeiner neuen Heloiſe nach ſo viel Liebesjubel ſo viel Kämpfe und Schmerzen erdulden läßt. Hier wandelten St. Preux, Julie und Clara. Hier wandelten noch Andere, auch Ludlow und Broughton, Cromwell'ſchen Angedenkens, welche beide in dem Gerichte geſeſſen, welches den engliſchen Karl zum Tode verurtheilte. Hier ſtarben ſie als Flüchtlinge; ihr Staub ruht in der Martinskirche zu Vevay. Es war Nacht geworden. Leiſen, doch feſten Schlages ſchlugen die Wellen an's Ufer; große Nußbäume beugten ihre Zweige tief zu den Waſſern des Sees hinab. Schloß Chillon ragte dunkeltrotzig. — Der See war ruhig, auch des folgenden Morgens. Sein ſchönes Blau wird von keinem Schweizerſee erreicht. Der erſte Eindruck, den er mir machte, iſt auch noch der letzte. Es iſt der erhabener Melancholie! Er iſt viel beſungen. Es ſei mir geſtattet, auch zwei Strophen hier hinzuſtellen, die er mir eingegeben:

Dir lauſch' ich gern am kühlen Orte,
Erhaben ruh'ger See,
Wenn leiſen Schlags heran an Deine Borde
Es rauſcht wie tiefes Weh.

So wogt die Bruſt, die ſich der Schmerzen
Nicht leicht entſchlägt,
Doch in der Hut der Kraft mit ſtolzem Herzen
Sie ſicher trägt.

Reiterei, aus dem ſchwarzen Ma-
rechts an den Abhängen des Ge-
Weinberge von Yvorne, wel-
Schweiz liefern. Endlich h-
des Leman entgegen, nach
Ja, das iſt der tiefb-
ſagte: »Mon lac es-
den Ufern, an wel-
ſo viel Liebesjube-
Hier wandelten
delten noch A
w e l l'ſchen ?
welches de-
ben ſie a-
Vevay.
ſchluge
Zwei
rag-
M
e-
»

Druck von W. Keller in Gießen

In demselben Verlage ist erschienen

Physiologische Briefe

für

Gebildete aller Stände

von

Carl Vogt.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. Thlr. 3. 10 Ngr. oder fl. 6. — kr.

Köhlerglaube und Wissenschaft.

Eine Streitschrift

gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen

von

Carl Vogt.

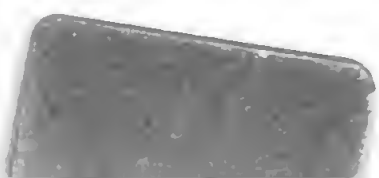
Dritte, mit einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage.

gr. 8. 20 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

Stanford University Libraries
3 6105 013 454 744

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

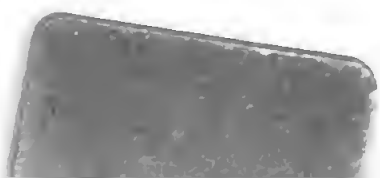


Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 013 454 744

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004



Digitized by Google